



Bewegung!

Strapazieren statt schonen: Wie Gelenke gesund bleiben

Helmut Kohls Nachlass
**Wer hebt den Schatz
von Oggersheim?**

Start-ups
**Wetten auf den
Deal des Lebens**

plus KulturSPIEGEL
**Die Kunst
der Freundschaft**

KulturSPIEGEL

Thelma Houston
Ernie
Bert
Joko
Anneli
Laurel
Batman
Robin
Serena
Hardy
Robyn
Blair

Printed in Germany
Türkei TL 20,-
Thailand Baht 450,-
Tschech. Republik Kč 175,-
Ungarn Ft 1.850,-
Spanien € 5,70
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,90
Portugal (cont) € 5,70
Schweden skr 65,-
Norwegen NOK 69,-
Polen (ISSN 00387452) zł 31,-
Japan Yen 1760,- (+tax)
Malta € 6,-
Hongkong HK\$ 85,-
Italien € 5,70
Griechenland € 6,20
Großbritannien £ 5,10
Finnland € 7,10
Frankreich € 4,90
Belgien € 5,-
Dänemark skr 46,-

Hausmitteilung

Betr.: Häuptling, Monty Python, Leserzahlen, KultursPIEGEL



Hauck, Smoltczyk

SPIEGEL-Reporter Alexander Smoltczyk serntete vor allem Unverständnis bei den Kollegen, als er vor Wochen in der Redaktion diese Geschichte erzählte: Ein Seemann aus Oberfranken, mit bürgerlichem Namen Hauck, der sich im Amazonasgebiet seit Jahrzehnten als Indio-Häuptling Tatunca Nara ausgibt; Eldorado und Morde im Urwald; Nazi-Soldaten, die per U-Boot die Flüsse hochfahren – das klang nach einem üblen Schauerroman. Smoltczyk ließ sich nicht abschrecken und

reiste von Manaus aus 35 Stunden auf einem Flussdampfer den Rio Negro hinauf. Während der Suche verdichteten sich die Geschichten über den Mann ebenso wie der Regenwald Amazoniens. Kurz vor dem Dschungelsitz Tatuncas blieben Smoltczyk und Fotograf Johannes Arlt endgültig im Schlamm stecken. Wie sie den Mann und sein Geheimnis doch noch entdeckten, ist nicht weniger unglaublich als das Seemannsgarn des deutschen Indianers.

Seite 50

Die Monty Pythons waren die Anarchos unter den Komikern, mit ihren absurden Sketchen drangen die Briten in den Siebziger- und Achtzigerjahren bis in die deutsche Jugendkultur vor. Schon auf dem Schulhof zitierte Redakteur Christoph Scheuermann längere Passagen aus den Python-Filmen, das Holzfäller-Lied kennt er noch heute auswendig. Jahrzehntelang war es ruhig um die Gruppe, jetzt sind die fünf verbliebenen Mitglieder ein letztes Mal in London auf der Bühne zu sehen. Dass sie sich für die Proben zur Show im Café eines Folktanz-Zentrums treffen – wo Scheuermann ihnen auflauerte –, passt bestens zur sehr eigenen Komik von John Cleese, Eric Idle, Terry Gilliam, Michael Palin und Terry Jones.



Scheuermann, Cleese

Seite 58

Bei Deutschlands Entscheidern ist der SPIEGEL mit großem Abstand die Nummer eins. Das belegt die aktuelle „Leseranalyse Entscheidungsträger in Wirtschaft und Verwaltung“. Jeder Zweite in dieser Zielgruppe nutzt regelmäßig den SPIEGEL oder SPIEGEL ONLINE. Dabei ist der SPIEGEL der reichweitenstärkste Titel aller untersuchten Medien. 30 Prozent aller Entscheider greifen Woche für Woche zum SPIEGEL (*Focus* 21,8 Prozent, *Stern* 20,8 Prozent, *Die Zeit* 11,1 Prozent). SPIEGEL ONLINE hat mit 816 000 Nutzern pro Woche bei Entscheidern eine fast doppelt so hohe Reichweite wie der Zweitplatzierte, focus.de.



FOTO: JOHANNES ARLT / DER SPIEGEL (0)

In der Juli-Ausgabe widmet sich der KultursPIEGEL, der der Inlandsauflage beiliegt, dem Thema Freundschaft. Expertin Susanne Lang spricht darüber, wie aus Kampfgeliebten auf dem Schlachtfeld elf Freunde auf dem Fußballplatz wurden. Warum Frauen im Film bisher meist Konkurrentinnen sein mussten und wieso sich das nun ändert, darüber macht sich Redakteurin Maren Keller Gedanken. Und Andreas Steinhöfel, Schöpfer der „Rico und Oskar“-Trilogie, erzählt, warum er in seiner Kindheit so oft allein war.

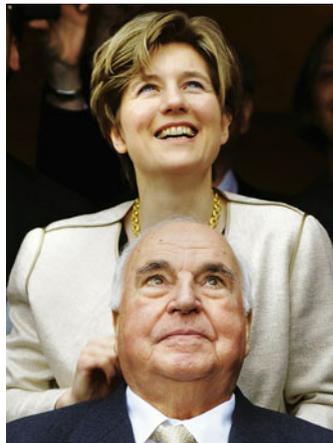


Ein Staat zerfällt

Irak Die terroristischen ISIS-Kämpfer haben Tatsachen geschaffen: Während Sunniten und Schiiten um die Vormacht kämpfen, nutzen die Kurden das Chaos, um ihren Machtbereich auszudehnen. Sein Land sei „ernsthaft bedroht“, konstatiert der irakische Außenminister Hoschjar Sebari im Interview. **Seiten 74, 76**

Das Erbe des schwarzen Riesen

Geschichte Der CDU steht ein Streit um den politischen Nachlass von Helmut Kohl bevor. Im Bungalow des Altkanzlers in Oggersheim lagern wertvolle Akten über seine 16-jährige Amtszeit. Die CDU hätte sie gern für das Parteiarchiv. Doch Maïke Kohl-Richter möchte sich die Deutungshoheit über den Kanzler der Einheit sichern. **Seite 18**



Ministerin in der Defensive

Bundeswehr Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen steht vor ihrer größten Bewährungsprobe. Beim Personalumbau muss sie Widerstände brechen, bei verkorksten Rüstungsvorhaben aufräumen und die schlechte Stimmung im Haus vertreiben. Jetzt will sie das Land auch noch auf Drohnen einstimmen. **Seite 22**



Reise nach Eldorado

Aussteiger Am Rio Negro, im Amazonasgebiet, lebt ein 72-Jähriger mit fränkischem Akzent und Schildkröten-Tattoo. Er nennt sich Tatunca Nara und will Eldorado entdeckt haben. Mit seinen Geschichten hat er Steven Spielberg beeindruckt und eine Vielzahl von Gold- und Glückssuchern; immer wieder finden welche den Weg zu ihm. Manchen ist das nicht gut bekommen. **Seite 50**

Titel

102 Bewegungen gegen den Schmerz – wie Knie und Hüften gesund bleiben

Deutschland

12 Leitartikel Warum Deutschland bewaffnete Drohnen braucht

14 Viel Vertrauen in Merkel / Rüstungsindustrie droht mit Abwanderung von Jobs / Kritik an Personalpolitik von SPD-Familienministerin Schwesig / Kolumne: Die Klassensprecherin

18 Geschichte Die CDU und das Ehepaar Kohl streiten um das Erbe des Kanzlers der Einheit

22 Bundeswehr Misslingt Ursula von der Leyen die Neuorganisation ihres Ministeriums?

24 Geheimdienste Edward Snowdens Anwältin Jesselyn Radack und der Ex-NSA-Agent Thomas Drake über die wahren Gründe amerikanischer Datengier

26 Diplomatie Präsidentenberater John Podesta über deutsch-amerikanische Datenschutzdiskussionen

27 Affären Hat Linken-Chefin Kipping gelogen?

28 Regierung Hinter den Kulissen macht Unions-Fraktionschef Kauder Stimmung gegen den Koalitionspartner

30 Justiz Der Prozess gegen Gustl Mollath geht von vorn los – nur schaut diesmal die ganze Republik zu

34 Strafvollzug Muslimische Seelsorger sollen die Radikalisierung von Gläubigen in deutschen Gefängnissen verhindern

38 Milliardäre Hat der Kunstberater Helge Achenbach einen Aldi-Erben betrogen?

40 Zeitgeschichte Die jüdische Journalistin Ruth Weiss blickt im SPIEGEL-Gespräch auf ihr Leben zwischen Antisemitismus und Apartheid zurück

44 Hochschulmedizin Wie die Uni-Kliniken zu retten wären

46 FDP Das Bundespräsidialamt hat Ärger mit der Frau des ehemaligen Bundespräsidenten Walter Scheel

Gesellschaft

48 Sechserpack: Deutschland ist schön / Poesie: Was sagen ein paar 800 Jahre alte Streifen Pergament?

49 Eine Meldung und ihre Geschichte Warum im Ruhrgebiet eine Traumhochzeit wiederholt werden soll

50 Aussteiger Das fantastische Leben des Tatumca Nara im Urwald Amazoniens

56 Homestory Eine nervenzehrende Fernbeziehung mit einer schottischen Telefonistin

Medien

57 Die niederländische Journalistin Rena Netjes über ihre Verurteilung in Ägypten / Schwarzer unterliegt Kachelmann

58 Comedy Eine Begegnung mit der britischen Komikertruppe Monty Python

Wirtschaft

61 Argentinien soll zahlen / Siemens baut um / Frauen verzweifelt gesucht

62 Internet Wie Brüssel den amerikanischen Netzgiganten Paroli bieten will

65 Textilien Marode Subunternehmen fertigen für namhafte Hersteller wie Puma

66 Unternehmer Wenn Gründer in jungen Jahren ein Vermögen machen – was dann?

68 Eurokrise Ein Plan gegen den Investitionsstau

70 Finanzmärkte Interview mit der neuen europäischen Bankenaufseherin Danièle Nouy

Ausland

72 Der libysche Exgeneral Chalifa Haftar über sein Vorgehen gegen die Islamisten / Iranerinnen kämpfen für das Recht auf den Besuch von Sportveranstaltungen

74 Irak Die Lage in der von ISIS belagerten Stadt Mossul

76 Interview Der irakische Außenminister Hoschjar Sebari warnt vor dem Zerfall des Staates

78 Ukraine Vage Aussichten auf einen Frieden

80 Polen Hintergründe der Warschauer Abhöraffäre

82 Italien Außenministerin Federica Mogherini ist eine der ungewöhnlichsten Personalien von Reformpremier Matteo Renzi

86 Südsudan Drei Jahre nach der Unabhängigkeit versinkt das Land im Chaos

89 Global Village Warum russische Wissenschaftler auf einer griechischen Insel nach Unsterblichkeit streben

Sport

91 Die Gehälter der WM-Trainer / Mehr Gewalt gegen Polizisten bei Fußballspielen

92 Vermarktung Wie WM-Stars soziale Netzwerke für Werbung nutzen

94 Euphorie Die Teams aus Lateinamerika beeindrucken mit Tempo und Leidenschaft

96 Nationalmannschaft Toni Kroos ist zur entscheidenden Figur im deutschen Spiel geworden

98 Wettbetrug Wurden WM-Partien verschoben?

Wissenschaft

100 Mit dem ehemaligen Merkel-Flugzeug Schwereelosigkeit erleben / Hygieniker warnt vor dem Waschen von Hühnerfleisch

109 Geschichte Neue Spur zu dem rätselhaften Deckengemälde der Illuminaten

110 Geologie Auf geheimer Mission – was britische Forscher bei einer Vulkanexpedition in Nordkorea erlebten

113 Seuchen Ebola-Epidemie in Afrika ist außer Kontrolle

Kultur

114 Neue Fundstücke aus der Sammlung Gurlitt / Gesamtwerk der Operndiva Maria Callas auf 69 CDs / Kolumne: Besser weiß ich es nicht

116 Buchmarkt Amazons Kampf gegen die deutsche Verlagskultur

120 Internet SPIEGEL-Gespräch mit dem Cyberpionier Jaron Lanier über die Gefahren des digitalen Kapitalismus

124 Zeitgeist Ein Fotoband über die Siebzigerjahre feiert die Geburt des modernen Fußballs

126 Dokumentationen US-Regisseur Errol Morris über seinen Donald-Rumsfeld-Film

129 Literaturkritik Neuübersetzung von Nathaniel Hawthornes „Der scharlachrote Buchstabe“

8 Briefe

128 Bestseller

130 Impressum, Leserservice

131 Nachrufe

132 Personalien

134 Hohlspiegel / Rückspiegel

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten



Jaron Lanier,

Internetpionier, fürchtet, dass der Cyberkapitalismus die Demokratie bedroht. Im SPIEGEL-Gespräch sagt er: „Die Umsonstkultur ist eine Täuschung.“ **Seite 120**



Federica Mogherini,

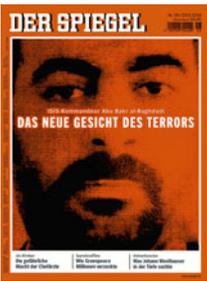
italienische Außenministerin, verkörpert den Wandel, den Premierminister Matteo Renzi in seinem Land vorantreiben will. Italien soll in Europa wieder mehr Gewicht erhalten. **Seite 82**



Mesut Özil,

Nationalspieler, gibt nicht gern Interviews. Hat er auch nicht nötig. Über 20 Millionen Menschen folgen ihm auf Facebook und Twitter und konsumieren Özils Werbetouren. **Seite 92**

FOTOS: DEANNE FITZMAURICE / DER SPIEGEL (O.); DRAGAN TATIC / PICTURE ALLIANCE / DPA (M.); REAX FEATURES / ACTION PRESS (U.)



„Der Nahe Osten gerät gewaltig ins Wanken. Und wir Europäer sowie die US-Amerikaner stehen erst mal hilflos da. Ein paar Statements, mehr ist wohl leider nicht zu erwarten.“

Erwin Chudaska, Rödermark (Hessen)

Vorsicht, Weitsicht, Geduld

Nr. 26/2014 ISIS-Kommandeur Abu Bakr al-Baghdadi – Das neue Gesicht des Terrors

Dem islamistischen Terror begegnet man nicht mit guten Worten, sondern mit kompromissloser Härte. So wie al-Qaida und Osama Bin Laden müssen auch ISIS und al-Baghdadi entschlossen bekämpft und nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Sie stellen eine Riesengefahr für den Nahen Osten wie auch für unsere Sicherheit hierzulande dar.

Christofer Grass, Freiburg im Breisgau

Bin Laden und al-Baghdadi haben den Fehler begangen, mit ihren Anschlägen die Kreise der Weltmacht USA und ihrer Verbündeten zu stören. Ihr Terror entsetzt uns so, dass wir uns fast nach den alten Zeiten zurücksehnen.

Uwe Tünnemann, Lemgo (NRW)

Wenn der Sicherheitschef von Karakosch meint, dass die Christen schon lange dort leben würden, hat er sicher recht. Christen waren lange vor dem Islam im Nahen Osten, der heutigen Türkei und in ganz Nordafrika zu Hause. Was mich auch noch wundert, ist das Verhalten der Millionen Muslime – sicher überwiegend friedvolle Menschen –, die in Westeuropa unbehindert ihren Glauben praktizieren können und von denen man zu den schrecklichen Vorgängen in den Regionen, die von ihrer Religion geprägt sind, nichts hört.

Gerhard Schmidt, Berlin

Sollten NSA und Co. trotz Metadaten-Abschöpfung keine Ahnung von der bevorstehenden ISIS-Offensive im Irak gehabt haben? Da kommt ja Hoffnung auf!

Klaus Grönlund, Kajaani (Finnland)

Humanitäre Hilfe vor Ort, ja; aber ansonsten sollte sich die westliche Welt bei diesem Flächenbrand in Vorsicht, Weitsicht und Geduld üben und vor allem ihre eigenen Landsleute intensiver als bisher vor Dschihadisten schützen.

Rüdiger Reupke, Isenbüttel (Nieders.)

Das islamistische Aggressionspotenzial schlägt auf die muslimischen Parallelgesellschaften in ganz Europa durch. Der Islamismus erweist sich immer mehr als Belastung und akute Gefahr. Es wird höchste Zeit, die deutsche Gesellschaft vor ihren Feinden zu schützen.

Jürgen Bollinger, Neuwied (Rhld.-Pf.)

Der Nahost-Experte Kenneth Pollack ist auch nur ein „Glaubens“-Krieger, der allerdings nur denkt und nicht handelt. Das übliche Berater-Syndrom: Kennt tausend Stellungen, hat aber noch keine selbst umgesetzt. Wo bleiben konkrete Alternativen?

Michael Graw, Lübeck

Sehr, sehr viel reden

Nr. 25/2014 Kolumne von Jakob Augstein

Es mag sein, dass Gauck noch mehr als bisher und deutlicher auf die Herausforderungen der modernen Gesellschaft reagieren sollte. Aber was seines Amtes ist, nämlich die moralischen Werte einer Gesellschaft offensiv zu vertreten, das verkörpert Gauck wie nur wenige seiner Vorgänger. Ihn daher, wie Augstein es tut, in irgendeinen Vergleich oder Zusammenhang mit Christian Wulff zu setzen und sich sogar dahin zu versteigen, unser Land habe es mit Gauck „noch schlechter getroffen“, ist geradezu absurd und grotesk.

Wilfried Mommert, Berlin

Glückwunsch, Herr Augstein, Sie haben es geschafft, meine Wut auf diesen Schwadronneur à la Wilhelm zwo abzumildern. Der Mann ist dennoch eine Zumutung, hat Frau Merkel dies etwa gewusst?

Gerold Korte, Nordhorn (Nieders.)

Ein Segen, dass Augstein vor der Heiligsprechung Gaucks den Mut hat zu sagen, dass er ein Mann von gestern ist. Dass er sehr, sehr viel redet, ohne etwas von Bedeutung von sich zu geben. Viele meiner Freunde und ich (75) begreifen nicht, wieso dieser Mann so hoch gehandelt wird. Vielleicht sagt dies mehr über unser Land aus als über unseren Präsidenten.

Peter Sahla, Herdwangen-Schönach (Bad.-Württ.)

Steilvorlage

Nr. 25/2014 SPIEGEL-Gespräch mit CDU-Mann Volker Kauder über die Rolle der Religion in der Politik

Mit der christlich-jüdischen Tradition, die Herr Kauder so beschwört, befänden wir uns noch im Mittelalter. Was Europa anziehend macht, ist ihre Überwindung durch die Aufklärung. Viele der überfälligen Reformen der jüngeren Vergangenheit entspringen dem Verständnis des Menschen als evolutionär entstandenes Wesen mit eigenen Bedürfnissen, was sich gegen die christliche Tradition mühsam durchsetzen musste: Paragraf 218, Entkriminalisierung der Homosexualität, Religionsfreiheit,

Scheidung, Kinder außerhalb der Ehe. Da wird Herr Kauder in der Bibel und bei den Kirchenvätern lange nach zeitgemäßen Antworten suchen können!

Helmut Lambert, Bonn

Dass ich das noch erleben darf! Der SPIEGEL, immer kritisch bis respektlos gegenüber Christen und Christentum, führt respektvolle und kenntnisreiche Gespräche mit bekennenden Christen. Mein jahrzehntelanges Doppelleben als aktiver Christ und gläubiger SPIEGEL-Leser, das mir oft Seelenqualen bereitet hat, ist beendet. Hiermit erkläre ich mein offizielles Coming-out!

Prof. Martin Beck, Tübingen

Laut Kauder liegt der Grund für viele Missstände in der Welt, wie die Asylproblematik, also einfach darin, dass wir als Menschen nie so sein können wie er (Jesus). Wir müssen nichts Vollkommenes abliefern. Wie beruhigend! Ich hatte schon befürchtet, wir müssten Fehler selbst verantworten. Dabei sollten wir alle einfach nur mehr beten! Bei solch unaufgeklärter Christenrhetorik wird mir ganz anders.

Dr. Phillip Oberdorfer, Göttingen

In einer säkularen Gesellschaft sollten Politiker wissen, dass ihr Glaube Privatsache zu sein hat. Mir ist ein ungläubiger oder gottloser Mensch, der nach Kants kategorischem Imperativ lebt und die Menschenwürde als hohes Allgemeingut anerkennt, lieber als ein Mann, der seinen sonntäglichen Kirchgang publiziert und gleichzeitig Mitmenschen nach Lust und Laune missachtet und auf äußerst würdelose Weise herabsetzt.

Dr. Heide Borchers, Oytten (Nieders.)

Was für eine Steilvorlage von Kauder: Es gebe Situationen, in denen „man als Christ und Politiker schuldig wird. Nehmen Sie das Thema Rüstungsexporte“. Leider haben Ihre Redakteure dieses Thema nicht genommen. Es wäre doch ganz aufschlussreich gewesen, wie Herr Kauder seine Verantwortung mit seinem Engagement für Heckler & Koch vereinbart.

Christine Treublut, Tuttlingen (Bad.-Württ.)

In der heutigen Zeit halten sich die meisten Menschen für Christen, doch sie wechseln ihre Meinung wie der Wind die Richtung. Deshalb gefällt Kauders geradlinige Stellungnahme als bekennender Christ.

Fritz Adam, Mosbach (Bad.-Württ.)

Ein ganz famoses Haus

Nr. 25/2014 Dirk Kurbjuweit über die Welt, wie Christian Wulff sie sieht; Julian Nida-Rümelin über die Dynamik der Affäre Wulff

Auch wenn den Einlassungen Kurbjuweits einiges entgegenzusetzen ist – was soll's. Der SPIEGEL hat über Wulffs wichtiges Buch angemessen, kritisch, insgesamt fair und nicht uniform berichtet. Chapeau.

Dirk Roßmann, Burgwedel (Nieders.)

Wulff jetzt ganz unten? Mit mehr als 200 000 Euro Ruhebezüge im Jahr? Menschen ganz unten kennt er wohl keine.

Heinz Steng, Darmstadt

Ganz unten ist auch in einem reichen Land noch ein gutes Stück tiefer als das, was Wulff erlebt hat. Allein der Mangel dieser Erkenntnis lässt ihn für das Präsidentenamt ungeeignet erscheinen. Ihm wurde hart zugesetzt, aber letztendlich hat er dies weitgehend selbst verursacht.

Manfred Karmann, Heusweiler (Saarl.)

Kurbjuweits Artikel kann man nur ein Gedicht von Wilhelm Busch hinzufügen: „Die Selbstkritik hat viel für sich. Gesetzt den Fall, ich tadle mich, so hab ich erstens den Gewinn, dass ich so hübsch bescheiden bin. Zum Zweiten denken sich die Leut, der Mann ist lauter Redlichkeit. Auch schnapp ich drittens diesen Bissen, vorweg den anderen Kritiküssen. Und viertens hoff ich außerdem, auf Widerspruch, der mir genehm. So kommt es denn zuletzt heraus, dass ich ein ganz famoses Haus.“

Franz Koshorst, Kassel

Ein weiterer Artikel, in dem Kurbjuweit versucht, sich sein schlechtes Gewissen von der Seele zu schreiben. Wulff sei ja selbst „eine der giftigsten Schlangen“ gewesen. Da trifft den einzelnen Journalisten dann keine wirkliche Schuld mehr, oder?

Nico Woche, Berlin

Kurbjuweit ist eine ausgezeichnete Nachhilfe in Demokratie und Pressefreiheit für die Herren Wulff und Steinbrück gelungen. Besorgt bin ich aber darüber, dass immer wieder Politiker in höchste Ämter gelangen, die die Grundideen unserer Demokratie nicht verstanden haben.

Jürgen Ziegenbein, Bielefeld

Wenn jemand sein Buch „Ganz oben Ganz unten“ betitelt, kann man nur noch gratulieren: „Herr Bundespräsident a. D., Sie sind wieder mal ganz der Alte!“

Dr. Thomas G. Schätzler, Dortmund

Nida-Rümelin irrt, wenn er meint, dass es eine strikte Trennung von Privatem und Öffentlichem gibt, die zu den Grundprinzipien jeder demokratischen Ordnung ge-

höre. Gerade der Fall Wulff zeigt, dass die Würde eines öffentlichen Amtes ein angemessenes privates Verhalten verlangt.

Hans-Rainer Burisch, Essen

Hut ab vor Julian Nida-Rümelin, der einfühlsam versucht, einen Weg zurück zu journalistischer Ethik aufzuzeigen.

Sylvio J. Godon, Wangen im Allgäu

Wulff und seine Frau sonnten sich in ihren Rollen. Das beschädigt die Würde des Amtes und zeugt von der Unfähigkeit, angemessen agieren zu können. Auch Buchveröffentlichungen mit Plattheiten als Inhalt sind nicht geeignet, sich nachträglich Reputation zu verschaffen.

Irmgard Wolf, Pluwig (Rhld.-Pf.)

Zu viele Graustufen

Nr. 25/2014 Wie guter Unterricht funktioniert – und Eltern eine gute Schule erkennen können

Alles gut, alles schön. Aber der Indikator, ob eine Schule etwas taugt, sollten die Schüler sein. Wenn sie stolz sind, auf diese Schule zu gehen, und später ihr Leben meistern, machen die Lehrer alles richtig.

Regina Hendel, Zwickau (Sachsen)

Großartig dieser Versuch, im ausschließlich beschreibenden Verfahren in Bremen, das regelmäßig bei Pisa einen unteren Ranking-Platz einnimmt, eine gute Schule auffindig zu machen. Die kritischen Anmerkungen sind das Salz in dem Kaleidoskop, auch wenn ich hier und dort Hinweise auf lernpädagogische Aspekte vermisste.

Karl-Heinz Groth, Goosefeld (Schl.-Holst.)

Mein Kompliment für die insgesamt differenzierte Einschätzung, was eine gute Schule ist. Die Lehrer haben in Ihrem Artikel Gesichter und Namen – die Lehrerinnen hingegen bleiben gesichts- und namenlos (außer Frau Grelle). Geben Sie auch ihnen die Bedeutung, die sie haben!

Gerlind Vief-Schmidt, Werder (Brandenb.), Studiendirekt.

Ein Beitrag, inspiriert vom WhatsApp-Stil der Schüler: konfus und von mäßigem Erkenntniswert. Die Prüfung, was eine „gute“ Schule ist, bleibt aus – vielleicht, weil richtig und falsch keine sinnvollen pädagogischen Kriterien sind? Weil es zu viele Graustufen gibt? Auf der Checkliste vermisste ich Punkt 16: „Wir lernen einfach“.

Jonas Rau, Aichtal (Bad.-Württ.)

Fehlt nicht auf der Checkliste zumindest ein Punkt zum Kernauftrag von Schule: der Vermittlung von Kompetenzen?

Dr. Axel Staudte, Brunsbüttel (Schl.-Holst.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen.
leserbriefe@spiegel.de

Leitartikel

Mehr Verantwortung in der Welt

Die Drohnen-Debatte verschärft die Auseinandersetzung über eine neue deutsche Außenpolitik.

Gleich dreimal ist seit Anfang des Jahres eine neue deutsche Außenpolitik ausgerufen worden: vom sozialdemokratischen Außenminister, von der christdemokratischen Verteidigungsministerin und vom Bundespräsidenten, den die Grünen für sein Amt vorgeschlagen hatten. Es gibt in allen politischen Lagern Unterstützung dafür, dass sich Deutschland international stärker engagieren soll.

Zwei Vorwürfe schlagen den Verfechtern deutscher Verantwortung jedoch seither entgegen. Der erste Vorwurf lautet: Kriegstreiberei. Der zweite: leere Worte. Weder der eine noch der andere ist berechtigt.

Frank-Walter Steinmeier wird als Kriegstreiber beschimpft, Joachim Gauck von der Linkspartei als „widerlicher Kriegshetzer“ geschmäht. Dabei deutet nichts darauf hin, dass die deutsche Regierung künftig die Bundeswehr leichtfertig als Mittel zur Lösung internationaler Konflikte einsetzen wird. Im Gegenteil: Deutschland wird, und das ist richtig so, seine Soldaten nur unter größten Skrupeln in Kampfeinsätze schicken. In den beiden Weltkrisen dieser Tage, in der Ukraine und in Syrien/Irak, hat Deutschland eine militärische Option – zu Recht – kategorisch ausgeschlossen.

Dabei bezeugt der Konflikt in der Ukraine, was der Außenminister unter aktiver Außenpolitik versteht: die unermüdliche Suche nach diplomatischen Auswegen, bilateral und multilateral, vom Weimarer Dreieck bis zur OSZE. Er bemüht sich zu vermitteln, er trägt dazu bei, dass der Westen bei seiner Haltung bleibt.

Allerdings ist nicht jeder Konflikt auf der Welt durch Diplomatie zu entschärfen. Es wird immer wieder barbarische Entwicklungen in irgendwelchen Ländern geben, sodass es nötig ist, mit Gewalt einen Massenmord zu verhindern, einen Bürgerkrieg zu beenden oder die Sicherheitsinteressen des Westens zu wahren. Ohne die Bereitschaft, in letzter Konsequenz auch militärisch einzugreifen, kann eine neue deutsche Außenpolitik kaum auskommen. Wer diese Notwendigkeit anerkennt, ist noch lange kein Kriegstreiber.

Außerhalb Deutschlands blickt man erstaunt auf die Deutschen und ihre Schwierigkeiten, ihre Außenpolitik neu zu justieren. Die Verbündeten wünschen und erwarten, dass Deutschland mehr Verantwortung übernimmt. Sie fürchten nicht deutsche Führung, sondern deutsche Untätigkeit. In der schwersten Krise in der Geschichte der Europäischen Union

ist es zu einer Selbstverständlichkeit geworden, dass Deutschland die Führungsrolle übernimmt.

Auch der Vorwurf, Gauck, Steinmeier und Ursula von der Leyen hielten nur Sonntagsreden, trifft nicht zu. Dazu ist das Thema zu schwierig und überdies unpopulär. Die Deutschen sind skeptisch gegenüber größerem Engagement. Eine Mehrheit lehnt Militäreinsätze auch dann noch ab, wenn alle diplomatischen Mittel erschöpft sind. Wenn sich aber ein paar Politiker ausnahmsweise nicht davor drücken, die Bürger mit unbequemen Fragen zu behelligen, ist das verdienstvoll.

Ohnehin knüpft die neue deutsche Außenpolitik an die Normalisierung an, die von der Regierung Schröder/Fischer ausgegangen ist. Dazu gehörten die deutsche Beteiligung am Kosovo-Krieg ebenso wie das deutsche Nein zur Invasion im

Irak. Was den Militäreinsatz in Afghanistan angeht, steht eine Bilanz noch aus.

In dieser Woche wird der Vorwurf der Kriegstreiberei wieder laut werden. Dann steht eine Anhörung zum umstrittensten Rüstungsprojekt der Bundeswehr an: zur Drohne. Sie dient der Luftaufklärung, kann aber auch bewaffnet werden und somit ins Kampfgeschehen eingreifen. Die Bundeswehr will diese Waffe, weil sie eigene Soldaten schützt. Auch Ministerin von der Leyen ist dafür, hält sich aber öffentlich noch zurück.

Die Drohne verschärft die Grundsatzdiskussion über die neue Außenpolitik. Die moralische Frage beschäftigt Kir-

chen und Menschenrechtsorganisationen, Soldaten wie Politiker. Viele befürchten, dass die Hemmschwelle für militärische Einsätze sinken wird, falls Soldaten aus sicherer Entfernung töten können.

Tatsächlich werden Drohnen in einigen Ländern völkerrechtswidrig eingesetzt. Extralegale Tötungen, wie sie die USA in Pakistan und Israel im Gaza-Streifen für angemessen erachten, sind mit dem Grundgesetz nicht zu vereinbaren und müssen für Deutschland tabu bleiben.

Andererseits ist es legitim, die eigenen Soldaten durch überlegene Kriegstechnik vor Gefahr zu schützen. Für die Unterstützung von Soldaten, die in Bodenkämpfe verstrickt sind, ist eine Drohne moralisch nicht bedenklicher als ein Kampfhubschrauber oder eine Rakete.

Wer es für richtig hält, dass sich Deutschland im wohlwogenen Ernstfall auch militärisch engagieren soll, muss so konsequent sein, die Soldaten zu deren Schutz so gut wie möglich auszurüsten.



CDU

Frauen fordern Einfluss auf Reform

Seit CDU-Generalsekretär Peter Tauber eine Parteireform und das Werben um mehr weibliche Mitglieder angekündigt hat, rangeln die Parteifreunde um Plätze in seiner Reformkommission. Vor allem Frauen stellen klar, dass sie nicht zu kurz kommen wollen. „Es ist für mich selbstverständlich, dass Frauen in allen Kommissionen auf allen Ebenen der CDU gut vertreten sind“, sagt Maria Böhmer, Chefin der Frauen Union, „da ist noch Luft nach oben.“ Ihre Stellvertreterin, Annette Widmann-Mauz findet, in Taubers Kommission „sollte eine kritische Masse von mindestens einem Drittel Frauen vorhanden sein“ – schon aus inhaltlichen Gründen: „Die CDU kann Frauen als Zielgruppe nur erfolgreich ansprechen, wenn auch Frauen die entsprechende Strategie mitentwickeln.“ Neben Taubers Team hat die CDU noch weitere drei Gremien gegründet, die das gesellschaftspolitische Profil der Partei schärfen sollen. Parteivize Armin Laschet, zuständig für das Thema „Zusammenhalt der Gesellschaft“, will, dass in diesen Runden auch Nichtmitglieder sitzen. „Wir können auf externe Impulsgeber aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur nicht verzichten“, sagt er. ama

Regierung Aufstand gegen Schwesig

Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig (SPD) steht im eigenen Haus wegen ihrer Personalpolitik in der Kritik. Die neue Struktur des Ministeriums sei höchst intransparent, klagte die Personalratsvorsitzende laut Teilnehmern bei einer Personalversammlung vergangenen Dienstag. Erwogen wird offenbar sogar eine Klage gegen die Leitung des Ressorts, weil Mitbestimmungsrechte bei mehreren Einstellungen verletzt worden seien. Außerdem hätten Mitarbeiter per Flurfunk über ihre Versetzung erfahren und nicht durch die Ministeriumsspitze. Staatssekretär Ralf Kleindiek bestätigte bei der Versammlung, dass Schwesig seit ihrem Amtsantritt 16 Posten mit externen Kräften besetzt habe; darunter sind einige ehemalige Mitarbeiter der SPD-Parteizentrale. Beschwerden gegen Schwesig gab es auch wegen der



Schwesig



„Leopard II“-Panzer-Produktion bei Krauss-Maffei in München

Rüstung

Konzerne drohen Gabriel mit Abzug

Die deutschen Rüstungskonzerne setzen Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel (SPD) unter Druck, seine Exportpolitik zu lockern. Wenn sie nicht weiterhin Waffen in Staaten wie Saudi-Arabien oder Katar ausführen dürften, könnten Jobs ins Ausland abwandern, warnten die Vorstände mehrerer Waffenproduzenten Gabriel bei Gesprächen im Ministerium. So befindet sich nach Erkenntnissen der Regierung Panzerproduzent Krauss-Maffei Wegmann (KMW) angeblich bereits in Verhandlungen mit dem französischen Konkurrenten Nexter über den Aufbau eines Joint Ventures. Ziel sei es, Waffensysteme in Frankreich zu

produzieren und damit von der wesentlich skrupelloseren Ausfuhrpolitik der Regierung in Paris zu profitieren. Die Verhandlungen sollen noch in einem frühen Stadium sein. KMW dementiert Pläne einer Verlagerung von Teilen der Produktion nach Frankreich. Widerstand gegen Gabriels harte Haltung in Rüstungsfragen formiert sich auch beim Koalitionspartner. Der CSU-Abgeordnete Hans-Peter Uhl sagt: „Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn in anderen Ländern jetzt wegen Gabriels Exportverboten unseren Waffenfirmen mit ihren Spitzenprodukten der rote Teppich ausgelegt wird.“ js, gt

langsamen Arbeit der Führungsspitze. So dauere es zum Teil Monate, bis über sogenannte Leitungsvorlagen entschieden werde, ganze Referate könnten in der Zwischenzeit nicht arbeiten. Schwesig ging in ihrer Antwortrede laut Anwesenden nicht auf die Kritik ein und verließ die Versammlung vorzeitig. akm

langsamem

SPD Rot-rotes Signal

Die SPD Thüringen erwägt eine Mitgliederbefragung nach der Landtagswahl am 14. September. „Die Bundespartei hat Standards gesetzt, da können wir nur schwer dahinter zurück“, sagt Landesgeschäftsführer René Lindenberg. Nach Lage der Dinge wird die SPD in jedem Fall

für eine Regierungsbeteiligung gebraucht werden, sie würde wohl Juniorpartner entweder wie bisher der CDU oder der Linken. Noch offen ist, ob die Mitglieder vor Beginn möglicher Bündnisverhandlungen abstimmen sollen oder nach einem fertigen Koalitionsvertrag. Vor der Wahl festlegen will sich die Partei diesmal nicht, aber die Stimmung unter den Genossen hat sich gedreht: „Unsere Leute haben die Schnauze voll von der Union“, sagt ein SPD-Regierungsmittglied, „es wird keinen Widerstand gegen ein rot-rotes Bündnis geben.“ Auch Sozialministerin und SPD-Spitzenkandidatin Heike Taubert hatte kürzlich vor Vertrauten erklärt: „Natürlich wäre Rot-Rot in Thüringen ein Signal, auch für Berlin.“ red

FOTOS: HRSCHULZ / IMAGO (O.); SEAN GALLUP / GETTY IMAGES (U.)

Afghanistan Schwierige Mission

Die Bundesregierung fürchtet wegen des Streits um Fälschungen bei der Präsidentenwahl ein Scheitern der ersten demokratischen Machtübergabe in Afghanistan. Außenminister Frank-Walter Steinmeier hat deshalb vergangene Woche seinen Afghanistan-Beauftragten Michael Koch auf eine schwierige Mission geschickt. Er soll die Kontrahenten um die Präsidentschaft, Abdullah Abdullah und Ashraf Ghani, in Kabul zur Raison bringen. Abdullah, der beim ersten Wahlgang vorn lag, hatte seinem Konkurrenten nach der Stichwahl Mitte Juni Fälschungen vorgeworfen. Nach Hinweisen auf Manipulationen war ein Mitglied der Wahlkommission zurückgetreten. Am vergangenen Freitag prangerten Tausende Anhänger Abdullahs in Kabul erneut Fälschungen an. Eskaliert der Streit, wäre die Vereidigung des neuen Präsidenten im August unrealistisch. Damit stünde auch die vorgesehene Trainingsmission der Nato nach dem Abzug der Kampftruppen bis Ende 2014 wieder auf der Kippe. mgb

Sicherheit Ganz vertraulich

Es waren hochkarätige Geheimdienstler, Spitzenbeamte und Unions-Sicherheitspolitiker, die sich am vergangenen Dienstag in einem Nebenzimmer des Berliner Italiens Il Punto verabredet hatten. Die Chefs von Bundespolizei und Bundesamt für Verfassungsschutz, Dieter Romann und Hans-Georg Maaßen, fuhren ebenso vor wie die Vizepräsidenten von Bundesnachrichtendienst und Bundeskriminalamt. Aus dem Innenministerium kamen Staatssekretäre und Abteilungsleiter. Das Thema der vertraulichen Gespräche war die Gründung eines konservativen „Sicherheitsclubs“, der sich vierteljährlich treffen soll. Die 16 Teilnehmer beunruhigt vor allem das negative Image der Sicherheitsbehörden. Nach den Skandalen um V-Leute des Verfassungsschutzes und den Enthüllungen über den US-Geheimdienst NSA ist die Stimmung in den Behörden so schlecht wie lange nicht. Dem müsse man entgegenreten, forderte Stefan Kaller, Abteilungsleiter Öffentliche Sicherheit im Bundesinnenministerium. gud, jös

Gesundheit Kuren für Gebildete

Je höher Schulabschluss und Einkommen, desto größer sind für Mütter die Chancen, eine Kur bewilligt zu bekommen. Das belegen neue Zahlen des Müttergenesungswerks. „Frauen, die nicht so fit im Kopf sind wie andere Antragstellerinnen oder einfach nicht wissen, was sie alles einfordern können, werden vom System diskriminiert“, sagt Geschäftsführerin Anne Schilling. Schließlich sei es häufig notwendig, einen gut formulierten schriftlichen Widerspruch einzureichen. „Es liegt aber auch an den Ärzten“, so Schilling weiter. Man kenne Fälle, da würden sich die Mediziner gar nicht

mehr um Kuren bemühen, wenn ihnen die Erfolgchancen im Vergleich zum Aufwand zu gering erschienen. Der Anteil der Kuren für Mütter mit Haupt- oder Realschulabschluss sank in zehn Jahren um insgesamt 11 Prozentpunkte, während der Anteil der Abiturientinnen um 15 Prozentpunkte stieg. akm



Juli Zeh Die Klassensprecherin

Falsch und gefährlich



Kinder, man kann gegen das geplante Freihandelsabkommen mit den USA so manches sagen. Nach welcher Demokratietheorie es gerechtfertigt sein soll, dass solche Verhandlungen praktisch ohne Beteiligung der Parlamente vor sich gehen, ist eines der gut gehüteten Geheimnisse der Regierungen. Aber die

anti-amerikanische Panikmache unter dem Stichwort Chlorhühnchen nervt langsam.

Das Argumentationsmuster kennen wir schon. Alles Böse kommt aus Amerika. Fast Food, Neoliberalismus und NSA-Spionage sind transatlantische Importe, die den armen Europäern von der Weltmacht aufgenötigt werden. Unsere Politiker sind nichts als machtlose Marionetten. Ihre Durchsetzungskraft gegenüber Amerika oder amerikanischen Konzernen tendiert gegen null.

Diese Vorstellung ist falsch und gefährlich.

Falsch, weil Europa ein überaus mächtiger Wirtschaftsraum ist. Bei uns passiert nichts, was wir nicht wollen. Das Freihandelsabkommen ist kein amerikanisches Herrschaftsinstrument, sondern Ausdruck eines politischen Willens – auch der deutschen Regierung. Zudem müsste man zur Persönlichkeitsspaltung neigen, um als profitierendes Mitglied der Europäischen Union ausgerechnet den Freihandel problematisch zu finden. Die EU zeigt der Welt seit einigen Jahrzehnten, wie Freihandel funktioniert und dass der Nutzen gegenseitig ist.

Gefährlich ist die Angst vor der amerikanischen Dominanz, weil sie unsere eigene Regierung aus der Verantwortung entlässt. Ob NSA, Google oder Freihandel: Angeblich hat Europa diesen Phänomenen nichts entgegenzusetzen. Das neue Gesicht der Politikverdrossenheit ist der Glaube, dass Politik im 21. Jahrhundert nicht mehr existiert. Wer die verlorene Gestaltungsmacht beklagt, bekommt viel Stammtisch-Applaus. Gleichzeitig erlaubt die Klage es den Entscheidungsträgern, bedeutungsvoll nach Washington oder ins Silicon Valley zu zeigen, anstatt ihre eigenen Ziele offenzulegen.

In einer Demokratie ist das fatal. Wir sollten lieber von unseren gewählten Politikern Rechenschaft verlangen. Will unsere Regierung diese parademokratischen Verhandlungen? Was steht eigentlich im Abkommen? Einige Kritiker glauben, dass Standards in der Gesundheits- und Umweltpolitik, im Daten- und Verbraucherschutz gesenkt werden sollen. Auf der Homepage des deutschen Wirtschaftsministeriums aber kann man lesen, dass nur die hohen europäischen Standards den Maßstab für den künftigen Freihandel abgeben sollen.

Was gilt nun?

Unser Problem sind nicht die Chlorhühnchen, unser Problem ist unsere Ahnungslosigkeit. Alles, was wir über das Freihandelsabkommen wissen, beruht auf Leaks und Spekulationen. Im umfassenden Mangel an Information liegt der eigentliche Skandal.

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Jakob Augstein an der Reihe, danach Jan Fleischhauer.

Justiz

Kumpanei im Milieu

Linke, SPD und Grüne in Sachsen werfen der CDU-geführten Staatsregierung schwere Versäumnisse bei der Aufklärung des „Sachsensumpfes“ vor. Sieben Jahre lang versuchten zwei Untersuchungsausschüsse zu klären, was es mit angeblichen Verbindungen von Justiz, Polizei und Politik zur organisierten Kriminalität auf sich hat. Das Ergebnis haben die drei Parteien nun in einem internen Schlussbericht zusammengefasst: Durch „Versäumnisse und Fehlentscheidungen“ und ein „politisches Klima der

Abweglung“ der Regierung sei eine rechtsstaatliche Aufklärung der massiven Vorwürfe „nie ernsthaft in Angriff genommen“ worden. So seien bei der Beweiserhebung durch die Parlamentarier „erst zu nehmende Indizien“ zutage getreten, die auf mögliche Verbindungen zwischen Politik, Justiz, Sicherheitsbehörden und organisierter Kriminalität hindeuteten. Juristische Folgen hatte das nicht. Die Aufklärung des „Sachsensumpfes“, so das Fazit der Oppositionsfraktionen, sei „eine Mischung von fachlicher Überforderung, rechtsstaatlicher Unbildung und einer verantwortungslosen

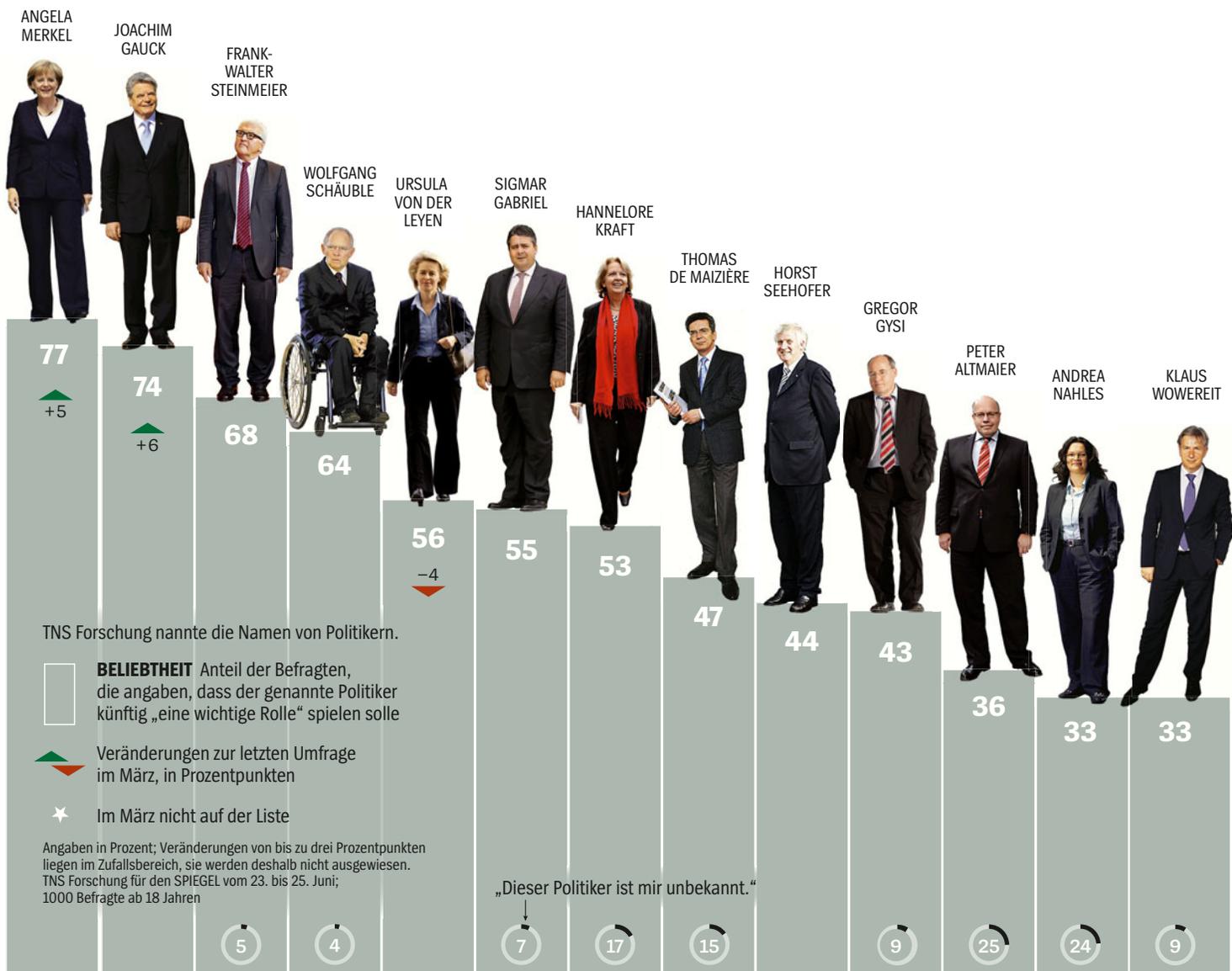
Kumpanei der beteiligten Strafverfolgungsbehörden“. Der Abschlussbericht des Untersuchungsausschusses liegt noch nicht vor. stw

Parteien

Seltene Spenden

Der Parteienrechtler Martin Morlok kritisiert die Spendenpraxis der saarländischen SPD-Fraktion unter ihrem ehemaligen Chef und heutigen Bundesjustizminister Heiko Maas. „Es muss bei der Verwendung öffentlicher Mittel einen klaren Bezug zur parlamentarischen Arbeit geben“, so der Jurist von der

Uni Düsseldorf. „Generelle Sympathiewerbung ist nicht zulässig, Fraktionen dürfen nicht nach Gutsherrenart Steuergelder weiterverteilen.“ Der saarländische Rechnungshof hatte mehrere Spenden in den Jahren 2004 bis 2009 an Kindergärten und Sportvereine gerügt und gefordert, das saarländische Fraktionsgesetz entsprechend zu ändern. Laut SPD geht es im Prüfzeitraum zwar nur um rund 1800 Euro, dem Rechnungshof war aber prinzipielle Klarheit wichtig. In anderen Bundesländern, etwa in Baden-Württemberg, sind derartige Spenden ausdrücklich verboten. one



Energie Planungschaos bei Offshore-Windparks

Für die deutschen Offshore-Windparks wird schon in wenigen Jahren zu viel teure Netzkapazität zur Verfügung stehen. Das geht aus Berechnungen des Bremerhavener Marktforschungsinstituts Windresearch hervor, das eine Überkapazität im Jahr 2020 von ein bis zwei Gigawatt prognostiziert. „Im schlimmsten Falle könnten sogar überschüssige Netzanschlüsse von fünf Gigawatt bereitstehen“, so Windresearch-Analyst Dirk Briese. Als Grund nennt er Probleme beim Bau von



Windparks, aber auch die Reform des Erneuerbare-Energien-Gesetzes, mit der der Ausbau von Offshore-Windparks von zunächst 10 Gigawatt auf 6,5 Gigawatt bis 2020 reduziert wird. Die Kosten der nicht benötigten Anschlüsse werden dabei den Stromkunden über die Netzentgelte in Rechnung gestellt. „Wenn man hier nicht zügig gegen-

steuert, hat man schnell mehrere Milliarden Euro in den Sand gesetzt“, warnt die Grünen-Abgeordnete Bärbel Höhn.“ gt

NSA Eigene Ermittlungen

Das US-Telekommunikationsunternehmen Verizon, auf dessen Dienste die Bundesregierung künftig verzichten will, ist derzeit auch für das Bundesarbeitsministerium tätig. Dort wartet es die Sicherheitstechnologie RSA-Token, die die Kommunikation im Ministerium schützen soll. Der Vertrag mit der deutschen Verizon-Tochter gilt noch bis Ende November. Die US-Regierung hatte Verizon verpflichtet, mit dem Geheimdienst NSA zu kooperieren. Damit scheint die Sicherheit der internen Kommunikation in der Behörde von Ministerin Andrea Nahles (SPD) in zweierlei Hinsicht gefährdet: Denn auch die Firma RSA, die die Sicherheitstechnologie vertreibt, hat jahrelang mit der NSA zusammengearbeitet. Das Parlamentarische Kontrollgremium des Bundestages (PKGr) wird mit einer eigenen Ermittlungsgruppe den NSA-Skandal beleuchten. Das Gremium will sich künftig nicht mehr nur in geheimer Runde Vorträge der deutschen Geheimdienstchefs anhören. Vielmehr wollen die Mitglieder, unterstützt von einer siebenköpfigen Ermittlungsgruppe, nun selbst die Zentralen des Bundesamtes für Verfassungsschutz, des Bundesnachrichtendienstes und des Militärischen Abschirmdienstes aufsuchen, Akten einsehen und Mitarbeiter befragen. So soll die Praxis des Bundesnachrichtendienstes, Informationen aus der Fernmeldeaufklärung an US-Dienste weiterzuleiten, auf den Prüfstand. Die Behörde beteuert, vor der Weitergabe würden Daten deutscher Staatsbürger herausgefiltert. „Sachverständige zweifeln daran, dass das technisch ohne Weiteres möglich ist, und diese Zweifel teile ich“, sagt der Grünen-Abgeordnete Hans-Christian Ströbele. fis, gud, jös, mba

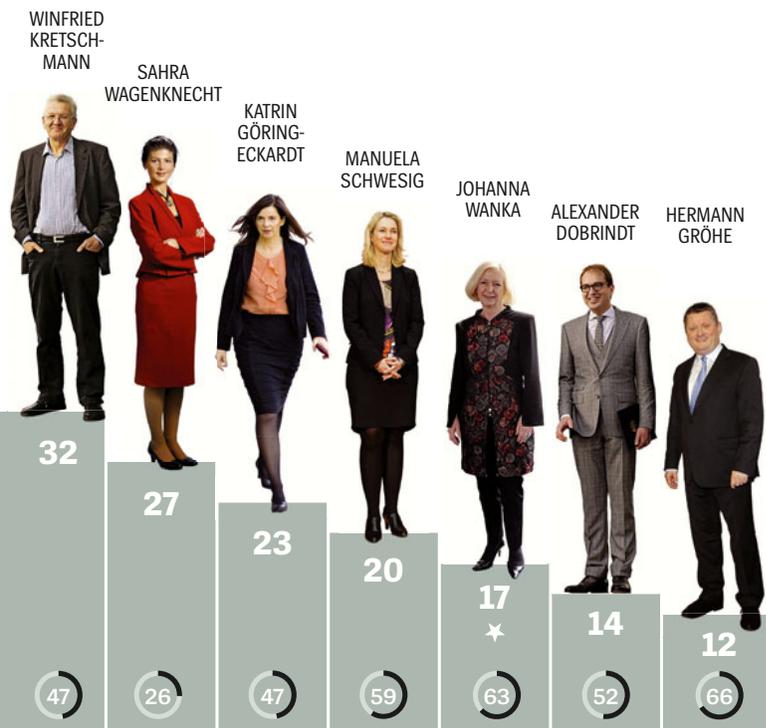
Grüne Wurzeln pflegen

Grüne Feministinnen befürchten Rückschritte bei frauenpolitischen Positionen in der eigenen Partei. „Wir Grüne dürfen nicht hinter das Erreichte zurückfallen“, sagt die frauenpolitische Sprecherin der Partei, Gesine Agena. „Trotz der Wahlniederlage im vergangenen Herbst müssen wir den Mut haben, Strukturformen etwa beim Ehegattensplittings anzugehen.“ Agena warnt vor einer „drohenden Überängstlichkeit“ der Grünen. Diese könnte dazu führen, dass sich die Partei bei gesellschaftlich kontroversen Themen zu stark dem Mainstream anpasse. Gerade was die Abschaffung des Ehegattensplittings betrifft, gebe es eine Tendenz des Zurückruderns: „Die Gefahr ist, dass wir unglaublich werden.“ Auch die stellvertretende Fraktionsvorsitzende Katja Dörner bangt um ihre Partei: „Wir müssen unsere frauenpolitischen Wurzeln pflegen“, sagt Dörner, „so wichtig die Energiewende ist, für die Identität der Grünen ist es auch zentral, Motor beim Thema Gleichstellung zu sein.“ abe



Viel Vertrauen in Merkel

Das Ringen um den EU-Kommissionspräsidenten hat Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht geschadet – im Gegenteil. Die Bürger erwarten vor allem von ihr, dass sie auch künftig eine wichtige politische Rolle spielt. Abwärts geht es mit der bisweilen als Merkel-Nachfolgerin genannten Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen.





Altkanzler Kohl, Ehefrau Maike

Der Schatz von Oggersheim

Geschichte In Helmut Kohls Privathaus in der Pfalz lagern wichtige Dokumente aus seiner Amtszeit. Die CDU und Maike Kohl-Richter liefern sich nun einen bizarren Kampf um das Erbe des Altkanzlers und die Deutungshoheit über seine Ära.

Einige Wochen nach der Bundestagswahl 1998 fuhr im Hof des Bonner Kanzleramts ein Transporter vor. Die Packer hatten den Auftrag, rund 400 Aktenordner aus dem politischen Handarchiv des abgewählten Bundeskanzlers Helmut Kohl nach Sankt Augustin bei Bonn zu schaffen, ins Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Für Kohl war es ein erster Schritt, seinen politischen Nachlass zu ordnen. Wie keinen anderen Kanzler vor ihm trieb Kohl schon zu Amtszeiten die Frage um, welchen Platz er eines Tages in der Geschichte einnehmen werde.

Kohl liebte es, in seinen Reden die großen historischen Linien zu ziehen, und mit der deutschen Einheit hatte er ein Werk hinterlassen, das alle Chancen bot, ihn in eine Reihe zu stellen mit den Giganten der jüngeren deutschen Geschichte: Bismarck, Adenauer und Brandt.

So musste sich Kohl auch nicht lange bitten lassen, als nach der Wahl 1998 der Leiter des Archivs der Adenauer-Stiftung bei ihm anrief. Der promovierte Historiker Kohl hatte in den Siebzigerjahren als neuer CDU-Chef das Archiv selbst gründen lassen. Nichts lag näher, als sein eigenes Vermächtnis in die Hände der Wissenschaftler in Sankt Augustin zu legen.

Die Stiftung schloss mit Kohl einen Depositionsvertrag, der vorsah, dass die Akten von der Stiftung verwahrt und für wissenschaftliche Zwecke genutzt werden können. Dass der Vertrag eine Klausel hatte, die ihm das Recht gab, die Akten jederzeit zurückzufordern, galt allen Beteiligten als Formalie. Warum sollte Kohl einer Institution misstrauen, die sich in ihrer Satzung dazu verpflichtet, die christdemokratische Idee zu fördern?

Nun aber ist um den Nachlass Helmut Kohls ein heftiger Streit entbrannt. Ende des Jahres 2010 verlangte der Altkanzler die Akten zurück, sie lagern nun im Keller seines Bungalows in Oggersheim. Offiziell wurde der Adenauer-Stiftung mitgeteilt, der Kanzler a. D. benötige die Unterlagen, um den vierten Band seiner Memoiren zu verfassen.

Doch in der CDU glaubt niemand, dass der kranke Altkanzler noch die Kraft finde, seine Erinnerungen zu vollenden. Deshalb macht in der Partei eine andere Erklärung die Runde: Kohls Gattin Maike gehe es darum, sich die Akten zu sichern, um nach

Kohls Tod die Deutungshoheit über den Kanzler der Einheit zu erlangen.

Schon jetzt empfindet die Gattin auch milde Kritik an Kohl als Verrat, und sie müht sich, all jene Facetten ihres Mannes vor der Öffentlichkeit zu verstecken, die der Denkmalbildung im Wege stehen könnten. Gerade hat sie in einem Interview mit der *Welt am Sonntag* erklärt, dass sie die „alleinige Entscheidungsbefugnis“ über Kohls Nachlass haben solle.

Erst kürzlich erwirkte Kohl vor dem Landgericht Köln die Herausgabe jener 200 Tonbänder mit Gesprächen, die der Journalist Heribert Schwan mit dem Altkanzler geführt hatte und die die Grundlage bilden für Kohls bislang unvollendete Memoiren. Für Wissenschaftler sind diese Bänder von unschätzbarem Wert. Auf ihnen sei, zumindest in Teilen, „das historische Vermächtnis“ des Altkanzlers aufgezeichnet, heißt es in dem Urteil des Landgerichts.

Maike Kohl-Richter wollte mit dem SPIEGEL nicht über den Streit um den Nachlass sprechen. Auch von den Aktiven der CDU will sich offiziell niemand äußern. Dafür

Allen in der CDU ist klar, wie leicht der Konflikt eskalieren könnte, würde er ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt.

ist die Sache zu delikat. Es gibt eine lange Liste alter Weggefährten Kohls, die bei seiner zweiten Frau in Ungnade gefallen sind und deshalb keinen Zutritt mehr zum Bungalow in Oggersheim haben. Allen in der CDU ist klar, wie leicht der schwelende Konflikt eskalieren könnte, würde er ins Licht der Öffentlichkeit gezerrt.

Andererseits wollen gerade die Freunde Kohls in der CDU dafür sorgen, dass dessen Vermächtnis in öffentliche Hände gelegt wird und nicht in die alleinige Verfügungsgewalt seiner Frau gerät. „Natürlich ist Helmut Kohl mehr als eine Privatperson. Deshalb hat auch die Öffentlichkeit einen Anspruch auf seinen politischen Nachlass“, sagt Bernhard Vogel, der Kohl schon zu dessen Studienzeit in Heidelberg kannte und nun Ehrenvorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung ist. „Er wäre sicherlich am besten im Archiv der Adenauer-Stiftung aufgehoben.“

Kohls Leistung, so sehen es die meisten in der CDU, spreche ohnehin für sich. Im Laufe der Zeit werde kein klarsichtiger Historiker darum herumkommen, seine

Verdienste um die deutsche und die europäische Einigung zu würdigen. Die hässliche Spendenaffäre schrumpfe dann zu einer Fußnote in seinem Lebenswerk. Sollte sich Maike Kohl-Richter aber zur Türhüterin des kohlschen Erbes aufschwingen, dann werde eine unvoreingenommene Geschichtsschreibung über den Riesen der Christdemokratie unmöglich.

Die Lage ist verfahren. Zum einen ist da die Frage, ob die 400 Aktenordner aus dem privaten Kohl-Archiv jemals wieder den Weg in die Adenauer-Stiftung zurückfinden. Für Historiker wären sie eine wichtige Fundgrube, denn neben eher alltäglichen Papieren wie den Flugplänen Kohls für die Kanzlermaschine enthalten sie auch Glückwunschschriften internationaler Staatsmänner sowie fast alle Entwürfe der Kanzlerreden. Mit ihnen und den handschriftlichen Ergänzungen lässt sich nachvollziehen, welche Gedanken Kohl besonders wichtig waren und was er öffentlich lieber nicht sagen wollte.

In Kohls Keller lagert zudem die Korrespondenz mit seinem alten Rivalen Franz Josef Strauß. In den Briefen soll es

wütende Ausfälle gegen die FDP geben und Anweisungen des CSU-Patriarchen, wie die Republik zu führen sei. Kohl lässt sich immer noch gern daraus vorlesen. Vor ein paar Monaten beschrieb der *Stern* eine Szene, wie Kai Diekmann, der Chefredakteur der *Bild*-Zeitung, zu Besuch bei Kohl in Oggersheim war und alte Strauß-Briefe aus dem Keller zog. „Hol mal was von unten“, brummte der Alte.

Kohl allerdings war immer ein Mann des gesprochenen Wortes, kein passionierter Briefeschreiber wie Strauß oder Willy Brandt. Und er verfügte auch nicht über den akribischen Eifer eines Helmut Schmidt, der seine Politik mit einer Flut von Aktenvermerken steuerte. Kohls Machtinstrument war das Telefon. Wenn er etwas erreichen wollte, griff er zum Hörer.

Kohl verließ sich beim Verfassen seiner Memoiren deshalb nicht allein auf die Aktenlage, sondern ließ sich in insgesamt 105 Sitzungen von dem WDR-Journalisten Heribert Schwan interviewen. Dieser fügte das Erzählte und die Akten zusammen und goss

sie in Buchform. Die drei bereits erschienenen Bände der Kohl-Erinnerungen sind die ertragreichste Quelle für die Kohl-Jahre, zumal es Schwan auch schaffte, den Zungenschlag des Altkanzlers zu imitieren.

Nach dem Selbstmord Hannelore Kohls im Juli 2001 allerdings wurde die Zusammenarbeit kompliziert. So erzählt es zumindest Schwan. Maïke Richter, die neue Frau an Kohls Seite, begann, sich in die Arbeit an den Memoiren einzumischen. Wenn Schwan und Kohl sich am Küchentisch in Oggersheim niederließen, um das Manuskript durchzugehen, gesellte sich Maïke Richter dazu und versorgte die Runde mit Kommentaren.

Zum Bruch kam es im Jahr 2009. Anlass war ein Streit über die WDR-Fernsehserie „Die Bonner Republik“, die Schwan gedreht hatte. Für die Sendung hatte er auch Kohl befragt, und in einem Begleitband zu der TV-Dokumentation sollten Auszüge aus dem Interview abgedruckt werden. Maïke Kohl-Richter nahm sich allerdings das Recht, ganze Passagen umzuformulieren. Daraufhin intervenierte Schwan schriftlich bei Kohl und erklärte, er lasse sich das nicht gefallen. Das war das Ende. Am 24. März 2009 flatterte Schwan ein Anwaltsbrief ins Haus, in dem ihm eröffnet wurde, dass Helmut Kohl fortan auf seine Dienste verzichten werde.

Schwan bekam eine Abfindung vom Droemer-Verlag, der die Kohl-Memoiren herausbringt. Der Journalist behielt aber die Tonbänder mit den Kohl-Interviews. In Oggersheim fiel zunächst gar nicht auf, dass die Aufzeichnungen nicht mehr da waren. Erst als Schwan im Jahr 2012 im SPIEGEL ankündigte, sie für eine eigene Kohl-Biografie zu nutzen, klagte der Altkanzler. Mitte Dezember 2013 bekam Kohl vor dem Landgericht Köln recht, Schwan übergab daraufhin am 12. März dieses Jahres die Bänder einem Gerichtsvollzieher. Um die Prozedur zu überwachen, hatte Kohl eigens seinen Rechtsanwalt Thomas Hermes nach Köln reisen lassen.

Der Aufwand ist kein Zufall. Kohl kann seit seinem Unfall im Jahr 2008 als Quelle und Interpret seines eigenen Werkes nur noch sehr eingeschränkt dienen. Damals stürzte der schwere Mann auf einer Treppe in seinem Bungalow und zog sich ein Schädel-Hirn-Trauma zu. Seither leide er unter Artikulationsschwierigkeiten, berichten Besucher aus Oggersheim. Der Altkanzler sei nach wie vor völlig klar. Aber es falle ihm schwer, mehr als zwei oder drei verständliche Sätze zu sprechen. An schlechten Tagen ist von ihm kaum mehr als ein Brummeln zu vernehmen. Wichtige Entscheidungen treffe nun Kohls Frau.

Die Schwan-Bänder sind somit der letzte authentische Blick des Altkanzlers auf seine Regierungsjahre. Kohl spreche in den

Interviews offen wie nie zuvor mit einem Journalisten, sagt Schwan.

Der Altkanzler zeigt sich demnach als ein Mann voller Widersprüche. Einerseits sei er ein Politiker von enormer Weitsicht. Andererseits habe er keine Demütigung vergessen, die er im Laufe seines langen politischen Lebens erfahren musste. Kohl zeige sich in den Gesprächen als erstaunlich nachtragender Mensch.

Er habe es nicht verwunden, dass er immer als Mann aus der Provinz verspottet wurde. Voller Ingrimms habe er über Richard von Weizsäcker gesprochen, der sich



Kohl-Bungalow, Gebäude der Adenauer-Stiftung*
Fundgrube für Historiker

mit seinen geschliffenen Reden von ihm abzusetzen versuchte. Und er habe sich lustig gemacht über Politiker wie Walter Leisler Kiep, die sich mit ihrem fließenden Englisch brüsteten. Er sei ja als Bundeskanzler gewählt und nicht als Dolmetscher, habe Kohl gespottet.

Auch über Angela Merkel verlor er kaum ein gutes Wort. Er habe es nicht vergessen, dass er die Frau aus dem Osten erst groß machte, nur damit sie ihm dann zum Dank in den dunklen Stunden der

Spendenaffäre den entscheidenden Hieb versetzte. So empfand er jenen FAZ-Artikel, in dem Merkel die Partei aufforderte, sich von Kohl zu emanzipieren. Er habe Merkel ja erst beibringen müssen, mit Messer und Gabel zu essen, soll Kohl gebrummt haben.

Nun ist unklar, wie es mit Kohls Nachlass weitergeht. Schwan hat vor dem Oberlandesgericht Köln Berufung eingelegt, Mitte Juli steht die Entscheidung an. Schwan hatte den vierten und abschließenden Band der Kohl-Memoiren schon zur Hälfte fertiggestellt, in ihm sollten die letzten Jahre seiner Kanzlerschaft verhandelt werden, aber auch die Spendenaffäre und die Sicht des Altkanzlers auf den Freitod seiner ersten Frau Hannelore. Nun findet sich niemand, der die Arbeit zu Ende bringt.

Nach dem Bruch mit Schwan wurde in Oggersheim darüber nachgedacht, ob Ralf Georg Reuth den vierten Band vollenden könnte. Der Chefhistoriker des Springer-Verlags gilt in konservativen Kreisen als zuverlässiger Mann. Zusammen mit Diekmann hat er in den Neunzigerjahren ein Buch verfasst, mit dem Helmut Kohl seine Sicht auf die deutsche Einheit unter die Leute bringen wollte.

In Reuth steckt aber auch der Stolz des promovierten Historikers, und der wollte sich nicht hergeben für ein Projekt, bei dem am Ende Maïke Kohl-Richter die Sicht auf die späten Jahre der Ära Kohl diktieren könnte. So war er als Ghostwriter ausgeschieden, bevor die Arbeit überhaupt richtig beginnen konnte.

Maïke Kohl-Richter arbeitet sich derzeit mit erstaunlicher Akribie in das Wirken ihres Gatten ein, so berichten es jene Leute, die noch Zugang zum Bungalow haben. Sie liest am liebsten Originaldokumente, wo ihr das Wirken ihres Mannes unverfälscht entgegentritt, wie sie meint. „Je mehr sie sich mit ihm beschäftigt, desto großartiger kommt er ihr vor“, sagt einer aus dem Kreis der Freunde. Allerdings verliere sie zusehends die Souveränität, auch eine andere, etwas kritischere Sicht auf Kohl zuzulassen.

Im Jahr 2012 hat der Historiker Hans-Peter Schwarz eine große Kohl-Biografie vorgelegt. Schwarz hat sie auch auf Drängen Bernhard Vogels geschrieben, dem viel daran gelegen ist, dass Kohl und sein Werk einen würdigen Platz in der Historie der Partei finden. Hans-Peter Schwarz gehörte lange Jahre zum Dunstkreis der Union. Dem Politikwissenschaftler wurde für die Biografie umfangreiche Akteneinsicht gewährt, er durfte auch mit dem Altkanzler selbst reden.

Es entstand ein über 1000-seitiges Buch, das sehr wohlwollend über die Ära räsoniert. Am Ende konnte sich Schwarz aber nicht verkneifen, auch ein kritisches Wort über Kohls Europapolitik zu verlieren. Er

* Oben: in Oggersheim; unten: in Berlin.



Kanzler Kohl 1985: Nichts soll der Denkmalbildung im Wege stehen

warf ihm vor, sich bei der Einführung des Euro dem Diktat des damaligen französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac unterworfen zu haben. Für Kohl und seine Frau ein Affront. Schwarz kam umgehend auf die lange Liste der unerwünschten Personen.

In aller Stille werden nun Lösungen sondiert, wie ein Showdown zwischen der CDU und der Kanzlergattin doch noch verhindert werden kann. Viele in der CDU haben noch das unwürdige Schauspiel im Kopf, als sich in den Neunzigerjahren Brigitte Seebacher-Brandt nach dem Tod ihres Mannes zur Alleinerbin des Nachlasses erklärte und zum Entsetzen der SPD begann, die Parteiikone in einen national gesinnten Konservativen umzuwandeln. Ein ähnliches Debakel würde sich die CDU gern ersparen.

Anzeichen der Hoffnung gibt es. Im Interview mit der *Welt am Sonntag* sagte Maike Kohl-Richter, sie sei nicht in der Lage, den Nachlass ihres Mannes allein

zu verwalten. Schon seit Jahren denken treue Gefährten Kohls darüber nach, eine öffentlich-rechtliche Stiftung zu gründen, die sich um das politische Werk des Kanzlers kümmern könnte. Vorbilder dafür gibt es. Die Bundesrepublik finanziert insgesamt fünf Stiftungen, die sich um das Vermächtnis großer Politiker kümmern.

Günter Buchstab, der frühere Leiter des Archivs der Adenauer-Stiftung, hat schon im Jahr 2005 ein Konzept für eine Bundeskanzler-Helmut-Kohl-Stiftung erarbeitet. Es gab sogar Überlegungen, wo die Stiftung ihren Sitz nehmen könnte, der Bungalow des Bonner Kanzleramts war eine Idee. Bernd Neumann, Merkmals langjähriger Kulturstaatsminister und treuer Kohl-Freund, nahm sich der Sache an, aber am Ende zerschlug sie sich.

Zum einem, weil es ein Novum gewesen wäre, wenn ein Staatsmann schon zu Lebzeiten eine eigene Stiftung zugesprochen bekommen hätte. Zum anderen, so erzählt

man es sich in der CDU, habe Maike Kohl-Richter die Geschicke der Stiftung entscheidend mitprägen wollen. Das sei bei den übrigen Beteiligten auf wenig Gegenliebe gestoßen.

Nun warten alle auf den nächsten Zug der Gattin. Sie überlege bereits, eine private Kohl-Stiftung zu gründen, berichten Freunde der Familie. Dann hielte sie nach dem Tode ihres Mannes alle Fäden in der Hand. Andererseits kostet eine Stiftung viel Geld, sie müsste Archivare und Historiker beschäftigen, und es ist unklar, ob die Familie Kohl sich das überhaupt leisten kann. Allein die Brandt-Stiftung verschlingt jährlich 1,5 Millionen Euro an Bundesmitteln.

Nach Lage der Dinge müsste Maike Kohl-Richter einen Mäzen finden. Dass man in der Politik nicht nur Ideen, sondern auch Geld braucht, um seine Ziele durchzusetzen, gehörte allerdings schon immer zu den Glaubenssätzen im Hause Kohl.

René Pfister



Verteidigungsministerin von der Leyen

Zu heiße Knarren

Bundeswehr Ministerin Ursula von der Leyen kämpft mit Rüstungsvorhaben und schlechter Stimmung im eigenen Haus. Der Kabinettsstar ist in den Mühen der Ebene angekommen.

Plötzlich ist er da, der Kontrollverlust. Ursula von der Leyen steht vor dem Eingang des Pentagon in Washington, D.C., gerade hat sie mit ihrem US-amerikanischen Kollegen Chuck Hagel über die großen Themen der Welt gesprochen; jetzt kommen die Fragen aus allen Richtungen. Was mit dem Irak passiere, will eine amerikanische Reporterin wissen, wie es nun um den Wehretat stehe, fragt eine deutsche Journalistin. Die Rufe gehen durcheinander, dann reicht es der Ministerin.

Sie dreht sich nach hinten, bricht durch den Pulk hindurch und lässt die Journalisten einfach stehen. Die Antworten bleibt sie schuldig, aber die Kontrolle ist jetzt wieder da.

Ursula von der Leyen, 55, ist eine schillernde Figur im Kabinett, keine Ministerin wird mehr beobachtet als die CDU-Frau an der Spitze des Verteidigungsressorts. Sie hatte einen furiosen Start, machte die

Vereinbarkeit von Familie und Dienst zum Thema und forderte auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Januar mehr deutsches Engagement bei Auslandseinsätzen.

Jetzt muss von der Leyen plötzlich mit Widrigkeiten kämpfen, die so gar nicht zu ihren hohen Ambitionen passen.

In ihrem Haus ringt sie um Lösungen bei der Rüstungsbeschaffung und sucht nach dem richtigen Personal für Schlüsselpositionen. Auf internationalem Terrain verheddert sie sich in Zusagen für Bundeswehrhilfe. Und beim Thema „Sturmgewehr G36“ muss sie sich zumindest die Frage gefallen lassen, ob das Ministerium unter ihrer Führung die gravierenden Fehler aus den Jahren vor ihrer Amtsübernahme schneller hätte korrigieren müssen.

Von der Leyen muss in einem politisch heiklen Umfeld nach Lösungen für all diese Probleme suchen. Die CSU-Fachpolitiker kritisieren manche Vorhaben, als wä-

ren sie in der Opposition zu von der Leyen. Und die alten Haudegen im Verteidigungsministerium nutzen jede Schwäche der Ministerin, um die Geschwindigkeit der Veränderung im Haus abzubremsen.

Ihr Amtssitz, der Bendlerblock, gilt als unregierbar, mancher dort scheint beweisen zu wollen, dass dies auch unter neuer Führung so bleibt. Der Sommer 2014 droht für von der Leyen zum Test zu werden, ob sie ihrem neuen Amt wirklich gewachsen ist. Die erste echte Probe steht ihr in dieser Woche bevor. Lange hatte sich von der Leyen um eine klare Positionierung zur bewaffneten Drohne gedrückt, eine gesellschaftliche Debatte gefordert, an deren Spitze sie sich aber nicht stellen wollte. Die Ministerin ist überzeugt, dass die Bundeswehr bewaffnete Drohnen braucht, in der Bevölkerung ist das Thema unbeliebt.

Für manchen Militär hat die Ministerin zu lange gezögert mit einem Bekenntnis



zur Drohne. Ihre eigene Fraktion macht Druck: „Ich erwarte von der Ministerin, dass sie sich klar für eine europäische Entwicklung einer bewaffnungsfähigen Drohne einsetzt“, drängelt der CSU-Verteidigungspolitiker Florian Hahn – mit Erfolg.

Diese Woche will sich von der Leyen offen für die Entwicklung bewaffnungsfähiger Drohnen aussprechen. Ins Schussfeld der Opposition wird sie dabei auf jeden Fall geraten. „Frau von der Leyen hat sich offenbar längst für die Beschaffung entschieden“, sagt der Grüne Tobias Lindner. „Ihr Bekenntnis zu einer öffentlichen Debatte über die Beschaffung von Drohnen verkommt damit zu einer Farce.“

Das Thema Rüstung ist für die Ministerin auch jenseits der unbemannten Flugobjekte schwierig. Das zeigt ein interner Bericht des Bundesrechnungshofs. Das Sturmgewehr G36 weise im heißen Zustand „mangelnde Treffgenauigkeit“ auf, befanden die Prüfer, und dies könne eine „Gefährdung“ für Soldaten im Einsatz darstellen. Der Bericht wirft dem Ministerium vor, jahrelang untätig geblieben zu sein, vor allem unter Vorgänger Thomas de Maizière.

Doch auch die Ministerin bekommt in dem Bericht Kritik ab. „Die Ursachen der von Experten der Bundeswehr als inak-

zeptabel bewerteten Präzisionsbeschränkungen hat es (*das Verteidigungsministerium* –Red.) bis heute weder folgerichtig aufgearbeitet noch zweifelsfrei aufgeklärt“, heißt es in dem Bericht („VS-vertraulich“) vom 23. Juni. Bei der zuständigen Wehrtechnischen Dienststelle soll deshalb ein Amtsrat kaltgestellt worden sein. Immerhin, diesen Monat, versprach das Ministerium, werde das Gewehr einer ergebnisoffenen Prüfung unterzogen, Neuaufträge für die unbrauchbare Knarre gibt es zunächst nicht mehr.

Die Ministerin hofft, ihren Laden mit einem Personalumbau in den Griff zu bekommen, und gerät nur noch mehr in Turbulenzen: Als neue Staatssekretärin soll sie sich die McKinsey-Beraterin Katrin Suder ausgesucht haben. Die gilt vielen in dem konservativen Ministerium als rotes Tuch, weil sie zwei Kinder mit einer Frau hat. Gerüchte werden gestreut, die Karrierefrau habe Gehaltsforderungen, die oberhalb des Kanzlereinkommens liegen. Würde von der Leyen mit dieser Personalie scheitern, wäre das ein Triumph der Traditionalisten im Wehrressort.

Auch das internationale Parkett erwies sich für die Ministerin in den letzten Wochen als schwieriges Terrain. In New York dozierte sie bei den Vereinten Nationen über ein stärkeres Engagement bei internationalen Friedensmissionen. Die Bundeswehr, schwärmte von der Leyen, halte für solche Operationen besondere Fähigkeiten bereit. Man sei bereit, beim Transport von Blauhelmen großzügig zu helfen.

An jenem sonnigen Dienstag im Uno-Hochhaus am East River hätte die Ministerin wissen müssen, dass es mit dem Angebot schwierig werden würde. Nur Tage zuvor hatte ihr das Sekretariat der Uno mitgeteilt, dass man auf die deutsche Hilfe lieber verzichte. Die Organisation ist nämlich nicht ganz so euphorisch, wenn sie an die deutschen Flugzeuge denkt.

Der Hintergrund: Im Zuge ihrer Afrika-Initiative hatte die Bundeswehr zwei ihrer Transall-Transportmaschinen nach Mali geschickt. Leider waren die uralten Flieger der Luftwaffe in der Hitze Westafrikas aber oft gar nicht flugfähig, in der Dunkelheit konnten sie wegen fehlender Nachsichtausrüstung ohnehin nicht abheben. Die Uno hat ihre Konsequenzen gezogen: Sie leiht sich nun Flugzeuge aus Ghana.

Bei der Suche nach neuen öffentlichkeitswirksamen Betätigungsfeldern fehlt es von der Leyen nicht an Kreativität. Jüngst fiel ihr Blick auf Nigeria. Verwirrt nahmen ihre Topmilitärs Anfang Juni eine spontane Weisung der Befehlshaberin entgegen. Innerhalb von Tagen sollte geprüft werden, ob sich das Kommando Spezialkräfte (KSK) an einer Befreiung der von der Terrorgruppe Boko Haram entführten Mädchen in Nordnigeria beteiligen könnte. Schließlich hätten

Großbritannien, die USA, Frankreich und Israel bereits Spezialkräfte geschickt, und das KSK kenne sich auch in Nigeria aus. Nachdem sich Prominente wie Michelle Obama der Internetkampagne „Bring Back Our Girls“ angeschlossen hatten, wollte auch von der Leyen nicht hintanstehen.

Die Militärs beugten sich kurz über den Vorgang, dann war das Urteil klar: keine Elitesoldaten nach Nigeria, vielleicht ein paar Militärberater. Die Suche nach neuen schillernden Missionen für die Truppe war gescheitert. So viel ist sicher: Von der Leyens Schonzeit ist vorbei.

Zu allem Übel kam auch noch eine haushaltspolitische Niederlage. Nach einem Termin mit dem Finanzministerium steht seit Mitte Juni definitiv fest, dass von der Leyen das Budget für die bessere Vereinbarkeit von Familie und Dienst aus dem bestehenden Haushalt stemmen muss und nicht mit einem Sonderbonus von Wolfgang Schäuble rechnen kann.

Als ob das nicht genüge, strich ihr vor Ende der Haushaltsberatungen die eigene Koalition zusätzlich 400 Millionen Euro aus ihrem Budget, da wegen der vielen Pannen bei Rüstungsprojekten Mittel in Milliardenhöhe nicht abgeflossen seien.

Zwar sicherte CDU-Mann Henning Otte von der Leyen zu, dass sie die Millionen wiederbekäme, wenn sie den Rüstungsbereich neu geordnet habe. Danach aber wird die Union keine weiteren Fehler akzeptieren. „Dieser Vorgang darf nach der Neuordnung des Beschaffungswesens nicht mehr vorkommen“, so formulierte der Verteidigungspolitiker sein Ultimatum.

Ursula von der Leyen, immer wieder als Nachfolgerin für Bundeskanzlerin Angela Merkel gehandelt, ist in den Mühen der Ebene angekommen.

Im Ministerium wird derweil an einem Plan gebastelt, wie für die Zukunft weitere Probleme verhindert werden können. Wenigstens der Rüstungsbereich soll endlich so sortiert werden, dass er kein ständiges Risiko für von der Leyen mehr birgt.

Das Verteidigungsministerium will für die Beratung der wichtigsten Rüstungsprojekte durch ein von der Beratungsfirma KPMG geführtes Firmenkonsortium deshalb jetzt wesentlich mehr Geld ausgeben als zunächst geplant. Statt 400 000 sollen die Berater nun 1,15 Millionen Euro bekommen, über 30 Mitarbeiter nehmen sich dafür drei Monate lang die neun wichtigsten Rüstungsprojekte, darunter die Drohnen, vor und durchleuchten jeden Winkel und jeden Vertrag.

Für von der Leyen ist das der entscheidende Test. Scheitert er, trägt sie die Verantwortung. Gelingt er, dürften die Kritiker im eigenen Haus Ruhe geben. Endlich hätte sie wieder alles unter Kontrolle.

Matthias Gebauer, Gordon Repinski,
Gerald Traufetter

Überwachung Seit mehr als einem Jahr folgt die Weltöffentlichkeit den Enthüllungen des ehemaligen amerikanischen Geheimdienstmitarbeiters Edward Snowden. Aus den Dokumenten des Whistleblowers hat sich eine kontroverse Debatte über den Sinn und die Rechtmäßigkeit der Datengier der National Security Agen-

cy (NSA) entwickelt. Der SPIEGEL führt die Diskussion in diesem Heft mit zwei Interviews fort: Einem mit scharfen Kritikern des Geheimdienstes, der Menschenrechtsanwältin Jesselyn Radack und dem Ex-Spion Thomas Drake, sowie einem mit einem Regierungsvertreter, Obamas Sonderberater John Podesta (siehe Seite 26).



NSA-Experten Radack, Drake vor der US-Botschaft in Berlin

„Sicherheit ist Staatsreligion“

Geheimdienste Edward Snowdens Anwältin Jesselyn Radack und der ehemalige NSA-Mitarbeiter Thomas Drake über die Hintergründe der amerikanischen Datengier

Radack, 43, verteidigt mehrere prominente Whistleblower. Sie war früher Beraterin des US-Justizministeriums, heute zählen die ehemaligen NSA-Mitarbeiter Snowden und **Drake**, 57, zu ihren Klienten. Drake wies nach den Anschlägen vom 11. September 2001 auf Missstände bei der NSA hin und wurde 2011 von einem US-Gericht zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. In dieser Woche wird er vor dem NSA-Untersuchungsausschuss des Bundestags aussagen.

SPIEGEL: Der Generalbundesanwalt hat wegen eines überwachten Mobiltelefons der Bundeskanzlerin Angela Merkel ein Ermittlungsverfahren eröffnet. Für eine massenhafte Überwachung deutscher Staatsbürger durch die NSA sieht er dagegen keine ausreichenden Anhaltspunkte. Mr. Drake, als ehemaliger NSA-Mitarbeiter, was sagen Sie dazu?

Drake: Das ist unglaublich. Deutschland ist nach den Terroranschlägen von 2001 die wichtigste Überwachungsplattform der NSA im Ausland geworden. Und die ein-

zige Person, der US-Präsident Barack Obama persönlich zugesichert hat, dass sie nicht mehr überwacht wird, ist Angela Merkel. Alle anderen Deutschen werden von der NSA offensichtlich weiter als Verdächtige betrachtet.

SPIEGEL: Ms. Radack, haben Sie eine Erklärung für die Haltung der Bundesanwaltschaft?

Radack: Natürlich. Sie will die Wahrheit nicht wissen. Entweder liegt hier eine Form von Komplizenschaft vor, oder sie ist einfach nicht an Ermittlungen interessiert.

SPIEGEL: Die Karlsruher Behörde behauptet, es gebe keine Chance, erfolgreich zu ermitteln, da alles geheim und von den Amerikanern ohnehin keine Kooperation zu erwarten sei.

Radack: Die deutsche Justiz hätte die Macht, Menschen zu Zeugenaussagen zu zwingen, sie vor Gericht oder vor eine vergleichbare Institution zu stellen. Ich denke, Deutschland sollte wenigstens versuchen, die Verantwortlichen der NSA vorzuladen. Und wenn sie dem nicht nachkommen,

dann dürfte es künftig für sie schwieriger werden, einen netten kleinen Familienurlaub nach Europa zu machen, weil sie dann zur Fahndung ausgeschrieben werden.

SPIEGEL: Jüngst hat der SPIEGEL Dokumente aus dem Snowden-Archiv öffentlich gemacht, darunter eine Liste, die zeigt, dass es insgesamt rund 150 Orte gab, an denen die NSA und ihre Vorläufer hierzulande spionierten, sogenannte Sigads.

Drake: Ja, dabei handelt sich um aktive Horchposten für Funksignale. Das heißt, dort wurden Daten zugänglich gemacht, gesammelt und der NSA zur Verfügung gestellt.

SPIEGEL: Waren diese Daten für die Sicherheit der USA und Deutschlands bestimmt?

Drake: Nun, das war der ursprüngliche Zweck, aber es geht längst weit darüber hinaus. Schauen Sie, über welche technologischen Möglichkeiten die NSA mittlerweile verfügt und wie dicht geknüpft ihr Netzwerk ist: Alle wichtigen, auch ökonomisch wichtigen Daten Europas fließen durch Deutschland. Die NSA fängt diese

Daten entweder selbst ab, über den BND oder über Unternehmen, die sie heimlich an die NSA weiterleiten.

SPIEGEL: Die NSA argumentiert, um im Kampf gegen den Terror die Nadel im Heuhaufen zu finden, brauche sie möglichst viel Heu.

Radack: Wenn Sie nach einer Nadel suchen, ist es doch unsinnig, den Heuhaufen immer größer zu machen. Die US-Regierung schürt Ängste, wenn sie behauptet: Wenn ihr gegen Überwachung seid, trifft der nächste Terroranschlag euch.

SPIEGEL: Was ist Ihrer Ansicht nach der eigentliche Zweck der Datensammlung?

Radack: Es geht um die Kontrolle der Bevölkerung und um Wirtschaftsspionage.

Drake: Einer der Elefanten im Raum, den angeblich keiner sieht, ist Deutschland mit seiner Ingenieurskunst. Es ist extrem verführerisch, sich das alles anzuschauen: neue Produkte, neue Methoden, neue Technologien.

SPIEGEL: War das Ihr Auftrag, als Sie für die NSA in Deutschland waren?

Drake: Meiner nicht, aber ich weiß, dass es ihn gab.

SPIEGEL: Snowdens Dokumente zeigen, dass der Bundesnachrichtendienst eng mit der NSA kooperiert. Wieso sollte er das tun, wenn es zum Schaden Deutschlands ist?

Drake: Die Beziehung der Dienste ist in gewisser Hinsicht paradox. Sie ist historisch gewachsen während des Kalten Krieges, als es einen umfassenden Informationsfluss gab. Die NSA war immer der Herr in dieser ungleichen Beziehung, der Informationsfluss oft eine Einbahnstraße. Dann passierten die Anschläge von 9/11.

SPIEGEL: Die Terroranschläge in New York und Washington.

Drake: Ja, und wissen Sie, welche Nation danach für die USA zum Ausspähziel Nummer eins wurde? Deutschland! Man wollte die Deutschen in gewisser Hinsicht dafür bestrafen, dass die Attentäter unbemerkt unter ihnen leben, trainieren und kommunizieren konnten.

SPIEGEL: Bestrafen? War das die Agenda?

Drake: Man hat es nicht so explizit ausgedrückt. Aber es hieß: Verdammt, wir können den Deutschen nicht mehr trauen! Ironischerweise hat das aber die Beziehung zum Bundesnachrichtendienst noch vertieft, weil die NSA mehr Kontrolle darüber haben wollte, was eure Jungs hier machen.

SPIEGEL: Wie eng ist die Beziehung zwischen den beiden Geheimdiensten?

Drake: Außergewöhnlich eng. Die Deutschen sind nicht offiziell – wie Großbritannien, Australien und die anderen Mitglieder der „Five Eyes“ – die allerengsten Verbündeten der NSA. Aber die Beziehung ist so eng und wichtig, dass es kaum einen Unterschied gibt.

SPIEGEL: Sie haben selbst als Spion für die NSA gearbeitet. Wann wurden Sie zum Whistleblower?

Drake: In den Wochen und Monaten nach 9/11. Da dämmerte mir, dass die NSA bereit war, Gesetze zu brechen, um ähnliche Katastrophen in Zukunft verhindern zu können. Sie setzte sich über die Verfassung hinweg und spionierte unsere eigenen Leute aus. Sie verfügt heute über das größte Überwachungssystem, das die Welt je gesehen hat. Das lässt mich schauern. Nationale Sicherheit ist zur Staatsreligion geworden. Sie sagen, sie wollen uns schützen – aber vor wem?

SPIEGEL: Terroristen zum Beispiel?

Radack: Ja, so geht das Märchen. Als der ehemalige NSA-Chef Keith Alexander vom Kongress befragt wurde, behauptete er, die NSA habe 54 Terrorpläne durchkreuzt. Später musste er einräumen, dass es gerade mal ein Terrorplan war. Und das auch nur vielleicht.

SPIEGEL: Angeblich mithilfe von Informationen der Amerikaner konnten die deutschen Behörden die Mitglieder der Sauerland-Gruppe verhaften, die Anschläge in Deutschland geplant hatten.

Radack: Ich bestreite nicht, dass die Überwachung auch dem Anti-Terror-Kampf dienen kann, aber 99,9 Prozent des Systems haben mit Sicherheit nichts zu tun. Es geht um absolute Kontrolle über Menschen und Informationen.

Drake: Ja, das ist die dunkle Seite des Überwachungsapparats. Er hat das alte Stasi-Motto – „alles wissen“ – auf eine neue Stufe gehoben. Um alles zu wissen, wird nun auch alles gesammelt.

SPIEGEL: Was war Ihre erste Reaktion auf die Snowden-Affäre?

Drake: Nichts davon hat mich überrascht.

Radack: Ich dachte: Endlich, endlich! Ich vertrete seit Jahren NSA-Whistleblower, die sagen, der Geheimdienst überwacht

all unsere Telefongespräche, alle unsere E-Mails, er greift sämtliche persönliche Daten ohne rechtliche Grundlage ab. Und jahrelang passierte nichts. Ich hatte die Hoffnung, dass sich das nun ändert. Meine zweite Reaktion war: Wer immer den Skandal ans Licht gebracht hat, wird seines Lebens nicht mehr froh werden.

SPIEGEL: Mr. Drake wird in dieser Woche vor dem Untersuchungsausschuss aussagen. Edward Snowden wird das wohl nicht tun können, weil der Ausschuss ihn nicht nach Deutschland lädt. Aber in seinem Moskauer Asyl will Snowden nicht aussagen. Haben Sie dafür eine Erklärung?

Radack: Einige Abgeordnete wollten ein informelles Treffen in Moskau. Eine umfangreiche Aussage ist aber nur in Deutschland möglich.

SPIEGEL: Manche Leute glauben, Snowden wolle nur kooperieren, wenn er dafür in Deutschland eine Aufenthaltsgenehmigung erhält.

Radack: Das ist nicht wahr. Er hat ja auch schon dem Europarat Auskünfte gegeben. Deutschland muss sich wirklich entscheiden, ob es ernsthaft an Aufklärung interessiert ist.

SPIEGEL: Mitglieder des Untersuchungsausschusses behaupten, dass Ihr Mandant gar nicht sonderlich viel über NSA-Aktivitäten auf deutschem Boden mitteilen kann.

Radack: Der Ausschuss hat ihn doch bisher noch nicht mal angehört. Ich habe eher den Eindruck, dass die Mehrheit im Ausschuss, die CDU und die SPD, nicht zu viel mit Snowden zu tun haben will. Einige von diesen Abgeordneten verhalten sich feige.

SPIEGEL: Wäre Deutschland überhaupt ein sicherer Ort für Snowden?

Radack: Deutschland hat eine unrühmliche Geschichte, was den Schutz von Informanten vor der NSA betrifft.

SPIEGEL: Sie spielen auf den Fall Jens Karney an, der 1991 mitten in Berlin von einem US-Kommando entführt wurde.

Radack: Ja, aber trotzdem denke ich, dass Deutschland ein gutes Aufnahmeland für Edward Snowden wäre.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich Kontakt mit aktiven NSA-Leuten? Und wie bewerten die Snowdens Tat?

Drake: Ich habe im Moment keine direkten Kontakte. Intern heißt es, wer sich mit Drake einlässt, riskiert seinen Job. Das ist eine frostige Botschaft. Ich vermute, dass viele NSA-Leute mit Snowden sympathisieren, aber das lieber für sich behalten. Die Leute wollen abends nach Hause gehen, Fernsehen gucken, ihre Hypotheken zahlen. Es ist zu unangenehm, in den Spiegel zu schauen.

Radack: Manchmal kommen Leute zu unseren Veranstaltungen, die anonym bleiben wollen und mir ins Ohr flüstern: „Ich arbeite bei der NSA. Und ich finde großartig, was Sie tun.“

Interview: Sven Becker,

Marcel Rosenbach, Jörg Schindler



Zeuge Snowden vor dem Europarat*
„Endlich, endlich!“

„Es gibt eine dunkle Seite“

Diplomatie US-Präsidentenberater John Podesta über den Dialog mit der Bundesregierung und den Widerstand gegen ein No-Spy-Abkommen



Podesta, 65, ist Sonderberater von US-Präsident Barack Obama. Er war vergangene Woche der ranghöchste US-Vertreter beim ersten „Cyber-Dialog“ mit Außenminister Frank-Walter Steinmeier, bei dem über unterschiedliche

Auffassungen zum Datenschutz in den USA und in Deutschland gesprochen wurde.

SPIEGEL: Herr Podesta, bislang gab es von der US-Regierung weder Antworten auf die deutschen Fragenkataloge zur NSA noch das versprochene No-Spy-Abkommen. Was haben Sie als Stimmungsaufheller mitgebracht?

Podesta: Rund um das No-Spy-Abkommen kam es zu Missverständnissen. Vielleicht ist nicht ausreichend klargeworden, was wir anbieten. Eine No-Spy-Vereinbarung haben wir mit keinem Land der Welt, nicht einmal mit Großbritannien. Wir versuchen, unsere Kooperation auszubauen und das gegenseitige Verständnis in Geheimdienstbelangen zu erhöhen. Der Präsident hat mit der Kanzlerin darüber mehrfach gesprochen. Ich bin der Einladung des Außenministers zu diesem Dialog gern gefolgt.

SPIEGEL: Es ist schön für die Kanzlerin, dass sie als einzige Deutsche die Garantie bekam, ihr Mobiltelefon werde nicht mehr überwacht. Wäre eine solche Garantie auch für den Rest der Bevölkerung nicht die notwendige Basis für einen ernst gemeinten „Cyber-Dialog“?

Podesta: Der Präsident hat klar gesagt, was wir tun und was nicht: Wir spionieren keine normalen Bürger aus, wir überwachen nicht, um die politische Meinungsfreiheit einzuschränken, und wir sammeln nicht mit dem Ziel, US-Unternehmen einen Vorteil zu verschaffen. Es geht ausschließlich darum, unsere nationale Sicherheit zu gewährleisten – und die unserer Partner.

SPIEGEL: Das klingt angesichts der Snowden-Enthüllungen allzu verharmlosend. Ein Richter, der mit Ihnen zusammen an der Georgetown-Universität unterrichtet, hat bestimmte NSA-Programme als verfassungswidrig bezeichnet.

Podesta: Von Verharmlosen kann keine Rede sein. Konkret ging es bei seinem Urteil um das Metadatenprogramm, die Überwachung der Verbindungsdaten der US-Bürger. Andere Richter kamen zu einem anderen Schluss. Der Präsident hat entschieden, dass es das Risiko nicht wert ist, solche Mengen von Metadaten vorzuhalten. Künftig wird die Privatsphäre besser geschützt. Wir sind dabei, das Metadatenprogramm zu beenden. Aber die Sicherheitsbehörden sollen weiterhin in legitimen, gezielten Fällen überwachen können, wenn es um den Antiterrorkampf geht.

SPIEGEL: In den NSA-Unterlagen, die wir einsehen konnten, ging es oft um „Informationsvorherrschaft“. Nur ein kleiner Teil des Etats fließt in den Antiterrorkampf. Wofür wird der Rest ausgegeben?

Podesta: Für andere, legitime Zwecke. Etwa den Kampf gegen die Proliferation, die beunruhigende Lage im Irak, die internationale organisierte Kriminalität.

SPIEGEL: Geht es nicht um politische Vorteile für die USA? Warum wurde Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon im Vorfeld von Besuchen im Weißen Haus ausgespät? Dazu Handelsdelegationen, die G 8 oder Klimakonferenzen ...

Podesta: Ich werde hier nicht alles verteidigen, was in der Vergangenheit stattgefunden hat, schon weil ich es im Detail nicht kenne. Es gibt immer ein Interesse, die Motive anderer Staatschefs zu verstehen. Aber das heißt nicht, dass man ihre Mobiltelefone überwachen muss. Der Präsident wird diesen Bereich künftig stärker kontrollieren und hat die Liste der Ziele eingeschränkt.

SPIEGEL: Sie haben im Auftrag des Präsidenten eine Studie über die Potenziale und Gefahren von „Big Data“ vorgelegt. Wo sehen Sie die Probleme, wenn Sicherheitsbehörden ganz auf Algorithmen setzen?

Podesta: Gefährlich wird es dann, wenn etwa im Bereich der vorausschauenden Analyse, der „predictive analytics“, wie sie im Polizeibereich bereits eingesetzt werden, die Linien der Unschuldsvermutung verschwimmen – also wenn es darum geht, die Grenze zu ziehen, wer als unschuldig gilt und wer Ziel von Ermittlungen wird. Die neuen Technologien können die Freiheits-

rechte und Meinungsfreiheit stärken. Aber es gibt auch eine dunkle Seite. Es kann erschreckend sein, wenn die Regierung über derartige Datenmengen verfügt. Die Balance zu finden wird ein stetiger Kampf.

SPIEGEL: Haben die parlamentarischen Geheimdienstkontrollure überhaupt die notwendige technische Kompetenz?

Podesta: Das ist das Dilemma weltweit. Immerhin werden diese Fragen bei uns und in Deutschland gestellt – in Russland oder China passiert das sicher nicht. Die Sorge ist berechtigt, denn diejenigen, welche die Kontrolle ausüben sollen und sich dafür tief einarbeiten, werden oft selbst Gefangene des Systems. Wir brauchen deshalb unabhängige Analysten, die Zeit haben, in diese Technologie einzutauchen.

SPIEGEL: Das klingt alles in allem nicht so, als würde sich viel ändern: Sie werden auch künftig alle Daten sammeln, nur die Suchresultate ein bisschen enger filtern.

Podesta: Wir haben, wie gesagt, kein Interesse daran, deutsche Bürger zu überwachen, einfach nur um etwas Interessantes in ihren Gesprächen zu finden. Dasselbe gilt für Amerikaner. Es geht darum, mögliche Anschlagpläne in Ihrem Land aufzudecken, die vielleicht sogar von eigenen Staatsbürgern ausgehen. Nehmen Sie nur die große Zahl der aus Europa stammenden Kämpfer in den Reihen der ISIS. In den USA nehmen wir diese Bedrohung sehr ernst, wir hatten den Fall des US-Bürgers, der ein Selbstmordattentat in Syrien verübte. Das ist ein Beispiel für zielgerichtete Überwachung.

SPIEGEL: Überwachung ist aber nur ein Element der sogenannten Cyberkriegsführung. Die NSA ist auch eine militärische Behörde und beim Cyberwar, wie wir jetzt wissen, ganz vorn dabei. Brauchen wir ein Verbot von Cyberwaffen, ähnlich dem Atomwaffensperrvertrag?

Podesta: Wichtig ist, dass wir Normen für die Cybersicherheit etablieren, auch im deutsch-amerikanischen Dialog. Wir müssen Abwehrmechanismen für Cyberanschläge entwickeln, egal, ob diese von Staaten ausgehen oder von nicht staatlichen Akteuren. Da stehen wir, fürchte ich, noch ganz am Anfang.

Interview: Susanne Koelbl, Marcel Rosenbach

FOTO: MICHAEL DALDER / REUTERS (O.); NORBERT MICHALKE / DER SPIEGEL (L.)

Die Ehre der anderen

Affären Mit einem Verhaltenskodex wollen die Linken-Chefs ihre Partei nach jüngsten Intrigen befrieden. Doch das Misstrauen gegenüber der Führung wächst.

Wenn sich der Vorstand der Linken am kommenden Wochenende zu einer Klausursitzung in Dresden trifft, soll es laut Sitzungsplan unter anderem um das traditionelle „Fest der Linken“ gehen, auch die Finanzen für 2015 stehen zur Diskussion. Doch Geld und Partys interessieren viele Linke zurzeit nicht so brennend. Der Unterpunkt „Parteientwicklung“ kündigt einen Bericht der Projektgruppe „innerparteiliche Kommunikation“ an und dürfte heiße Diskussionen auslösen. Denn die Kommunikation ist inzwischen erheblich gestört.

Seitdem der SPIEGEL unter anderem über Personalpapiere aus der Bundesgeschäftsstelle berichtete, in denen es um die Verhinderung der Wiederwahl des früheren Schatzmeisters ging und um die Besetzung von Posten in Partei und Fraktion, sind in der Partei die alten Grabenkämpfe wieder aufgeflammt. Das Vorsitzenden-duo Bernd Riexinger und Katja Kipping müht sich um Schadensbegrenzung. Das Misstrauen in Teilen der Belegschaft und der Mitglieder sitzt aber tief – auch weil neue Vorwürfe diskutiert werden.

Mit einer Art Ehrenkodex, den alle Mitarbeiter der Parteizentrale unterschreiben sollen, wollen Kipping und Riexinger verhindern, dass sich Vorfälle wie jene um das sogenannte No-Go-Papier, in dem Menschen als „Versorgungsfälle“ bezeichnet wurden, wiederholen. Zudem hatte Kipping angekündigt, alle von dem umstrittenen Dokument Betroffenen zu einem Gespräch einzuladen, „damit die zukünftige Zusammenarbeit wieder auf eine vertrauensvolle Basis gestellt werden kann“. Das für vergangene Woche avisierte Treffen fand bisher jedoch nicht statt. Kipping leitete juristische Schritte ein, um eine Gegendarstellung zu einem Teil des Berichts „Katja, die Grobe“ durchzusetzen. Denn, so teilte sie mit, sie habe das Konzept nicht in Auftrag gegeben und bis zur Veröffentlichung im SPIEGEL auch nicht gekannt. Das war zwar gar nicht behauptet worden, aber selbst an dieser Darstellung Kippings gibt es Zweifel.

Zusammen mit Riexinger hatte Kipping erklärt, sie hätten sich gewünscht, dass diejenigen, die dieses Papier offensichtlich



Linken-Vorsitzende Kipping

„Auf eine vertrauensvolle Basis gestellt“

an die Presse gegeben hätten, „vorher direkt zu uns gekommen wären, dann hätten wir entsprechend intern reagieren und mögliche Verantwortliche zur Rede stellen können“.

Aber genau das ist geschehen, wie aus einer dem SPIEGEL vorliegenden eidesstattlichen Versicherung hervorgeht. So sei das Strategiepapier nicht nur „monatelang Flurgespräch unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bundesgeschäftsstelle der

Linken und Gegenstand vielfacher interner Diskussionen“ gewesen. Ein Mitarbeiter will zudem Frau Kipping im Frühjahr 2013 persönlich auf das Papier angesprochen haben. Er habe sie gebeten zu intervenieren, da das Konzept auch gegen ihn gerichtet gewesen sei. Die Vorsitzende habe „daraufhin zugesagt, sich darum zu kümmern“. Der Mitarbeiter erinnert sich so: „Frau Kipping wusste bei diesem Gespräch sofort, welches Papier ich meinte. Sie hat nicht eine einzige kleine Nachfrage dazu gestellt, was in dem Papier drinstehe oder was für ein Papier ich meinte. Auch die Entwicklung des Strategiepapiers im ‚Büro der Vorsitzenden‘ hat sie nicht in Frage gestellt oder auch nur irgendwie angesprochen.“ Frau Kipping wollte sich dazu auf Anfrage zunächst nicht äußern und ließ auf die noch nicht abgeschlossene interne Untersuchung verweisen.

Auch der ehemalige Bundestagsabgeordnete Steffen Bockhahn, ebenfalls betroffen von dem No-Go-Papier und dort als „Versorgungsfall“ diskreditiert, hatte „Gerüchte, dass es solche Listen geben soll“ schon im Sommer des letzten Jahres gehört. „Letztlich“, sagte er n-tv, bleibe die Frage offen, ob es sein kann, „dass die Vorsitzende diese Papiere tatsächlich nicht kennt“. Denn „die Handlungsanweisungen richten sich ganz deutlich an die Genossinnen und Genossen im engeren Führungszirkel, die die Möglichkeit haben, auf personelle Entscheidungen Einfluss zu nehmen. Dazu ist es ja auch gekommen“.

Die Vorsitzenden hatten Aufklärung versprochen. Dafür soll der Bundesgeschäftsführer Matthias Höhn als eine Art Sonderermittler arbeiten. Die Ermittlungen von „Sherlock Höhn“, wie Mitarbeiter spotten, halten viele jedoch für Augenwischerei.

Die Parteispitze will mit Höhns Arbeit künftig verhindern, dass interne Dokumente den Weg in die Öffentlichkeit finden oder dass unautorisierte Genossen Personalpapiere verfassen. Das trifft nicht nur auf Begeisterung: Unbescholtene Angestellte fühlen sich unter Generalverdacht gestellt, bezeichnen den Ehrenkodex giftig als „Verpflichtungserklärung“, wie sie einst bei der Stasi Usus waren. Sie fragen sich, ob der als Ukas empfundene Erlass, in dem mit arbeitsrechtlichen Konsequenzen gedroht wird, tatsächlich für alle gilt.

Vor allem bei den Genossen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg wächst inzwischen der Ärger über das Krisenmanagement in Berlin. Im Osten steht die Linke im Spätsommer vor drei wichtigen Landtagswahlen: Es geht um ihre aktuell letzte Regierungsbeteiligung in Potsdam und die Aussicht auf den möglicherweise ersten linken Ministerpräsidenten in Thüringen. Beides sollen Meilensteine werden auf dem Weg zu Rot-Rot-Grün im Bund.

Markus Deggerich

„Jetzt langt es aber mal“

Regierung Die Harmonie der Großen Koalition ist nur noch Fassade. Selbst die Führungsleute trauen sich nicht mehr über den Weg.

Wenn sich die Fraktionsführungen von Union und SPD am Dienstagmorgen im fünften Stock des Berliner Jakob-Kaiser-Hauses treffen, herrscht meist entspannte Stimmung. Das Frühstück zu Beginn jeder Sitzungswoche dient dazu, Probleme aus dem Weg zu räumen, bevor sie zu echten Streitpunkten werden.

Vergangenen Dienstag war es anders. Unionsfraktionschef Volker Kauder versteckte seinen Ärger nicht – nicht mehr. Mietpreisbremse, Prostitutionsgesetz, Ausweitung der Drittstaatenregelung im Asylrecht – bei allen aktuellen Themen hake es in der Koalition, schimpfte Kauder laut Teilnehmern. Und Schuld habe die SPD.

„Ich erwarte, dass Anliegen von uns mit dem gleichen Nachdruck betrieben werden wie Anliegen der SPD“, sagte Kauder in Richtung von Thomas Oppermann, seinem Kollegen von der SPD. Mal machten die SPD-Minister nicht mit, mal werde der Bundestag vorgeschoben. „Es muss sich was tun, jetzt langt es aber mal“, mit diesen Worten schloss Kauder.

Sein Ausbruch bedeutet Alarm für Angela Merkels Regierung: Ein harmonisches Zusammenspiel der Fraktionsspitzen zählt zu den wichtigsten Voraussetzungen für das Funktionieren von Schwarz-Rot.

Zwar murren manche in der Union seit Monaten: Man habe die Bundestagswahl klar gewonnen, doch im Regierungsalltag wirke die Union blass, ohne eigene Handschrift und wie der kleine Partner der SPD, heißt es in der zweiten, dritten Reihe der Abgeordneten. Aber jetzt hat auch deren Führungsetage die Wut gepackt. „Es herrscht eine Unruhe, wie wir sie bisher nicht gekannt haben“, sagt ein sozialdemokratisches Kabinettsmitglied.

Wie sehr sich die Zeiten geändert haben, bekam am vergangenen Mittwochabend die SPD-Arbeitsministerin zu spüren. Andrea Nahles war zu Gast bei der Unionsfraktion, sie wollte die geplanten Regeln zum Mindestlohn diskutieren. Eigentlich ist ein solcher Besuch kein heikler Termin, doch diesmal war die Stimmung eisig. Im Zentrum standen die Wirkungen des Mindestlohns von 8,50 Euro auf die ostdeutschen Bundesländer. „Wir werden nicht



Kanzlerin Merkel, Wirtschaftsminister Gribel: „Es muss sich was tun“

zusehen, wie ganze Regionen abbrechen“, versicherte Nahles den Unionsleuten. Die glaubten ihr kein Wort. „Das wurde doch schon immer so gemacht“, schimpfte Fraktionsvize Arnold Vaatz, Sprecher der ostdeutschen CDU-Parlamentarier.

Die wirtschaftsnahen Mittelständler in der Unionsfraktion haben zwar sieben Änderungswünsche beim Mindestlohn formuliert. Wichtigster Punkt: Das entsprechende Gesetz soll alle zwei Jahre auf den Prüfstand. Aber ob sich das durchsetzen lässt, ist fraglich. Noch in dieser Woche will der Bundestag den Mindestlohn beschließen. Bei einem Gespräch am Rande des Plenums vergangenen Freitag kam Ministerin Nahles Kauder zwar entgegen – aber nur in kleinen Details. Es bleibt dabei: Ausgerechnet in dieser Woche, in der die Unionsmittelständler zu ihrem üppig gesponserten Sommerfest am Berliner Kronprinzenpalais laden und der Wirtschaftsrat der CDU im Berliner Interconti-Hotel mit Unternehmenslenkern seine Jahresparty feiert, schleift die Regierung das Wirtschaftsprofil der Union weiter ab. Immerhin: „Das Thema kalte Progression werden wir angehen können“, macht CDU-Wirtschaftspolitiker Michael Fuchs der Klientel Hoffnung. „Im Jahr 2016.“

Schwerer für die Koalition wiegt jedoch, dass die Union dem Partner SPD inzwischen unterstellt, bei jeder Gelegenheit mit gezinkten Karten zu spielen.

Beispiel Mietpreisbremse: Zwar setzt Justizminister Heiko Maas damit ein Vor-

haben des Koalitionsvertrags zur Deckelung von Mieten in Ballungsräumen um. Doch für die dort vereinbarte Begrenzung der Mietpreisbremse auf einzelne Bezirke finden sich im Entwurf ebenso wenige Vorgaben wie für eine Befristung des Preisdeckels. Dafür schickte der Minister sein Konzept ohne Rücksprache mit den CDU-Unterhändlern in die Ressortabstimmung.

Ähnlich heikel ist die Lage bei den Plänen zu Prostitution, Kinderpornografie oder Frauenquote. Alles Vorhaben von Maas und der SPD-Familienministerin Manuela Schwesig – aber auch alles Themen, die zentral für das konservative Profil der Union sind. Die damit befassten Unionsexperten haben inzwischen den Eindruck, dass sie zwar zu Gesprächen geladen werden und ihre Ideen vortragen dürfen – am Ende aber jedes Mal abblitzen.

Die Unions-Innenpolitiker wiederum fürchten eine Schlappe dort, wo es besonders wehtut – in der Zuwanderungspolitik. Der Koalitionsvertrag sieht vor, dass sich in Deutschland geborene Kinder von Ausländern künftig nicht mehr bis zum 23. Lebensjahr für eine Staatsangehörigkeit entscheiden müssen. Für viele in der Union ist diese Liberalisierung eine Zumutung.

Um den Unmut einzudämmen, setzte Fraktionschef Kauder durch, dass das Gesetz an eine Reform der Drittstaatenregelung im Asylrecht gekoppelt wird. Abschiebungen in Länder wie Mazedonien, Serbien und Bosnien-Herzegowina wären

dann künftig leichter möglich. Doch auch da ergeben sich neue Probleme. Eine Zustimmung im Bundesrat ist für einige SPD-geführte Landesregierungen schwierig, weil die grünen Koalitionspartner das Vorhaben jeweils blockieren.

Noch versucht SPD-Chef Sigmar Gabriel, den Koalitionsfrieden zu wahren. Seinen Freund Martin Schulz als EU-Kommissar opferte er kampfflos, nachdem Merkel ihm die Stimmung in der Union verdeutlicht hatte. Auch beim jüngsten Streit um die Regenbogenflagge der Schwulen- und Lesben-Bewegung vor drei SPD-Ministerien lenkten die Sozialdemokraten ein. Die Fahnen wurden eingezogen.

Dass es knirscht im Gebälk, erkennt die SPD-Spitze also auch. „Das Klima hat sich verändert“, sagt ein SPD-Spitzenmann. „Die von der Union wollen jetzt auch mal ihre Projekte aus dem Koalitionsvertrag umsetzen. Ihr Problem ist nur: In dem Vertrag steht kaum was drin.“

Tatsächlich haben auch CDU-Chefin Merkel und Kanzleramtschef Peter Altmaier keine Gegenstrategie. Helfen soll nun, dass sich am 11. September erstmals der Koalitionsausschuss trifft, die Runde der Partei- und Fraktionschefs inklusive der drei Generalsekretäre. CSU-Chef Horst Seehofer gibt schon einmal die Tagesordnung vor: „Wir müssen unsere Kompetenz in der Wirtschafts- und Finanzpolitik stärker in den Vordergrund stellen.“

Der Grundfehler, das räumen selbst Unionsregierungsmitglieder ein, wurde während der Koalitionsverhandlungen gemacht. „Ich verstehe nicht, warum wir der SPD alle Ressorts mit gesellschaftspolitischen Themen überlassen haben“, klagt ein CDU-Kabinettsmitglied. Früher revolutionierte Ursula von der Leyen das Familienbild der CDU, heute ist das Ressort in der Hand der SPD, so wie die Ministerien für Wirtschaft und Energie, für Arbeit und Soziales oder Verbraucherschutz.

CDU-Wirtschaftspolitiker versuchen, die Wende nun in einer Art Basisrevolution durchzusetzen. Carsten Linnemann, Chef der Unionsmittelständler ließ vergangene Woche eine Mail an seine knapp hundert Kreisverbände verschicken. Im Anhang: ein Musterantrag für den CDU-Parteitag im Dezember. „Künftig muss eine automatische Anpassung des Einkommensteuertarifs an die Inflation erfolgen“, heißt es darin. Linnemann hofft, so die Steuersenkung auf die Agenda des Parteitags zu setzen. „Die SPD hat mit ihren Lieblingsprojekten die Anfangsphase dominiert“, sagt er. „Aber drei Jahre liegen noch vor uns.“

Hat der Vorstoß Erfolg, wäre Fraktionschef Kauder verpflichtet, der Steuersenkung im Bundestag eine Mehrheit zu verschaffen. Harmonische Koalitionsfrühstücke wären dann Vergangenheit.

Melanie Amann, Horand Knaup, Peter Müller

Alles auf Anfang

Justiz Ab nächster Woche findet in Regensburg das Wiederaufnahmeverfahren gegen Gustl Mollath statt. Er hat angekündigt, seine Unschuld zu beweisen. *Von Beate Lakotta*

Neulich im Franziskaner brachte Gustl Mollath mal wieder den Saal zum Toben: „Es war die blanke Hölle“, sagte er als Gast einer Veranstaltung der Münchner FDP. Die Polizei habe ihn überfallen in seinem Haus, er sei unschuldig in die Forensik gesperrt worden, zu Mördern und Kinderschändern, ausgeliefert einem dortigen Foltersystem. Jetzt gebe es für ihn nur eins: die vollständige Rehabilitation. Er werde seine Unschuld beweisen. 250 Zuhörer feierten ihn wie einen Popstar, berichtete die *Bild*-Zeitung.

Seit seiner Freilassung im vergangenen August ist Mollath, 57, als Volkstribun unterwegs, als Banken- und Psychiatriekritiker, wortstark, unbequem und leicht skurril.

Er sprach bei einer Pro-Mollath-Kundgebung am Münchner Marienplatz und auf der Bühne des Literaturhauses über „Gräuel“ in der Psychiatrie, die ihn „an die dunkelste Geschichte Deutschlands“ erinnern. Ein Theater in Würzburg brachte seinen Fall auf die Bühne, in Bayreuth, dem Ort seiner Unterbringung, referierte er im Becher Bräu, in Gießen auf einer Justizkritiker-Tagung, dazwischen Talkshow-Auftritte und Zeitungsinterviews.

Ab dem 7. Juli wird er gemeinsam mit seinem Verteidiger Gerhard Strate im Wiederaufnahmeverfahren vor dem Landgericht Regensburg für seine Version der Geschichte kämpfen: Danach wollte Mollath, verheiratet mit einer Bankerin, Schwarzgeldschiebereien in Millionenhöhe aufdecken, in die seine Frau verwickelt gewesen sei.

Er wandte sich an die Justiz, doch man erklärte ihn für verrückt, warf ihm vor, er habe Autoreifen auf teils lebensgefährdende Weise zerstoßen und seine Frau geschlagen und gewürgt bis zur Bewusstlosigkeit. Das Gericht glaubte ihr, wegen Schuldunfähigkeit sprachen die Richter Mollath frei und wiesen ihn in die forensische Psychiatrie ein. Dort blieb er, weil man ihn für eine Gefahr für die Allgemeinheit hielt, siebeneinhalb Jahre lang.

Doch im vergangenen Jahr schien sich plötzlich herauszustellen: Alles, was Mollath behauptete, sei wahr. Er sei das unschuldige Opfer eines Komplotts seiner Frau. Das Ganze erschien, medial entsprechend aufbereitet, als ein ungeheurer Justiz- und Psychiatrieskandal.

Ob diese Lesart Bestand haben wird, soll sich in den kommenden Wochen in Regensburg erweisen. Unstrittig ist aus

heutiger Sicht: Mollath war unverhältnismäßig lange in der Psychiatrie untergebracht. Das Urteil gegen ihn steckt voller Faktenfehler, das Verfahren war schlampig geführt, Mollaths Grundrechte wurden verletzt.

Doch als das Nürnberger Oberlandesgericht am 6. August 2013 beschloss, den Prozess neu aufzurollen und Mollath freizulassen, begründete es dies mit einer Formalie: Das Attest, das seine Exfrau vorlegte, um ihre Verletzungen zu dokumentieren, gilt rechtlich als „unechte Urkunde“. Der untersuchende Arzt hat es auf dem Praxis-Briefpapier seiner Mutter ausgestellt, die er offiziell vertrat. Das hatte er nur unleserlich vermerkt.

Für Laien schwer verständlich: Das Gericht stellte damit nicht Mollaths Unschuld fest. Es folgte lediglich dem Grundsatz, dass auch ein in der Sache möglicherweise zutreffendes Urteil nicht auf unrechtmäßigem Weg zustande kommen darf. Vereinfacht gesagt: Im rechtsstaatlichen Verfahren zählt der korrekte Weg genauso viel wie das korrekte Ergebnis.

Wiederaufnahmeverfahren haben in Deutschland Seltenheitswert. Dabei wird das Verfahren wie ein Film zurück auf Anfang gesetzt. Die Justiz drückt die Reset-Taste, als hätte es die frühere Hauptverhandlung in Nürnberg nie gegeben.

Die 6. Strafkammer unter der Vorsitzenden Elke Escher wird die alten Ankla-

Mollaths Unterstützer stellten etliche Strafanzeigen, etwa gegen Richter und Gutachter, keine einzige hatte Erfolg.

geschriften zugrunde legen, sie wird von Neuem aufklären müssen, ob Gustl Mollath seine Frau misshandelt und Reifen zerstoßen hat und, wenn ja, ob er dabei im Zustand der Schuldunfähigkeit gehandelt hat und ob von ihm heute noch Gefahr ausgeht. Wie für jeden Angeklagten gilt für Mollath die Unschuldsvermutung.

Egal zu welchem Ergebnis die Kammer gelangen wird, das Verfahren hat bereits Justizgeschichte geschrieben, allein weil es äußerst ungewöhnlich zustande kam, auf Weisung der Justizministerin, ein Novum. „Das hätte ich gern schriftlich“, habe er deshalb die Ministerin gebeten, berichtete der Nürnberger Generalstaatsanwalt Hasso Nerlich vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuss zum Fall Mollath.

Dabei kam der Druck erkennbar von noch weiter oben. Ministerpräsident Horst

Seehofer musste befürchten, die öffentliche Empörung könnte mitten im bayerischen Landtagswahlkampf nicht nur seine Justizministerin aus dem Amt fegen, sondern ihn selbst in Mitleidenschaft ziehen.

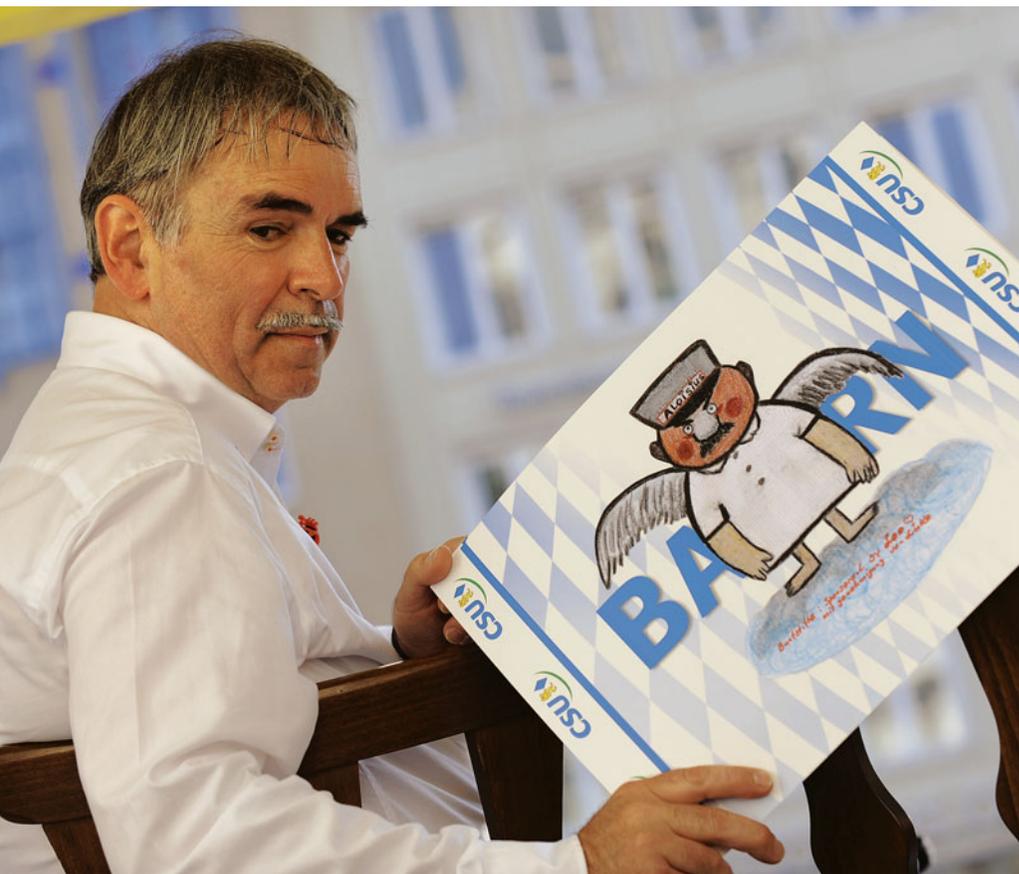
Der zuständige Oberstaatsanwalt Wolfhard Meindl beschrieb seine Lage vor dem Ausschuss so: „Mein Auftrag war: Führe ein Wiederaufnahmeverfahren zugunsten Gustl Mollaths.“ Nur: Wo nimmt man einen Wiederaufnahmegrund her? Eine undankbare Aufgabe, aber nicht unlösbar: „Ein guter Jurist kann alles in jede Richtung schreiben“, sagte Meindl vor dem Ausschuss. „Sie können Unschuldige hinter Gitter bringen, einen Schuldigen freisprechen.“

Nachdem das Landgericht Regensburg die Auftragsarbeit zugunsten Mollaths abgelehnt hatte, zeigten sich Vertreter aller Parteien bestürzt. Bald darauf ordnete das Oberlandesgericht Nürnberg die Wiederaufnahme an.

Die spannende Frage lautet nun: Wie wird Staatsanwalt Meindl ab nächster Woche seine Rolle als Ankläger wahrnehmen? Mollath habe „die Staatsanwaltschaft Regensburg als 2. Verteidiger zur Seite“, so schätzt es die pensionierte Oberstaatsanwältin Gabriele Wolff im juristischen Blog des Beck-Verlags ein; Wolff zählt zur Gemeinde der aktiven Mollath-Unterstützer. Für das Gericht wäre es zumindest ungewohnt, sollten Staatsanwaltschaft und

Verteidigung tatsächlich an einem Strang ziehen.

Die Länge der Zeugenliste spricht dafür, dass die Richter den Fall gründlich aufklären wollen. 17 Verhandlungstage sind vorerst angesetzt, 42 Zeugen geladen, darunter etliche, die schon in den vorherigen Verfahren oder bei der Polizei Aussagen gemacht hatten: die Opfer der Reifenstechereien; einer hatte damals angegeben, Mollath habe ihn zuvor besucht, ihm einen scharf geschliffenen Schraubenzieher gezeigt und gesagt, er sei bereit, sich zu wehren. Ein ehemaliger Pflichtverteidiger, der versucht hatte, das Mandat loszuwerden, weil er sich von Mollath bedroht fühlte. Polizeibeamte der Nürnberger Erlenstegen-Wache; die in die Kritik geratenen psychiatrischen Gutachter – und natürlich Gustl Mollaths damalige Frau, Petra M.



Ex-Psychiatriepatient Mollath: „Es war die blanke Hölle“

Doch die Exehfrau wird vor Gericht von ihrem Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch machen, teilt ihr Anwalt Jochen Horn mit. Das Gericht wird sich auf die Angaben berufen müssen, die Petra M. in früheren Vernehmungen gemacht hat.

Sicher wird hingegen der Zahnarzt Edward Braun aus Bad Pyrmont bezeugen wollen, was Petra M. ihm einmal gesagt haben soll: „Wenn Gustl meine Bank und mich anzeigt, mache ich ihn fertig.“ Braun hat dies so bereits an Eides statt versichert. Petra M. hat dieser Darstellung in einem Interview widersprochen.

Zwei Sachverständige werden den Prozess begleiten, der Rechtsmediziner Wolfgang Eisenmenger und der forensische Psychiater Norbert Nedopil, beide Koryphäen ihres Fachs aus München. Als besonders skandalös haben Mollath und seine Mitsstreiter bislang gewertet, dass einige Psychiater Gutachten über Mollath erstellt hatten, ohne ausführlich mit ihm gesprochen zu haben. Was allerdings daran lag, dass Mollath nicht mit ihnen sprechen wollte. Jetzt aber will Mollath auch mit Gutachter Nedopil nicht reden.

Möglicherweise werden Mollath-Unterstützer Nedopil anzeigen, wenn der nun notgedrungen das nächste Aktengutachten erstellt. Zumindest haben sie das bislang mit vielen getan, die mit dem Fall zu tun hatten: mit Richtern, Staatsanwälten, Gutachtern, Ärzten, Verantwortlichen bei der Bank. Mollaths Verteidiger stellten Strafanzeigen, gegen einen Richter und einen Gutachter wegen Freiheitsberaubung und Rechtsbeugung, gegen

Petra M. wegen Prozessbetrug und Unterschlagung. Keine einzige hatte Erfolg. Zwar hätten sich einige Beschuldigte kritikwürdig verhalten, sagte der Sprecher der Generalstaatsanwaltschaft in München. Ein Anfangsverdacht für strafbares Verhalten, gar für gravierende Straftaten im Amt – Rechtsbeugung, Strafvereitelung, Verfolgung Unschuldiger –, ergebe sich aber nicht.

Auch die Ermittlungen gegen die Exfrau wurden eingestellt, laut Staatsanwaltschaft hat sie Mollath nichts genommen, weder das Haus noch Wertsachen. Vor einem Jahr wurde bekannt, dass Petra M. persönliche Habe von Mollath aufbewahrt hat, darunter auch das Bild seiner Mutter, dessen Verlust er in zahlreichen Interviews beklagte. Bis heute hat er die Sachen nicht bei ihr abgeholt.

Und Mollath selbst – wie lebt er ein Jahr nach seiner Freilassung? Er ist rundlicher geworden und ein bisschen grauer. Er absolvierte seine Auftritte, stieg für einen Dokumentarfilm auf die Zugspitze, besuchte das Grab Friedrich Hölderlins, fuhr zu Oldtimer-Rennen und drehte mit einem Zeitungsreporter Runden auf einer Übungsstrecke.

Mollath ist bis heute nirgendwo gemeldet, er wohnt bei Freunden wie dem Bad Pyrmontener Zahnarzt oder dem Nürnberger Plagiatejäger Martin Heidingsfelder. Nicht mal sein Verteidiger scheint immer zu wissen, wo er sich aufhält. Mollath hat verschiedentlich beklagt, seit man ihn in der Psychiatrie vor die Tür gesetzt habe, sei er auf sich allein gestellt. Die allgemeine

üblichen Hilfen der Klinik, um draußen Tritt zu fassen, bei der Wohnungs- und Arbeitssuche oder mit dem Hartz-IV-Antrag, wollte er nicht. Arbeit will er sich erst nach dem Prozess suchen, er lebt von Spenden. Rund 33 000 Euro haben Unterstützer bis jetzt für ihn gesammelt.

Und die „wahnsinnigste, größte Steuerhinterziehung in Milliardenhöhe“, die Mollath aufdecken wollte? Vor dem Untersuchungsausschuss hatte er angekündigt, er könne noch fünf Koffer voll Beweise in Sachen Schwarzgeld vorlegen. Hat er aber nicht.

Eine der angeblichen Schwarzgeldschieberinnen hingegen, eine ehemalige Hypo-Vereinsbank-Mitarbeiterin, wehrte sich in erster Instanz erfolgreich mit einer Zivilklage gegen den Betreiber der Seite NürnbergWiki. Sollte der Mann weiter Mollaths Beschuldigungen gegen sie verbreiten, muss er bis zu 250 000 Euro Strafe zahlen: Weder sei der Frau gekündigt worden, wie Mollath behauptet hatte, noch gehe aus dem berühmten Revisionsbericht der Bank hervor, dass sie Schwarzgeld hinterzogen habe, sagte der Richter: Es gebe kein Recht, unwahre Behauptungen zu verbreiten.

Vor dem Untersuchungsausschuss hatte auch der Bankrevisor klargestellt, dass er keine Beweise für Schwarzgeldgeschäfte habe, der Prüfbericht enthalte da eine „unglückliche Formulierung“. Auch für die angeblichen Kurierfahrten von Petra M. mit Kundengeldern in die Schweiz fehlt jeder Beleg. Tatsächlich werden die Schwarzgeldvorwürfe aber in diesem Verfahren eine untergeordnete Rolle spielen, schließlich geht es um schwere Körperverletzung und Sachbeschädigung. Gustl Mollath neigt jedoch dazu, in seinen Prozessen selbst bestimmen zu wollen, worüber verhandelt wird – mit bekanntem Ergebnis.

Und was könnte diesmal herauskommen?

Gelangte die Kammer zum Schluss, dass Mollath die Taten begangen hat, aber niemals wahnkrank war, könnte sie ihn schuldig sprechen. Eine Strafe könnte sie aber nicht verhängen. Der Grund: Mollath wurde schon mal freigesprochen und darf im Wiederaufnahmeverfahren nicht schlechter wegkommen.

Am wahrscheinlichsten erscheint ein Freispruch – entweder wegen nicht erwiesener Schuld, dann bekäme er eine Entschädigung aus der Staatskasse. Oder wegen Schuldunfähigkeit, das wäre dann eine Bestätigung des alten Urteils.

Dass Mollath anschließend erneut in der Psychiatrie untergebracht würde, ist eine sehr theoretische Möglichkeit. Denn bis jetzt wurde kein Vorfall öffentlich bekannt, der darauf schließen ließe, in Mollath stecke heute noch ein anderer als der friedliebende Gustl. ■

Vom Knast in den Dschihad

Strafvollzug Radikale Islamisten werben in deutschen Haftanstalten für ihre Ideologie. Muslimische Seelsorger könnten verhindern, dass sich Häftlinge radikalieren – doch es gibt zu wenige.



Gefängnisseelsorger Meyer

Durch die vergitterten Fenster scheint die Abendsonne auf die 18 Männer. Sie tragen weinrote T-Shirts und schwarze Hosen, manche schubsen gelangweilt die Schultern gegeneinander, andere lungern in Gruppen in der Ecke des kargen Raums, die Männer reden türkisch, arabisch, deutsch. Immer wieder blickt einer nach draußen, in den Gefängnishof.

Ein Mann mit Rauschbart und violetterm Turban tritt vor die Häftlinge. Sein bunt gestreifter Leinenmantel schleift hinter ihm her. Husamuddin Meyer rollt seinen Gebetsteppich aus, streicht eine Ecke glatt, erhebt seine Stimme zum Gebet. Fast singt er die arabischen Verse, wiegt sich vor und zurück.

Still stehen die Männer in zwei Reihen vor Meyer, ihr Rücken ist durchgestreckt, der Blick auf einen unsichtbaren Punkt gerichtet. Sie gehen auf die Knie, beugen den Kopf, bis die Stirn den Boden berührt. Vier-, fünfmal, dann tönt ihr „Allahu akbar“, Gott ist groß, durch den Raum. Meyer macht eine Handbewegung, die Häftlinge bilden einen Halbkreis. Er erzählt ihnen eine Geschichte aus dem Koran. Keiner unterbricht.

Husamuddin Meyer ist muslimischer Seelsorger. Er trägt Bart, Turban und einen Ring am Finger, wie es der Sunna entspricht. Ebenso wie der gewundene Holzstock, dessen Klackern ihn ankündigt, wenn er durch die Gefängnisgänge eilt. Dreimal pro Woche kommt er in die Justizvollzugsanstalt (JVA) Wiesbaden, betet mit den muslimischen Gefangenen und berät sie in religiösen Fragen.

Meyer will den Gefangenen den Weg zu Allah nahebringen. Noch häufiger aber versucht er, Gläubige von einer radikalen Auslegung des Korans abzubringen. Er warnt insbesondere vor dem Salafismus, jener fundamentalistischen Strömung des Islam, die sich unter jungen Männern wachsender Popularität erfreut. Seine sonst so freundliche Stimme klingt hart, wenn Meyer sagt: „Der Salafismus ist wie eine Krankheit, wer einmal infiziert ist, steckt andere an.“

Die radikalen Islamisten haben sich einen ungewöhnlich erscheinenden Ort gesucht, um Anhänger zu gewinnen: die deutschen Gefängnisse. Der bayerische Verfassungsschutz kennt Handbücher zum Dschihad, die eine Rekrutierung von Mitgefangenen empfehlen, und hat beobachtet, dass salafistische Gefangene ihre Mithäftlinge zu überzeugen versuchen.

Der Osnabrücker Religionswissenschaftler Rauf Ceylan glaubt, dass künftig noch mehr Extremisten hierzulande inhaftiert werden: „Viele der 300 Deutschen, die nach Syrien in den Dschihad gezogen sind, werden wahrscheinlich irgendwann in deutschen Gefängnissen landen.“

Wie gefährlich junge Männer werden können, die im Gefängnis bekehrt oder radikalisiert wurden, zeigen mehrere Fälle aus dem Ausland. Richard Reid kam einst als Kleinkrimineller in eine Londoner Jugendarrestanstalt und konvertierte dort zum Islam, danach radikalisierte er sich: 2001 versuchte er mit Sprengstoff, den er in seinem Schuh versteckt hatte, ein Passagierflugzeug in die Luft zu jagen. Einer der Attentäter, die 2004 in Madrid mehrere Züge sprengten, hatte erst im Gefängnis Kontakt zu Extremisten gefunden. Auch der Attentäter von Toulouse, der im März 2012 sieben Menschen erschoss, war hinter Gittern Salafist geworden.

Der jüngste Fall: Mehdi N., 29, der wohl hinter der Schießerei im Jüdischen Museum im Mai in Brüssel steckt, bei der vier Menschen starben. Rund ein Jahr lang soll er sich bei syrischen Dschihadisten aufgehalten haben. Der Staatsanwalt erklärte, dass sich N., der innerhalb eines Jahrzehnts siebenmal wegen Delikten wie Einbrüchen verurteilt worden war, während seiner Haft radikalisiert habe.

Wie unmerklich sich die Wandlung von Kleinkriminellen zu Salafisten vollziehen kann, hat die Leiterin der JVA Wiesbaden erlebt. Hadmut Jung-Silberreis, eine energische Frau, arbeitet seit mehr als 30 Jahren im Strafvollzug, an den Wänden vor ihrem Büro hängen Schwarz-Weiß-Fotos von jungen Häftlingen, die sehnsüchtig durch die Gitterstäbe blicken.

Doch die Entwicklung des arabischstämmigen Riza hat sie überrascht. „Der Junge war völlig unauffällig, er hat im Gefängnis eine Ausbildung gemacht und hatte sogar

Abdul hatte alle Voraussetzungen, um das Gefängnis als Glaubenskämpfer zu verlassen – aber dann traf er Meyer.

eine Stelle“, sagt sie. Was der junge Mann wirklich tat, nachdem er durch das blaue Eisentor der JVA in die Freiheit ging, erfuhr Jung-Silberreis aus einem Video, das sie im Internet fand.

Der Film zeigt drei Männer mit Vollbart vor dem Gefängnistor. Als Riza zu ihnen kommt, drückt ihn der eine an seine Brust. Der Mann hinter der Kamera sagt: „Du bist heute wieder auf freiem Fuß, und das Erste, woran du denkst, ist, mit den Geschwistern einen Infostand zu machen.“ An seinem ersten Tag in Freiheit beteiligt sich der junge Mann an der Aktion „Lies“ von Salafisten, er verteilt Korane, so vermuten es die hessischen Sicherheitsbehörden. Ihnen sind die drei vollbärtigen Männer als Salafisten bekannt, Riza hat wohl während der Haft den Kontakt zu ihnen aufgebaut. „Du hast drinnen den Weg zurück gefunden“, sagt einer in dem Video zu ihm und nickt in Richtung Gefängnismauern.

JVA-Leiterin Jung-Silberreis berichtet, dass in ihrem Gefängnis Schriften des in-

ternational bekannten Salafisten Bilal Philips von Zelle zu Zelle gereicht wurden. Keiner der Aufseher hatte erkannt, bei wem sich die Gefangenen ihre religiöse Inspiration holten – bis Meyer kam. Seitdem versucht er, sie zum Nachdenken zu bringen, damit sie sich von der islamistischen Ideologie abwenden. „Ein paar von ihnen würden gern nach Syrien“, erzählt er. „Die meisten haben ihren Weg noch nicht gefunden. Es gibt viele Möglichkeiten, wie sie sich entwickeln können.“

So wie Abdul, von dem der Seelsorger glaubt, dass er eine gute Richtung eingeschlagen hat. Als Meyer den 23-jährigen Deutschen das erste Mal sah, war der junge Mann voller Wut. Abdul schimpfte auf die Ungläubigen und erzählte von Veranstaltungen mit dem deutschen Salafistenprediger Pierre Vogel. Seine Kindheit hatte Abdul teilweise im Heim verbracht, später hatte er viel gekiffert. In der Moschee suchte er Orientierung, die er im Leben verloren hatte.

Seit er vor vier Jahren konvertierte, nennt er sich Abdul. Salafisten erklärten ihm seinen neuen Glauben auf Deutsch. Er war sicher, Gott verachte ihn, weil er sich nicht an die strengen Regeln hielt. „Wenn mich eh alle hassen, ist alles egal“, dachte er damals. Eines Tages steckte er eine Gaspistole in seine Sporttasche, zog sich eine schwarze Mütze mit zwei Augenhöhlern über den Kopf und stürmte mit einem Kumpel in die nächste Tankstelle. Bevor er die Tür aufriss, murmelte er ein Gebet. 13 Raubzüge beging er, bis ein Tankwart seinen Kumpel erkannte. Abduls Strafe: drei Jahre Knast.

Abdul hatte alle Voraussetzungen, um das Gefängnis als Glaubenskämpfer zu verlassen. Er hatte die salafistische Idee im Kopf, schon einmal eine Waffe in der Hand gehabt und war es gewohnt, Gesetze zu brechen. Doch dann traf er Husamuddin Meyer. Fast drei Jahre lang sahen sich die zwei beim Gebet und diskutierten. „Ich bin auf die Salafisten reingefallen, aber jetzt hab ich den wahren Kern des Islam kennengelernt“, sagt Abdul. Er hockt im Schneidersitz auf einem roten Perserteppich im Moscheeraum von Haus C. Salafisten bezeichnet er nur noch als „Chaoten“.

Die Gespräche mit den Häftlingen seien so intensiv, dass er Pausen machen müsse, sagt Meyer. Dann isst der Seelsorger gern Domino-Eiswaffeln. Er sagt, es beruhige seine Nerven. Im Gefrierfach des Gefängnisses hat er sich einen Vorrat angelegt.

Meyer wuchs in einer christlichen Familie in einem kleinen Dorf im Odenwald auf. Als Student fuhr er mit dem Motorrad

durch islamische Länder wie Tunesien, Marokko, Algerien. Im Senegal fand er sein Glück: seine Frau und den Islam. Die Zufriedenheit tiefgläubiger Menschen dort habe ihn beeindruckt, sagt er. Zurück in Deutschland, studierte er Islamwissenschaften in Freiburg.

Jetzt leitet er Freitagsgebete in einer kleinen Moschee im Hinterhof von „Little Islamabad“, einem Stadtviertel von Wiesbaden. Meyer vertraut auf die Kraft der Religion, auch bei Räufern, Vergewaltigern und Mördern im Gefängnis. Der Seelsorger versucht, die Männer mit Gesprächen, Gebeten und Koranrezitationen ins seelische Gleichgewicht zu bringen: „Wenn sie fünfmal am Tag beten und bestimmte Übungen machen, sind sie geschützt von äußeren Einflüssen und lassen sich nicht so leicht manipulieren.“



Vorbeter Meyer, Häftling in der JVA Wiesbaden: Sechs Minuten für jeden Gefangenen

Experten haben in einer Studie den Zusammenhang zwischen Rückfallquote und Religiosität im Jugendstrafvollzug in Rheinland-Pfalz untersucht. Sie kamen zu dem Schluss, dass für jugendliche Migranten „die religiöse Bindung und die Verwurzelung in der Kultur des Heimatlandes eine präventive Wirkung auf die generelle Straffälligkeit haben kann“.

Gefängnisleiterin Jung-Silberreis hat erlebt, dass Meyer über die Religion Zugang zu Häftlingen fand, die von Justizbeamten und Psychologen schon aufgegeben worden waren. Doch die Seelsorger können auch eine Gefahr darstellen, das hat Jung-Silberreis ebenso erfahren müssen. Fundamentalistische Prediger hatten sich auf diesem Weg in ihr Gefängnis geschleust, etwa der Imam, den ein türkischer Kulturverein empfohlen hatte. Er weigerte sich, Jung-Silberreis die Hand zu geben, da er keine

fremden Frauen berühren dürfe. Später entdeckten ihre Mitarbeiter, dass er Blätter in den Koran gelegt hatte, um sie ins Gefängnis zu schmuggeln. „Die Texte konnten zur Radikalisierung der Häftlinge beitragen“, sagt Jung-Silberreis.

In Berlin beendete der Justizsenator im vergangenen Jahr wegen Sicherheitsbedenken die Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Muslimische Gefängnisseelsorge, da Sicherheitsbehörden einige Seelsorger als problematisch einstufen. Die Verantwortlichen der Justizvollzugsanstalt Leipzig ließen den Salafisten Hassan Dabagh als Seelsorger arbeiten, obwohl gegen ihn wegen des Verdachts auf Volksverhetzung ermittelt wurde.

JVA-Chefs können oft nur schwer einschätzen, welche Richtung des Islam jemand vertritt. Offizielle Vorgaben, wer als

muslimischer Seelsorger predigen darf, existieren nicht. Meist empfiehlt die Gemeinde vor Ort einen Imam. Islamwissenschaftler fordern deshalb eine Ausbildung für muslimische Seelsorger, wie es sie auch für christliche gibt. Doch im Islam gibt es nicht solche hierarchischen Strukturen wie in den christlichen Kirchen. Den verschiedenen islamischen Verbänden wird es wahrscheinlich schwerfallen, sich auf die religiösen Grundsätze zu einigen, die die Seelsorger vertreten sollen.

Einig sind sich die Verbände aber darüber, dass muslimische Gefangene eine bessere Betreuung brauchen, sie machten diese Forderung zu einem Schwerpunkt der laufenden Islamkonferenz. Der Leiter der muslimischen Gefängnisseelsorge in Frankreich schrieb nach dem Anschlag auf das Jüdische Museum – der mutmaßliche Schütze hatte sich in französischen Gefängnissen radika-

lisiert – einen Brandbrief an die Regierung. Die muslimische Seelsorge müsse ausgebaut werden. In Deutschland sind christliche Seelsorger oft jeden Tag für die Gefangenen da, ein Imam wird meist nur geholt, wenn ein Häftling nach ihm fragt. Häufig bekommt der muslimische Seelsorger den Lohn eines freiwilligen Helfers – bei Meyer sind das 19,50 Euro in der Stunde. Niedersachsen ist als erstes Flächenland kurz davor, die muslimische Seelsorge durch einen Staatsvertrag mit islamischen Verbänden zu regeln. Doch die Regierung in Hannover gibt für die Gefängnis-Imame nur 44 000 Euro im Jahr aus. Für christliche Seelsorger sind 1,8 Millionen Euro eingeplant.

Meyer bekommt neun einstündige Sitzungen pro Woche bezahlt, knapp sechs Minuten für jeden muslimischen Gefangenen. Das mag reichen, um „Hobby-Salafisten“ wie den Konvertiten Abdul in jahrelanger Betreuung zu überzeugen. Doch es kommen auch ideologisch gestählte Terroristen zu Meyers Gebeten.

Vor ein paar Jahren hielt er Freitagsgebete in einem anderen Gefängnis in Hessen. Danach suchte jedes Mal ein junger Mann mit langen schwarzen Haaren den Kontakt zu ihm. Rami Makanesi war Mitglied von al-Qaida und hatte sich in einem Terrorcamp in Pakistan an der Waffe ausbilden lassen. Er wollte Meyer erzählen, was er in Asien erlebt hatte. Es wäre eine Chance gewesen, Zugang zu Makanesi zu bekommen. Aber die Zeit, die Meyer ihm widmen konnte, habe gerade für einen Handschlag vor und nach dem Gebet gereicht. „Um eine Ideologie zu bekämpfen, braucht es Zeit“, sagt Meyer.

Manchmal braucht es auch noch mehr. Im selben Gefängnis kam auch ein scheuer junger Mann zum Gebet, der Meyer bekannt vorkam. Es war Arid Uka, der 2011 den ersten islamistischen Anschlag in Deutschland verübt hatte, bei dem Menschen starben. Als 21-Jähriger erschoss er am Frankfurter Flughafen zwei US-Soldaten. „Er wirkte noch sehr unreif“, erinnert sich Meyer. Der Seelsorger wollte mit ihm über den Islam diskutieren, aber Uka verschwand immer schnell in seiner Zelle.

In Wiesbaden spricht Meyer die letzten Worte des Abendgebets im Untersuchungsgefängnis. Er faltet seinen Gebetsteppich zusammen, um ihn drängen sich die Häftlinge in einem Kreis. Der eine bittet um einen Koran, ein anderer will, dass Meyer noch ein kurzes Gebet für seinen verstorbenen Vater hält. Meyer schließt die Augen, lässt die Perlen der Gebetskette durch seine Finger gleiten und murmelt einen Vers.

Bevor er das Gebet beenden kann, schallt es aus der Ecke: „Auf geht’s, meine Herren!“ Der Justizbeamte wippt ungeduldig auf den Zehenspitzen und schiebt dann die Häftlinge an den Schultern durch die Tür.

Lisa Schnell

FOTO: BERT BOSTELMANN / BILDFOLO / DER SPIEGEL



Autoliebhaber Achenbach mit Beuys-Bentley

Vertrauen und Verrat

Milliardäre Eine Strafanzeige aus der Aldi-Dynastie bringt einen der bekanntesten Kunstberater in Untersuchungshaft. Offenbar geht es um mehr als nur Geld.

Im September 2010 besuchen zwei Freunde ein Oldtimer-Treffen auf Schloss Bensberg in Bergisch-Gladbach. Der eine heißt Helge Achenbach, Kunstberater, einer der erfolgreichsten des Landes. Er kauft Bilder für Konzernflure ein, er hat schon früh auf die späteren Weltstars Richter, Immendorf, Gursky gesetzt. Der andere ist so gut wie unbekannt: Berthold Albrecht. Die Firma dagegen, die ihn zum Milliardär macht, ist umso namhafter: Aldi-Nord. Beide haben ihre Ehefrauen dabei, aber die große Liebe der Männer gehört an diesem Tag den Schönheiten, die beim Concours d'Élégance vorfahren – millionenteure Autos aus der Vorkriegszeit.

Mit diesem Tag, so sagt ein Vertrauter heute, begann die Sammelleidenschaft von Berthold Albrecht, eine öffentliche Leidenschaft, die ihm sein Vater, der bis zur Unsichtbarkeit zurückhaltende Theo, wohl nicht hätte durchgehen lassen. Aber mit

diesem Tag begann auch eine Geschichte, die jetzt, knapp vier Jahre später, mit der Verhaftung von Achenbach endet, nach einer Strafanzeige von Babette Albrecht, der Witwe des 2012 gestorbenen Berthold; eine Geschichte um Vertrauen und Verrat, die in den feinsten Kreisen der rheinischen Gesellschaft spielt.

Am 10. Juni kehrte Helge Achenbach, 62, aus Brasilien zurück, wo er das WM-Quartier der deutschen Mannschaft mit Kunst veredelt hatte. Am Düsseldorfer Flughafen wartete schon die Polizei auf ihn, nahm ihn fest und brachte ihn in Untersuchungshaft. Babette Albrecht hatte Achenbach in einer Strafanzeige vorgeworfen, ihren Mann betrogen zu haben, beim Kauf von Bildern und Oldtimern.

So, wie die Witwe das schilderte, gab es eine Vereinbarung, und die sah vor, dass Achenbach die guten Stücke kaufte und zum selben Preis an Berthold Albrecht weiterreichte. Für seine Mühen sollte der Agent eine Provision bekommen. Nun geht die Staatsanwaltschaft Essen dem Verdacht nach, Achenbach könnte dem Milliardär höhere Preise vorgegaukelt haben, als er selbst gezahlt hat. Und auch die Provisionen, die sich nach den Preisen richteten, wären dann wohl zu hoch gewesen. Nach Angaben der Staatsanwaltschaft ist sie im Besitz von „Beweismitteln, die in diese Richtung deuten“. Achenbachs Anwälte bestreiten dagegen die Vorwürfe und arbeiten an einem Haftprüfungsantrag.

Bilder hatte Achenbach dem Aldi-Erben schon seit vielen Jahren besorgt. Bilder

aber waren für den klandestinen Clan der Aldis etwas anderes als Autos: Sie hingen zu Hause, sie blieben so verborgen wie die Familie. Erst nachdem Patriarch Theo Albrecht im Juli 2010 gestorben war, traute sich sein Sohn, im großem Stil Autos zu kaufen, seltenste Stücke aus den Zwanziger- bis Sechzigerjahren. Er plante dafür auf seinem Grundstück in Essen eine Halle, die ihm kein Geringerer als Ben van Berkel entwarf, der Architekt, der schon das spektakuläre Mercedes-Museum in Stuttgart geschaffen hatte. Vor allem aber fuhr Albrecht mit seinen Modellen auf die Wettbewerbe der superreichen Auto-Fans: die sogenannten Concours. Dort präsentieren die Besitzer ihr bestes Stück, für Preise und Prestige, vor Publikum und Presse, in Pebble Beach, Kalifornien, und an der Villa d'Este in Italien.

Zu Albrechts Sammlung mit rund 15 großen Klassikern gehörte ein Mercedes 540 K Spezial Roadster von 1939, den Alfred Krupp gefahren hat, der einzige je gebaute mit kurzem Radstand in dieser Ausführung; außerdem ein 1928er Mercedes 680 S Saoutchik, einer von nur zwölf insgesamt. Solche Autos kosten siebenstellige Beträge, mindestens. Ein Ferrari 250 GTO aus den Sechzigern, dem er noch kurz vor seinem frühen Tod mit 58 Jahren nachjagte, liegt gewöhnlich bei mehr als 30 Millionen Dollar.

Auch Achenbach hat ein Faible für Autos, allerdings mehr für solche, die eine Geschichte mit der Kunst haben: der Bentley S1 von Joseph Beuys etwa steht in seiner Garage. Immer wieder gab der Düsseldorfer seinem Milliardärsfreund Tipps, welche Autos für dessen Sammlung infrage kämen. Albrecht soll ihm nicht blind gefolgt sein, manchmal auch Empfehlungen abgelehnt haben, weil ihm ein Auto nicht gefiel. Aber wenn er zugriff, dann oft mit Achenbachs Hilfe. Albrecht wollte nicht, dass die Verkäufer wussten, mit wem sie tatsächlich verhandelten. Denn was ihm gefiel, so heißt es in der Szene, das war der Überraschungseffekt: mit einem Oldtimer bei einem Concours aufzutauchen, von dem keiner ahnte, dass er ihn besaß.

Zwischen ihm und dem Kunstkenner bestand offenbar ein Grundvertrauen, das der scheue Aldi-Erbe nur wenigen Menschen entgegenbrachte. Achenbach empfahl ihm Ärzte, und wenn Albrecht eine Rechnung überweisen musste, aber keine Zeit hatte, selbst zur Bank zu gehen, ließ er Achenbach angeblich schon mal vorstrecken, um ihm dann später das Geld zurückzuzahlen.

Seiner Frau Babette soll dieses Verhältnis mitunter nicht geheuer gewesen sein, vor allem, weil sie von ihrem Mann, wenn es um die Oldtimer ging, meist eben nicht ins Vertrauen gezogen wurde. Wie es aus dem Umfeld der Familie heißt, erfuhr sie manchmal erst dann von einem Wagen,

wenn Berthold Albrecht ihn mit Achenbachs Hilfe schon gekauft hatte. Als sie in einem Fall gegen den Kauf gewesen sei, soll Berthold sehr entschieden reagiert haben: Er könne mit seinem Geld Autos kaufen, wie es ihm passe, seine Frau habe sich da herauszuhalten. Nicht seine Leidenschaft für teure Sammlerstücke, wohl aber die Frage, wer wie intensiv die Leidenschaft mit ihm teilen durfte, soll bei den Albrechts für Spannungen gesorgt haben.

Auch das könnte nun hinter der Strafanzeige der Witwe stecken: ein derart starkes Zerwürfnis mit Achenbach, dass Babette Albrecht sogar mit der eisernen Regel des Clans bricht, nichts nach außen dringen zu lassen. Denn Albrecht muss klar sein, dass ein möglicher Prozess gegen Achenbach öffentlich sein wird und sie dann als Zeugin gefragt wäre.

Dabei wirft ihre Anzeige noch viele Fragen auf. Die Witwe, heißt es aus Achenbachs Umfeld, habe für die Erbschaftsteuer die Kunst- und Autosammlungen schätzen lassen; dabei seien niedrigere Werte herausgekommen als erwartet. Das allein würde allerdings für eine Anzeige kaum ausreichen – und dem Staatsanwalt wohl erst recht nicht für einen Haftbefehl. Was nämlich so ein Mercedes Roadster ihres

Mannes tatsächlich wert ist, das lässt sich im Zweifel erst sagen, wenn er bei einer Auktion verkauft würde. Derselbe Typ, mit langem Radstand und ohne den wertsteigernden Namen Krupp in der Historie, erzielte in den vergangenen zwei Jahren mal sieben einhalb, mal knapp zwölf Millionen Dollar.

Kenner der Sammlung glauben, dass Berthold Albrecht mit vielen Autos auch keinen schlechten Kauf gemacht habe, die Modelle eher im Wert gestiegen seien. Bei einem Jaguar E-Type aus den Sechzigern sieht das möglicherweise anders aus: Das Auto soll die Staatsanwaltschaft beschäftigen. Offenbar glaubt Babette Albrecht, der Wagen sei nicht in dem Zustand, den Achenbach beim Kauf verspro-



Ehepaar Albrecht 2009*

Die eisernen Regeln gebrochen

chen hatte. Doch bei einem Preis von 120 000 Euro gilt der Jaguar nicht als ernst zu nehmendes Stück in der Sammlung; das sei nur eine Art Hausfrauen-Wagen für Babette Albrecht gewesen, heißt es aus dem weiteren Umkreis der Familie.

So gibt es viele Rätsel in dem Fall, das größte aber bleibt die Witwe, von der keine Stellungnahme zu erhalten war. Achenbach war nicht nur ein Freund ihres Mannes. Er besorgte angeblich auch dem Sohn des Paares in einer schwierigen Lebensphase eine Reihe von Jobs, damit der junge Mann

Dinge ausprobieren, den richtigen Weg für sich finden konnte. Warum also jetzt der offene Angriff? Nur um Geld kann es Babette Albrecht eigentlich nicht gehen. Um Geld vermutlich am wenigsten.

Jürgen Dahlkamp, Ulrike Knöfel, Gunther Latsch, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Jörg Schmitt

* Mit Tochter Olivia bei der Eröffnung der Art Basel in Miami Beach.

Exilantin Weiss mit Ehemann Hans
in Südafrika um 1959



„... und da saß Mandela“

Zeitgeschichte Die bald 90-jährige Journalistin Ruth Weiss emigrierte 1936 als Kind jüdischer Eltern nach Südafrika. Ein Gespräch über Antisemitismus und Apartheid, Heimatlosigkeit und ihr Leben zwischen Beruf und Kind.

Weiss wanderte als Zwölfjährige mit ihrer jüdischen Familie aus dem nationalsozialistischen Deutschland nach Johannesburg aus. Später war die Journalistin und Buchautorin eine der ersten Frauen, die auch für europäische Medien über die Unabhängigkeitsbewegungen im südlichen Afrika berichteten. Wegen ihrer kritischen Haltung durfte sie ab 1966 mehr als 20 Jahre lang nicht mehr nach Südafrika einreisen, später auch nicht mehr in das damalige Rhodesien. Mittlerweile lebt die praktizierende Jüdin wieder in Deutschland. Sie gehört zu jenen 1000 Frauen, die 2005 von einer Schweizer Initiative für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen wurden.

SPIEGEL: Frau Weiss, Sie haben in Johannesburg, Harare, Lusaka und London gelebt – und nun, nach all diesen Stationen Ihres fast 90-jährigen Lebens, sind Sie ausgerechnet in Lüdinghausen gelandet. Was zieht Sie in die westfälische Provinz?

Weiss: Mein Sohn hat das zu verantworten. Er ist in Dänemark verheiratet, und ich wollte in seiner Nähe wohnen. Ursprünglich hatte ich an Hamburg gedacht. Aber als die Entscheidung anstand, besuchten mich gerade Freunde aus Lüdinghausen, Friedensaktivisten, die ich einst während einer politischen Bildungsreise durch Sambia begleitet habe. Sie schlugen mir vor, erst eine Station in Lüdinghausen einzulegen. Ich bin dann geblieben. Es beruhigt mich, Freunde in meiner Nähe zu wissen; ich habe so viele Jahre im Exil verbracht, dass Freunde mir Heimat bedeuten. Und ich bin auf sie angewiesen. Ich gehe schlecht, in der Ecke dort stehen Stock und Rollator, manche Reisen kann ich nur noch in Begleitung unternehmen.

SPIEGEL: Warum sind Sie nicht einfach zu Ihrem Sohn gezogen?

Weiss: Ein alter Mensch wie ich sollte nicht zusammen mit seinen erwachsenen Kindern am selben Ort leben. Sascha und seine Frau hätten ihren Alltag nach mir ausgerichtet, das würde ich nicht wollen. Und ich führe hier ein interessantes Leben. Ich lese aus meinen Büchern und halte Vorträge in Schulen, ich lerne als alte deutsche Jüdin ganz unerwartet noch eine neue deutsche Generation kennen. Und dank Internet und E-Mails kann ich mich darüber informieren, was in der Welt passiert. Man darf im Alter nicht so tun, als ob es das Ende wäre. Das Ende kommt irgendwann. Bis dahin muss man versuchen mitzumachen.

SPIEGEL: In diesen Tagen erscheint Ihre Autobiografie in der erweiterten englischen Fassung, eine frühere deutsche Auflage ist vergriffen*. Die Literaturnobelpreisträgerin Nadine Gordimer hat das Vorwort geschrieben, sie ist eine Ihrer besten

* Ruth Weiss: „A Path through Hard Grass“. Basler Africa Bibliographien; 276 Seiten; 25 Schweizer Franken. Bis August 2014 zeigt eine Ausstellung in Basel Stationen ihres Lebens.

Freundinnen und sieht in Ihrem Leben drei bestimmende Strömungen des 20. Jahrhunderts gespiegelt: Nationalsozialismus, Rassismus, Kommunismus.

Weiss: Sie hat recht. Wir sind 1936 aus dem fränkischen Fürth nach Johannesburg ausgewandert. Viele Juden flüchteten in den Jahren nach der „Machtergreifung“ wie wir ans Kap; der südafrikanische Staat hielt die Grenzen für Einwanderer mit weißer Hautfarbe bis Ende 1936 offen, danach durften Juden im Grunde nicht mehr einwandern. Es war eine geteilte Emigration: einerseits kleinbürgerliche Leute wie meine Eltern, andererseits Großstädter aus Hamburg, München und Berlin. Zu ihnen gehörten Künstler und Schriftsteller, aber auch Kommunisten, die zusammen in Johannesburg einen Kulturverband gegründet hatten. Dort trafen auch wir Jugendlichen uns. Wir suchten im Exil die deutsche Atmosphäre. Wir haben diskutiert und gelesen, Exilschriftsteller wie Thomas Mann, und wir wurden dort auch politisiert.

SPIEGEL: Inwieweit hat die Gruppe Ihr politisches Denken beeinflusst?

Weiss: Ich war begeistert und wollte unbedingt der Kommunistischen Partei beitreten. Aber Hans Weiss, mein späterer Mann, warnte mich, und ich habe auf ihn gehört. Ich hatte ihn im Kulturverein kennengelernt, er war ein ehemaliger Kommunist und meinte, dass ein Parteieintritt mich für mein ganzes Leben behindern würde. Viele Kommunisten unterstützten später die Befreiungsbewegung der Schwarzen, den ANC, doch die Partei war in Südafrika anfangs sehr stalinistisch ausgerichtet. Man durfte kaum eigene Gedanken äußern. Und Hans wusste, was Unfreiheit bedeutet. Auch er war ein deutscher Jude; er hatte den Terror der Nationalsozialisten kennengelernt.

SPIEGEL: Und Sie selbst? Wie haben Sie den Nationalsozialismus erlebt?

Weiss: Mein Vater hat 1933 bereits seinen Job verloren. Er war Kaufmann in der Spielwarenbranche, ein kleiner Angestellter nur. Aber der Gauleiter Julius Streicher veränderte die Atmosphäre in Franken nach der Machtübernahme sehr schnell und legte den arischen Firmen nahe, die Juden zu entlassen. Alles veränderte sich rasant. Ich ging in der Nähe von Nürnberg in eine Dorfschule, dort unterrichtete ein einziger Lehrer alle Kinder zusammen in einem Raum. Dieser Lehrer, der auch unser Nachbar war, grüßte meinen Vater mit dem Tag der Machtübernahme nicht mehr. In der Schule ordnete er an, dass kein Kind mehr mit mir sprechen und spielen sollte.

SPIEGEL: Sie hatten von einem Tag auf den anderen keine Freundin mehr?

Weiss: Als ich in die Schule kam, saß niemand mehr in meiner Bank. Und wenn ich mich im Unterricht meldete, ignorierte mich der Lehrer. Ich existierte einfach



Zeitzeugin Weiss

„Hitlers Kinder sind nicht mehr da“

nicht mehr. Ich war darüber schrecklich traurig, ich habe mich im Wald verkrochen und mein Poesiealbum mit den Freundschaftsschwüren der Klassenkameradinnen weggeschmissen. Ich hatte einen Hund, in dessen Fell habe ich geweint. Zu Hause hat mich dann meine Mutter in den Arm genommen. Sie hat nicht viel gesagt, aber ich spürte, dass sie aufgeregt war.

SPIEGEL: Lebten noch andere Juden in dem Dorf?

Weiss: Wir waren die einzigen. Die anderen Kinder hatten mich immer beneidet, weil ich an den jüdischen Feiertagen nicht in die Schule gehen musste. Wir verbrachten diese Tage in Fürth bei den Großeltern. Dort wohnten wir auch eine Zeit lang, als mein Vater schon nach Südafrika aufgebrochen war, um dort eine neue Arbeit anzunehmen. Rückblickend kommen mir diese drei Jahre in Fürth wie Leben in einem Getto vor. Die jüdische Schule war überfüllt, sie war nicht größer als ein Wohnhaus und für 40 Kinder gedacht, wir waren aber 250 Jungen und Mädchen. Selbst in den Pausen durften wir das Gelände nicht verlassen. Die jüdischen Kinder wurden immer wieder von johlenden Fürthern angegriffen. Besonders schlimm war das für die Jungen, sie spielten so gerne draußen Fußball.

SPIEGEL: Erinnern Sie sich an andere Reaktionen?

Weiss: Ich hatte einen Onkel, der eines Abends verletzt zu uns gebracht wurde. Er war in Nürnberg mit seiner christlichen Freundin ausgegangen und zusammengeschlagen worden. Mein Vater marschierte in derselben Nacht in den Wald und schmiss den Revolver weg, den er als Souvenir aus dem Ersten Weltkrieg behalten hatte. Ein Jude mit Waffe, das war plötzlich verdächtig.

SPIEGEL: War Ihr Vater Soldat im Ersten Weltkrieg?

Weiss: Mein Vater war ein guter Deutscher, er hatte sich mit 17 Jahren freiwillig ge-

meldet. Anders als mein orthodoxer Großvater hatte er auch nicht so viel Zugang zur Religion. Nach der Schlacht von Verdun wurde ihm das Eiserne Kreuz verliehen, er war verwundet worden und trotzdem in den Krieg zurückgekehrt. Er wäre nie auf die Idee gekommen auszuwandern, bloß weil ihm eine Regierung nicht passte. Er war kein politischer Mensch. Aber er hatte eben seinen Job verloren, und ein Verwandter aus Südafrika hatte ihn angeschrieben und sich als Bürge angeboten, falls mein Vater eine neue Existenz in Johannesburg wagen wolle. So hat er dann das nächste Schiff genommen. Es war ein immenser Zufall, dass unsere Familie dem Terror in Deutschland entgangen ist.

SPIEGEL: Mit welchem Gefühl blicken Sie heute auf den Nationalsozialismus?

Weiss: Das ist wohl vor allem Entsetzen. Und Schuld. Jedes Mal, wenn ich an Anne Frank denke, frage ich mich: Warum die – und nicht ich? Wir hatten Glück, unser Überleben war Umständen geschuldet, die wir nicht gesteuert haben. Allerdings ahnten wir lange kaum etwas von unserem Segen. Das ist vielleicht das Schlimmste: Wir hatten dieses Glück und wussten vom Leid der Juden in Europa nichts.

SPIEGEL: Sie standen mit niemandem in Kontakt?

Weiss: Wir hatten keine Möglichkeit. Wir haben 1945 in der BBC die ersten Berichte über Konzentrationslager gehört, und wir haben sie nicht geglaubt. Dann wurde über die Befreiung Dachaus berichtet. Das kannte ich aus meiner Kindheit, und erst jetzt konnte ich mir vorstellen, was mit unseren Freunden und Verwandten geschehen sein könnte. Mein Vater hat daraufhin an seinen Bruder in der Nähe von Aschaffenburg geschrieben. Der Brief kam zurück. Es war niemand übrig geblieben.

SPIEGEL: Haben Sie Fürth anschließend noch einmal besucht?

Weiss: Ich war in den Siebzigerjahren dort, damals arbeitete ich ja schon als Journalistin und für kurze Zeit bei der Deutschen Welle in Köln. Henry Kissinger, der ja aus Fürth stammt, sollte eine Auszeichnung erhalten, und ich wollte ihn interviewen.

SPIEGEL: Kissinger war damals amerikanischer Außenminister ...

Weiss: ... ja, und er war mit meiner Schwester in eine Klasse gegangen. Aber ich ertrug es kaum, mich in der Altstadt aufzuhalten. Ich sprach nicht einmal mit seiner Mutter, die früher mit meiner Großmutter immer in die Synagoge gegangen war. Henry wurde vom amerikanischen Geheimdienst zudem derart abgeschirmt, dass ich nicht zu ihm durchdrang. Aber ich wollte auch abreisen. Wie ich mich in Fürth fühlte, war etwas, das ich nicht erfahren mochte. Erst 1995 konnte ich mich dem aussetzen, da hatten die Fürther mich zum Gedenken an das 50. Jahr nach

Kriegsende eingeladen. Ein anderes Mal haben sie mir das Goldene Kleeblatt verliehen.

SPIEGEL: Was bedeutet Ihnen eine Auszeichnung der Stadt Fürth?

Weiss: Ich betrachte sie als Eingeständnis, dass wir Juden dazugehörten und dass es nicht richtig war, was uns geschehen ist. Vielen Überlebenden, die ich kenne, ist es wichtig, dass dies im Nachhinein bezeugt wird. Einige sind auch richtiggehend heimatstüchtig. Dieses Gefühl kenne ich nicht. Vielleicht konnte ich mich nur deshalb so lange in Afrika wohlfühlen.

SPIEGEL: Der Rassismus eines Apartheidregimes hat Sie daran nicht gehindert?

Weiss: Es ist ein Zwiespalt, den ich seit 1936 in mir trage, seit der Reise von Hamburg nach Kapstadt. Wir fuhren mit einem Frachtschiff, mindestens sechs Wochen lang, zwischendurch wurden Güter auf- und abgeladen, und jedes Mal kamen auch Afrikaner an Deck. Die Juden reisten in der dritten Klasse. Wir durften keinen Kontakt mit den Passagieren der ersten und zweiten Klasse aufnehmen, und so spielten wir mit den afrikanischen Kindern an Deck, wo die Mütter kochten und uns zum Essen einluden. Meine Schwester und ich freuten uns richtig auf Afrika, wir dachten, wir würden eine neue Kultur kennenlernen. Aber als uns die Tante in Kapstadt abholte, strich sie erst einmal über unsere Wangen und lobte die schöne weiße Haut.

SPIEGEL: Was geschah dann?

Weiss: Nach zwei Tagen kamen wir nach Johannesburg. Die Verwandten hatten meinem Vater dort in einem der ärmeren weißen Vororte einen Laden eingerichtet, wir bezogen die Räume neben dem Geschäft. Weil meine Mutter im Laden helfen wollte, hatte er eine junge Frau als Haushaltshilfe engagiert. Sie stellte sich vor und brachte ihr Baby mit, das sie auf der Veranda ablegte. Meine Schwester und ich spielten mit dem Kind, meine Mutter nahm es zum Abschied auf den Arm. Am selben Tag noch hatten wir Besuch von unseren Nachbarn, die uns zur Rede stellten: Es gehöre zu den Sitten dieses Landes, dass ein Weißer kein schwarzes Kind anfasse.

SPIEGEL: Wie haben Sie reagiert?



Weiss, SPIEGEL-Redakteure*

„Im Alter nicht so tun, als ob es das Ende wäre“



Aktivist Mandela mit Anhängern in Pretoria 1958: „Er war ein Menschenfreund“

Weiss: Ich fühlte mich, als grenzte ich mich selbst aus. In Deutschland durften die Kinder nicht mit mir spielen, und jetzt sollte ich nicht mit einem schwarzen Kind spielen dürfen. Das kam mir absurd vor. Offiziell hatte die Apartheid ja noch nicht einmal begonnen, die Gesetze wurden erst ab 1948 eingeführt. Aber sie schrieben im Grunde nur fest, was längst Wirklichkeit war. Mein Vater hatte mich auch in der Schule angemeldet, ich freundete mich dort mit einem Mädchen namens Nelly an. Sie lud mich nie zu sich nach Hause ein. Einmal aber klopfte ich doch bei ihr an die Tür, und es öffnete eine sogenannte Coloured, eine farbige Frau. Ab dem nächsten Tag kam Nelly nicht mehr zum Unterricht. Die Frau war ihre Großmutter, ich hatte mit meinem Besuch das Geheimnis der Familie enttarnt. Nelly wollte, genau wie ich, den Schulabschluss machen. Natürlich fühlte ich mich schuldig.

SPIEGEL: Als Sie später Journalistin waren, haben Sie in Ihren Texten Rassismus und Antisemitismus gleichgesetzt. Sehen Sie keine Unterschiede?

Weiss: In den Ausprägungen gibt es die natürlich. Aber gedanklich ist es das Gleiche, einen Menschen zu verurteilen, weil er schwarz ist oder weil er Jesus nicht anerkennt. Die Apartheid fußte zum Teil ja auf ähnlichen Gesetzen wie der Antisemitismus der Nationalsozialisten. Der Immorality-Act von 1950 ist in Teilen vergleichbar mit den Nürnberger Rassengesetzen; wegen angeblicher Rassenschande verbot er Paarbeziehungen zwischen Weißen und Nichtweißen. Aber auch als Journalistin konnte ich der schwarzen Bevölkerung Südafrikas nicht einfach so begegnen. Ich musste nach Ghana oder Nigeria reisen, um den Alltag und die Kultur Schwarzafrikas kennenzulernen. In Südafrika waren Freundschaften schwierig, ich bekam allenfalls Hausangestellte und, zu Interviews, politische Aktivisten zu Gesicht.

* Klaus Brinkbäumer und Katja Thimm in Lüdinghausen.

SPIEGEL: Einer von ihnen war Nelson Mandela. Wie verlief Ihre erste Begegnung?

Weiss: Ich erinnere mich genau, das war kurz vor seiner Verhaftung Anfang der Sechzigerjahre. Damals unterstützten viele meiner Freunde, die meisten weiße kommunistische Juden, den ANC. Dem Innenarchitekten Arthur Goldreich gehörte die Liliesleaf-Farm im Johannesburger Vorort Rivonia, auf der auch konspirative Treffen stattfanden. Zeitweilig lebte Mandela dort im Verborgenen, aber ich wusste von alledem nichts. Erstmals getroffen habe ich ihn bei anderen Freunden, ich war zum Abendessen eingeladen, und die Gastgeberin tippte an meine Schulter und bat mich in die Küche. Das war in Südafrika eigentlich nicht zu erwarten – die Küche war ein Ort der schwarzen Angestellten. Ich ging hinein, und da saß Mandela.

SPIEGEL: Worüber haben Sie gesprochen?

Weiss: Ich erinnere mich nicht mehr an den Wortlaut, es war ein kleines Interview, er war auf der Flucht. Er hatte eine Mütze über den Kopf gestülpt, saß am Tisch und löffelte Suppe. Ich war natürlich beeindruckt. Aber sein großes Charisma hat sich mir erst erschlossen, als ich ihn nach seiner langen Haft in größeren Gruppen erlebte.

SPIEGEL: Erzählen Sie uns davon.

Weiss: Einmal hielt er in seinem Haus im Township eine spontane Pressekonferenz ab; es war so eng, dass wir beinahe auf seinem Schoß saßen, aber er ging so achtsam mit all den Fragenden um, wie ich es noch auf keiner anderen Pressekonferenz erlebt habe. Ein anderes Mal habe ich ihn beobachtet, als ihm bald nach dem Ende der langen Haft eine Ehrendoktorwürde in Simbabwe verliehen werden sollte. Lauter wichtige Leute schwangen Reden, und Mandela saß in der Mitte auf einem Stuhl und rutschte darauf über die Bühne. Er hatte in einer Ecke Kinder entdeckt, mit denen wollte er Augenkontakt aufnehmen. Er war ein Menschenfreund.

SPIEGEL: Wegen Ihrer Kritik am Apartheidregime erhielten Sie 1966 ein Einreisever-



Reporterin Weiss in Angola 1975: „Im Grunde empfinde ich mich als heimatlos“

bot nach Südafrika, arbeiteten aber, in Ihrer Haltung unbeirrt, als Journalistin weiter – in Rhodesien, dem späteren Simbabwe, dann auch in Großbritannien und Sambia. Wenige Frauen Ihrer Generation blicken auf ein vergleichbar erfülltes Berufsleben zurück. Sind Sie stolz auf Ihre Laufbahn?

Weiss: Als mein Sohn klein war, habe ich einmal einen Kuchen für ihn gekauft, damit er den in den Kindergarten mitnehmen konnte. Er hat bitterlich angefangen zu weinen, weil ich diesen Kuchen nicht selbst gebacken habe. Was ich damit sagen will: Ich habe vieles eben auch nicht erlebt und nicht gekonnt. Meine beiden Beziehungen zu Männern waren unglücklich, und ich habe mich vor weiteren gefürchtet. Die Arbeit, all die Länder, haben mir geholfen auszugleichen, dass mein Selbstbewusstsein als Frau wirklich sehr gestört war. So sehe ich meinen Weg heute. Dafür bin ich dankbar.

SPIEGEL: Wie sind Sie mit Ihren männlichen Kollegen klargekommen?

Weiss: Zum Glück gab es keine, die mich behindert hätten. Meine Interviewpartner waren manchmal sehr erstaunt, wenn ich bei ihnen aufkreuzte; viele konnten sich nicht vorstellen, dass eine Frau über Wirtschaft, Politik und das südliche Afrika berichtet. Aber dass ich meinen Beruf überhaupt ergriffen habe, verdanke ich letztlich der Bequemlichkeit eines Mannes, meines Mannes.

SPIEGEL: Inwiefern?

Weiss: Ganz am Anfang meiner Laufbahn, in den Fünfzigerjahren in Südafrika, bin ich oft an seiner Stelle gereist, um zu berichten. Weil er unter einem Pseudonym schrieb, fiel das nicht weiter auf. Hans Weiss war ein guter Journalist. Aber wenn er keine Lust hatte, schickte er mich. Solch ein dominantes Auftreten habe ich von anderen Journalisten nie erlebt. Das war sicherlich unserem Privatleben geschuldet. Meine Beziehung mit ihm war sehr schwierig. Einmal erhielt er den Auftrag, nach Italien zu reisen, und teilte mir mit, er

habe eine Italienischlehrerin um Privatstunden gebeten. Ich beglückwünschte ihn zu seinem Elan, aber er antwortete nur: „Nein. Du lernst Italienisch!“ Das war Hans. Aber es hatte auch sein Gutes. Als ich mich von ihm trennte, konnte ich etwas Italienisch und Auto fahren.

SPIEGEL: Sie haben dann Ihren Sohn, der einen anderen Vater hat, allein großgezogen. Dafür haben Sie Ihren Traumjob beim britischen *Guardian* aufgegeben und gegen einen Posten bei der *Times of Zambia* eingetauscht. Lässt sich ein Kind in Lusaka besser erziehen?

Weiss: In Afrika ist vieles möglich, was in Europa undenkbar wäre. Ich habe mein Kind in London fast nur noch morgens gesehen; allein der Weg zur Arbeit kostete mich täglich drei Stunden. In Sambia aber war er meistens bei mir. Hinter meinem Büro war Platz zum Spielen, und Sascha konnte jederzeit zu mir kommen. Kinder nehmen in Afrika selbstverständlicher ihren Raum ein. Ich habe Sascha auf den Rücksitz ins Auto gesetzt und bin mit ihm zum Interview beim Präsidenten gefahren, wo er dann wartete. Kaunda kannte meinen Sohn. Stellen Sie sich vor, Sie würden mit Ihren Kindern bei der Frau Merkel antreten.

SPIEGEL: Ist Afrika Ihre Heimat?

Weiss: Ich fühle mich in Sambia heute noch sehr zu Hause. Bei meinem letzten Aufenthalt vor vier Jahren hat mich ein Sicherheitsbeamter im Palast des Präsidenten wiedererkannt, das hat mich natürlich gefreut. Aber im Grunde empfinde ich mich als heimatlos. Es gibt kein Land, von dem ich sage: Es ist mein Land.

SPIEGEL: Hat Ihnen der Gedanke, sich wieder in Deutschland niederzulassen, Beklemmungen bereitet?

Weiss: Ich habe es mir jedenfalls sehr genau überlegt. Es gab ja immer wieder Situationen, in denen ich mich als Jüdin angreifbar fühlte. Ein Moment hat sich mir besonders eingeprägt. Als ich Mitte der Siebzigerjahre bei der Deutschen Welle

arbeitete, suchte ich eine Wohnung in der Kölner Altstadt. Ich hatte mich bereits entschieden, da erzählte die Eigentümerin mir, ihr Vater habe das Haus von den Juden kaufen können. Und die Wohnung, in die ich einziehen wollte, habe den letzten gehört. Der Vater habe immer gesagt, es sei nur eine Frage der Zeit, bis sie abgeholt werden würden. Da konnte ich natürlich nicht einziehen.

SPIEGEL: Erleben Sie heute noch Verhaltensweisen, die Sie als antisemitisch einstufen?

Weiss: Im Februar sind auf dem jüdischen Friedhof in Lüdinghausen Steine zerstört worden. Und neulich hat mich der Schulleiter eines Gymnasiums angerufen, weil zwei Schüler aus der sechsten Klasse mit erhobener Hand herumgelaufen sind und Parolen gerufen haben. Sie fanden das lustig und stellten sich unter Hitler einen der üblichen Parteivorsitzenden aus Berlin vor. Ich habe mit den beiden gesprochen, sie waren unbedarft. Aber manchmal, bei Lesungen, sagen Leute Sätze wie: Irgendwas muss doch an all dem dran sein! So viele Menschen können sich doch nicht irren! Das finde ich verstörend.

SPIEGEL: Und was haben die Deutschen aus ihrer Geschichte gelernt?

Weiss: Viel. Hitlers Kinder sind nicht mehr da. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass die extrem Rechten oder auch die extrem Linken noch einmal wirklich den Ton angeben.

SPIEGEL: Und können Sie als Jüdin in Deutschland Ihrer Religion so nachgehen, wie Sie es wünschen?

Weiss: In Münster ist eine Gemeinde, dorthin fahre ich manchmal in die Synagoge, aber heute fällt mir die Anfahrt im Bus schwer. Ich bin eine der wenigen, die dort noch eine deutsche Tradition des Judentums verkörpern. Vor einiger Zeit habe ich mit dem Vorsitzenden über meinen Tod gesprochen; er hatte mich gebeten, ihn dafür im alten jüdischen Friedhof zu treffen, mitten in der Stadt, es stehen dort lauter alte Bäume und Grabsteine. Er hat mir auf dem Gelände einen der letzten beiden Plätze reserviert. Das freut mich wirklich. Der neue jüdische Friedhof hat mit dem Judentum, das ich kenne, nur noch wenig zu tun. Es gibt Blumenschmuck, und in den Grabsteinen sind Fotos eingelassen, da zeigt sich der Einfluss der osteuropäischen Zuwanderer. Das, was das jüdische Leben meiner Kindheit ausgemacht hat, die Geisteshaltung, die Traditionen, all das habe ich tatsächlich nicht mehr gefunden.

SPIEGEL: Frau Weiss, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Videoreportage: Hausbesuch bei Ruth Weiss

spiegel.de/app272014weiss
oder in der App DER SPIEGEL

Taumelnde Tanker

Hochschulmedizin Warum auch eine Milliarde Euro vom Staat die Uni-Kliniken nicht retten wird

Universitätskliniken sollen für ihre Sonderaufgaben künftig angemessen vergütet werden. Diese kühne Aussage findet sich im Koalitionsvertrag der Bundesregierung.

Viele haben sie als ein Versprechen gelesen, wenngleich auch als ein vages. Und deshalb werden an diesem Donnerstag die Worte von Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe mit Spannung erwartet. „Finanzierung der Deutschen Hochschulmedizin: Die Perspektive der Bundesregierung“ lautet sein Vortrag zum Auftakt des Innovationskongresses der Deutschen Hochschulmedizin in Berlin.

Die Not ist groß: In nur zwei Jahren sind die Erträge der 33 deutschen Uni-Kliniken um rund 200 Millionen Euro eingebrochen. Allein im Jahr 2013 haben sie insgesamt 161 Millionen Euro Verlust gemacht. Etwa die Hälfte der Häuser ist existenziell bedroht.

Der Verband der Universitätsklinika (VUD) und der Medizinische Fakultätentag (MFT) rufen nach dem Staat. Sie fordern einen Rettungskittel vom Bund und den Krankenkassen in Höhe von einer Milliarde Euro pro Jahr. Dieser Systemzuschlag soll unter anderem die Aus- und Weiterbildung künftiger Ärztegenerationen, die Extremkostenfälle, die Hochschulambulanzen und die Notfallversorgung abdecken.

Dass die Uni-Kliniken unterfinanziert sind, steht außer Frage. Dass Deutschland eine funktionsfähige Hochschulmedizin benötigt, ebenso. Aber heißt die Lösung, bedingungslos Geld nachzupumpen? Kenner der Hochschulmedizin hielten das für fatal. Um das Überleben der multimorbiden Klinikgiganten langfristig zu sichern, seien in vielerlei Hinsicht Strukturreformen notwendig.

Die Hamburger Gesundheitssenatorin Cornelia Prüfer-Storcks, derzeit Vorsitzende der Gesundheitsministerkonferenz der Länder, fordert von den Uni-Kliniken, ihren „Finanzierungsbedarf“ zu erklären; einige Uni-Kliniken würden ja auch mit einem Plus abschließen. „Neben der Förderung durch die Länder“, so Prüfer-Storcks, „spielt dabei sicherlich auch das Management einer Klinik eine Rolle.“

Das ist hanseatisch vornehm formuliert. Man kann die Probleme auch etwas deutlicher benennen, so wie Michael Kretschmer, der stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion: „Die Strukturen und die Kultur in den Universitätskliniken sind sehr unterschiedlich.“



Universitätsklinikum Aachen: Kollidierende Systeme

Nachdem die Finanzierungsnöte der Kliniken sich in den vergangenen Jahren zugespitzt hätten, sei jetzt richtig Druck im Kessel. Selbst Universitätskliniken, die sehr effizient arbeiten, hätten finanziellen Nachholbedarf – Kretschmer jedoch sieht in erster Linie die Kassen gefordert: „Der Bund kann und wird nicht in die Grundfinanzierung der Universitätskliniken einsteigen. Wir können nur Brücken bauen zwischen der Forschung und dem Gesundheitsbereich, am Ende muss das Erstattungssystem der Krankenkassen die finanziellen Probleme lösen.“

Seit Ende Mai entwickelt eine Arbeitsgruppe Eckpunkte zur Reform der Krankenhausversorgung. In ihr sollen Bund und Länder gemeinsam „eine moderne, quali-

tätsorientierte Krankenhausversorgung sicherstellen“, heißt es aus Gröhes Ministerium. „Dabei werden auch die besonderen Aufgaben der Universitätskliniken eine wichtige Rolle spielen.“

Doch mit großer Sicherheit wird auch diese Arbeitsgruppe die tief greifenden Schwierigkeiten der taumelnden Tanker nicht lösen können. Alle Einrichtungen leiden – in unterschiedlicher Schwere – unter diesen acht Problemen:

1. Föderale Struktur und Fallpauschalen-Falle

Seit der Föderalismusreform 2006 sind die Bundesländer für die Finanzierung der Hochschulmedizin allein verantwortlich. Und diese sind bekanntlich dauerklamm. In Bayern etwa seien die Landeszuschüsse seit Jahren nicht gestiegen, klagt MFT-Präsident Heyo Kroemer. „Demgegenüber stehen erhebliche Mehrkosten, beispielsweise für Personal und Energie.“ Zugleich bilden die Fallpauschalen bislang nicht ab, was die Uni-Kliniken permanent vorhalten müssen – etwa die umfassende Notfallversorgung. Viele Einrichtungen sind dadurch in den vergangenen Jahren verstärkt in eine wirtschaftliche Schiefelage geraten.

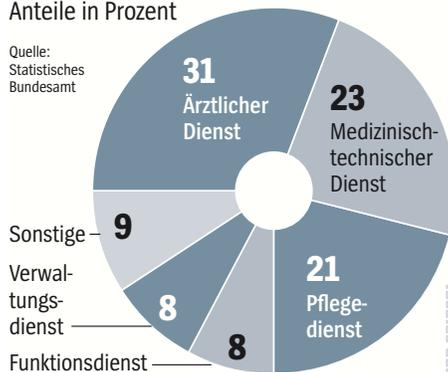
2. Verkrustete Strukturen

Um international konkurrenzfähig zu sein, müssen neben den klassischen Fachabteilungen interdisziplinäre Zentren entstehen, die sich auf bestimmte Organe oder spe-

Personalkosten an Uni-Kliniken

Anteile in Prozent

Quelle: Statistisches Bundesamt



DER SPIEGEL

FOTO: OLIVER TÄDEN / LAIF

zielle Krankheitsbilder konzentrieren. Die jetzigen Aus- und Weiterbildungsordnungen zementieren den Silocharakter der Disziplinen jedoch.

VUD-Generalsekretär Ralf Heyder fehlen jegliche Anreize, solche Zentren zu schaffen: „Der medizinisch sinnvolle Aufbau ist betriebswirtschaftlich bislang ein Verlustgeschäft.“ Wegen ihrer besonderen Aufgaben und Organisation seien sie deutlich teurer als die klassischen Fachabteilungen. „Diesen Mehraufwand zahlen die Krankenkassen bislang aber nicht.“

3. Veraltete Informationstechnologie

Um Budgetlöcher zu stopfen, bestimmen weitreichende Sparmaßnahmen den Alltag in den Uni-Kliniken. Es wird über Centbeträge für Türschilder diskutiert, die Zahl der Kittel pro Arzt verringert, das Kantenessen zu Kinderportionen reduziert. Dabei wären dringend Investitionen nötig – vor allem in Informationstechnologien. Die oftmals veralteten IT-Systeme sind den Daten-Tsunamis von heute kaum noch gewachsen. Längst aber können spezielle Programme Daten aus unterschiedlichen Quellen analysieren und einheitlich zusammenfassen. „Die Anschaffung dieser Systeme ist aber nur das eine Problem“, sagt Heyder, „zum Tarifgehalt des öffentlichen Dienstes bekommt man schlichtweg keine IT-Leute, die die Systeme implementieren.“

4. Die Schizophrenie des Systems

In der Hochschulmedizin kollidieren zwei unterschiedliche Systeme: Einerseits die Kliniken, die wie Wirtschaftsunternehmen arbeiten müssen, andererseits die akademisch organisierte Forschung und Lehre. „Dieses Konstrukt beeinträchtigt viele Entscheidungsprozesse und beeinträchtigt die durchgängige Anwendung moderner Managementmethoden“, sagt MFT-Chef Kroemer.

Wozu das in der Realität führt, veranschaulicht der Prozess, wenn Professuren neu besetzt werden sollen. Das Berufungsverfahren umfasst zum Beispiel an der Uni-Klinik Tübingen 23 streng formalistische Abstimmungsschritte vom Fakultätsrat bis zur amtlichen Bekanntmachung. Nicht selten dauert der Prozess zwei Jahre. Dabei stehen sich die Interessen oft unvereinbar gegenüber: Die Fakultät will den besten Wissenschaftler, die Klinik einen herausragenden Arzt mit Managementkompetenz. „Das kann eine Person nicht bündeln“, klagt Michael Albrecht, erster Vorsitzender des VUD. Er favorisiert ein dreiköpfiges Auswahlgremium, bestehend aus Dekan und Vorstand.

5. Die unberührbaren Professoren

Nur langsam zeichnet sich in der Hochschulmedizin ein Generationenwechsel ab.

So finden sich in der ersten Reihe noch immer viele Verhinderer. Verbeamtete Lehrstuhlinhaber jedoch in ihren Aufgaben einzuschränken beziehungsweise umzuplatzieren ist extrem schwierig.

6. Aufsichtsräte in Abhängigkeiten

Aufsichtsräte haben die Aufgabe, den Vorstand zu berufen, zu kontrollieren, aber auch zu beraten. Problematisch ist, dass in vielen Aufsichtsräten Universitätsrektoren, Personalräte oder Vertreter der Professoren sitzen. Die persönlichen Verflechtungen mit dem Klinikum sind eng. Die Folge: Einzelne Aufsichtsratsmitglieder handeln ihren Eigeninteressen folgend und blockieren dadurch wichtige unternehmerische Entscheidungen. „Der VUD fordert deshalb seit Jahren, die Aufsichtsräte der Universitätsklinik stärker mit unabhängigen, externen Sachverständigen zu besetzen, so wie in Aktiengesellschaften“, sagt Generalsekretär Heyder.

7. Unqualifizierte Vorstände und Verwaltungen

Auch in den Vorständen und Verwaltungen mangelt es an Professionalität. Beispiel: Es gibt keine standardisierte Ressortbeschreibung für einen medizinischen Vorstand. „Um eine Uni-Klinik aber zukunftsfähig zu machen, etwa in Bezug auf Zentrumsbildung, braucht es eine enorme Managementkompetenz“, sagt Professor Albrecht, der zugleich Medizinischer Vorstand am Dresdner Uniklinikum ist.

An mehreren Standorten haben ehemalige Ordinarien die Position des Leitenden Ärztlichen Direktors eingenommen – jedoch nicht immer aufgrund ihrer Kompetenz, sondern weil sie im Zweifel als gut steuerbar für die Ministerien gelten und oft auch aus Mangel an Alternativen. Denn: Keine Uni-Klinik kann zahlen, was ein Vorstand in der freien Wirtschaft fordern kann.

Das Problem mangelnder Professionalität zeigt sich auch in der Verwaltung. Der Hauptgrund: Für viele potenzielle Kandidaten ist die Entscheidungsstruktur und Entscheidungskultur in der Hochschulmedizin alles andere als attraktiv.

8. Kaum Führungskräfteentwicklung

An vielen Standorten gibt es bis heute keine umfassenden Entwicklungsprogramme für Mitarbeiter- und Führungskräfte. „Die sind mit den knappen Klinikbudgets einfach nicht drin“, sagt Heyder. Gerade sie seien aber wichtig, um flachere Hierarchien, Teamarbeit und das Zusammenwirken aller Disziplinen, also das der Mediziner mit den Pflegekräften, Ergo- und Physiotherapeuten zu etablieren. Heyder: „Der Arzt allein ist längst nicht mehr das Maß aller Dinge.“

Udo Ludwig, Antje Windmann

Mythos Hoppegarten – Zwischen Tradition und Aufbruch

Der Hoppegarten östlich von Berlin gehört zu den traditionsreichsten Galopprennbahnen Deutschlands. Nach wirtschaftlich schwierigen Zei-



Galopprennen

ten hat ein Investor die Rennbahn übernommen und den Neuanfang gewagt. SPIEGEL TV schaut hinter die Kulissen des Rennbetriebs und zeigt, worauf es beim Wettkampf um Siegpriämien und neue Zuschauer ankommt.

SPIEGEL TV WISSEN

MONTAG, 30. 6., 21.05 – 21.55 UHR | PAY TV
BEI ALLEN FÜHRENDE KABELNETZBETREIBERN

Leben, Lernen, Leistung – Das Elite-Internat Schloss Torgelow

Das Elite-Internat Schloss Torgelow produziert immer neue Superlative: die jüngste Abiturientin Deutschlands, die besten Golfspieler, vorde-re Plätze bei Businessplan-Wettbewerben und Politikplanspielen. Doch Torgelow ist mehr als eine Kaderschmiede. SPIEGEL TV hat den Schüler Philipp seit 2008 im Internat begleitet. Der damals 13-Jährige hat ein schulisches Martyrium hinter sich: Trotz seines IQ-Werts von 140 hatte er so schlechte Noten, dass er in der staatlichen Schule nicht ver-setzt werden konnte. Nun, fünf Jahre später, macht er sein Abitur und lässt das Internatsleben hinter sich.

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 6. 7., 22.40 – 23.25 UHR | RTL

24 Stunden das Gesetz hüten – Kriminaldauerdienst in Brandenburg; **Kein Geld, keine Krankenversicherung** – Eine Arztpraxis für den armen Mittelstand; **Tödliches Texten** – Unfallursache SMS



Altpräsident Walter Scheel, Ehefrau Barbara*
„Rache des Vietcong“

Rassistische Eskapaden

FDP Die Ehefrau Walter Scheels ruiniert ihren Ruf, Freunde des ehemaligen Staatsoberhauptes sind alarmiert. Das Präsidialamt zieht jetzt Konsequenzen.

Barbara Scheel versteht die ganze Aufregung nicht. „Man wird in einem freien Land wie Deutschland ja wohl noch seine Meinung sagen dürfen“, sagt sie am Telefon. Natürlich ecke sie mit ihren Ansichten manchmal an, dann regen sich Leute auf. „Das ist doch klar, wir leben in einer Neidgesellschaft.“

Frau Scheel, 75 Jahre alt, dritte Ehefrau des Altbundespräsidenten Walter Scheel, macht von ihrem Recht auf freie Meinungsäußerungen seit Längerem ausgiebig Gebrauch. Wie vor drei Jahren auf einem Empfang zum 92. Geburtstag ihres Mannes im badischen Bad Krozingen. Dort leben die Scheels.

Der damalige FDP-Chef Philipp Rösler hatte sein Kommen erst zu- und dann wieder abgesagt. Frau Scheel nahm das zum Anlass für eine Brandrede gegen die heutige Jugend, die in dem Satz endete: „Was

hätte wohl der Führer dazu gesagt?“ Die meisten Gäste blickten betreten zu Boden, der Geschäftsführer eines örtlichen Verlags verließ aus Protest die Veranstaltung.

Solche Ausfälle sind keine Seltenheit. Der frühere FDP-Bundestagsabgeordnete Manfred Vohrer erinnert sich an ein Gespräch mit Barbara Scheel, in dem sie Rösler als „grinsenden Chinesen“ bezeichnet hatte. Ob die FDP denn keinen geeigneten Deutschen für den Job habe? Anderen Gesprächspartnern gegenüber bezeichnete sie den ehemaligen FDP-Chef als „die Rache des Vietcong an der deutschen Innenpolitik“.

Lange wurden die rassistischen Eskapaden Frau Scheels mit Stillschweigen übergegangen. Doch die Klagen über ihr Verhalten nehmen zu. Die Leitung des Pflegeheims, in dem der demente Walter Scheel seit zwei Jahren lebt, wandte sich vor einigen Wochen an das Bundespräsidialamt mit der Bitte um Unterstützung. Die dauernden Interventionen seiner Frau machten eine vernünftige Pflege Scheels unmöglich, hieß es.

Die Freunde des Altpräsidenten wollen ihr Auftreten nicht mehr hinnehmen. „Das Lebenswerk Walter Scheels wird durch diese Skandalgeschichten überlagert“, sagt Vohrer. Der langjährige Weggefährte hat vor einigen Jahren einen Freundeskreis gegründet, der sich um das politische Ver-

mächtnis Scheels kümmert. „Wir müssen klarmachen, dass diese Dame nicht für Walter Scheel spricht“, sagt er.

Ihre Kritiker vermuten, dass Barbara Scheel dies gelegentlich tut. So meldete ihr Mann sich kurz nach dem Rücktritt von Christian Wulff als Bundespräsident im Februar 2012 in der *Bild am Sonntag* zu Wort. Er wünsche sich, dass Wulff klug genug sei, um auf seinen Ehrensold zu verzichten, hieß es da. Damit könne er „beim deutschen Volk verlorenes Vertrauen und Glaubwürdigkeit zurückgewinnen“.

Frühere Vertraute sind sich sicher, dass Scheel sich nie in dieser Weise gegenüber einem Nachfolger geäußert hätte. Die Zitate wurden der Zeitung schriftlich übermittelt. Dass sie die Meinung Barbara Scheels widerspiegeln, steht außer Frage.

Zu den Vorwürfen des Pflegeheims wollte sie sich auf Anraten ihres Anwalts nicht äußern, sagt Barbara Scheel. Dabei gäbe es aus ihrer Sicht genug Grund zur Klage: Zu viele Pfleger in den Heimen seien Ausländer, beschwerte sie sich wiederholt. Bei einem Auftritt in der Talkshow „Anne Will“ sagte sie, es sei schwierig, wenn ein „schwarzer Afrikaner“ in einem deutschen Pflegeheim arbeite.

Das Bundespräsidialamt in Berlin hat nun Konsequenzen gezogen. Zum 1. August wird das Büro Scheels in Bad Krozingen aufgelöst. Sein Büroleiter arbeitet künftig im Präsidialamt in Berlin. Damit soll auch verhindert werden, dass Barbara Scheel weiter Zugriff auf das Büro hat. Die Stadt Bad Krozingen will dem ehemaligen Bundespräsidenten einen Raum im Rathaus erhalten.

Der Leasingvertrag für den VW Phaeton, der Scheel zur Verfügung stand, wird aufgelöst. „Die Ehefrau von Bundespräsident a. D. Walter Scheel darf das Fahrzeug ohne ihn nicht nutzen“, heißt es im Präsidialamt. Sie selbst ist da anderer Auffassung.

An einem Punkt hat man Barbara Scheel möglicherweise Unrecht getan. Vor gut vier Monaten nahm sie an einem Galadiner im Freiburger Luxushotel Colombi teil. Weil ihr das nicht schmeckte, beschimpfte sie den Sternekoch Alfred Klink vor allen Gästen als „arroganten Schnösel“. So berichteten es jedenfalls Südwestrundfunk und *Badische Zeitung*. Die Berichte stimmten nicht, sagt Scheel. „Ich habe ihn als arroganten Pinsel bezeichnet.“

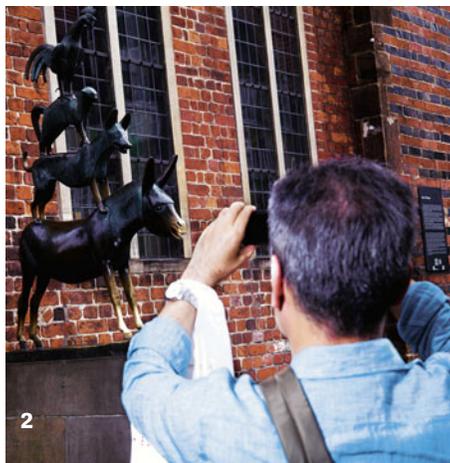
Aber nicht nur mit Köchen hat Madame Scheel bisweilen ein Problem. Auch der aktuelle Bundespräsident nötigt ihr wenig Respekt ab. Joachim Gauck verübelt sie, dass er mit seiner Lebensgefährtin nicht verheiratet ist: „Im Osten legt man die Zehn Gebote offenbar anders aus.“

Horand Knaup, Ralf Neukirch

* Beim Empfang zu seinem 92. Geburtstag in Bad Krozingen 2011.



1



2



3



4



5



6

Sechserpack Deutschland ist schön, dieser Satz steht selten im SPIEGEL, aber Millionen Touristen irren nicht. Gerade füllen sie wieder ihre Speicherkarten – mit sich und dem Berliner Dom (1), den Bremer Stadtmusikanten (2), dem Brandenburger Tor (3), der Feldherrnhalle in München (4), dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal (5) und dem Frankfurter Römerberg (6).

Poesie

Wo haben Sie den „Parzival“ gefunden, Herr Kunde?

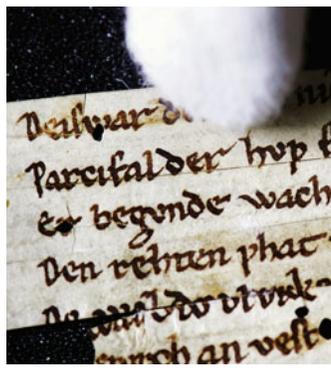
Holger Kunde, 45, ist Historiker und Direktor der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg. In seiner Naumburger Domstiftsbibliothek lag ein 800 Jahre altes Schriftstück aus einem Werk des Dichters Wolfram von Eschenbach.

SPIEGEL: Herr Kunde, wo findet man ein Schriftstück aus dem 13. Jahrhundert?

Kunde: Wir haben unsere Handschriften ins Handschriftszentrum nach Leipzig gebracht, weil wir sie dort wissenschaftlich erfassen lassen. Handschrift Nummer 26 gelangte in die Hände eines

Paläografen, der dort zwischen zwei Seiten einen Fitzel Pergament entdeckte.
SPIEGEL: Einen Fitzel?
Kunde: Der Fund besteht aus zwei beidseitig beschriebenen Pergamentstreifen, die circa 3,3 mal 20 Zentimeter groß sind. Sie haben als Falzverstärkung für den Rücken der Handschrift gedient. Der Bearbeiter hat darauf einige Buchstaben auf Deutsch erkannt und geahnt, dass das wichtig ist.
SPIEGEL: Woher wussten Sie, dass es sich um ein Werk Wolfram von Eschenbachs handelt?
Kunde: An einer Stelle steht das Wort „Parcifal“. Es handelt sich um das Ende von Buch vier und den Anfang von Buch fünf. Es wird erzählt, wie Parzival auf-

bricht, um seine Mutter zu besuchen.
SPIEGEL: Was hat Wolfram für eine Handschrift?
Kunde: Das weiß ich nicht. Das Schriftstück ist vermutlich eine Abschrift. Durch die Formen der Schrift lässt es sich auf das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datieren. Da war Wolfram vermutlich schon tot.



SPIEGEL: Im „Parzival“ heißt es: „Ich bin Wolfram von Eschenbach, / Nicht unerfahren im Gesange, / Und halte fest wie eine Zange, / Meinen Zorn wider ein Weib.“ Wieso ist das heute von Bedeutung?
Kunde: Wir erfahren dadurch, wie die Menschen vor uns gedacht haben. Die mittelhochdeutsche Sprachschöpfung bringt uns zum Nachdenken. Ich finde, dadurch haben wir schon viel gewonnen.
SPIEGEL: Haben Sie das Schriftstück angefasst?
Kunde: Ja.
SPIEGEL: Wie fühlt es sich an?
Kunde: Pergament ist bearbeitete Tierhaut. Darauf wurde mit Eisengallustinte geschrieben. Es fühlt sich ein wenig schaurig an, fester als Papier, glatt und irgendwie schön.

FOTOS: PETER ENDIG / DPA (U.); V.L.N.R.: MEGANCALLING / EYEM.COM; TIMKLAUSING / EYEM.COM; BRAINYARTIST / EYEM.COM; TOBIASWUNDERLE / EYEM.COM; CORINN / EYEM.COM; JOVANA REISINGER / EYEM.COM

Bombenmäßig

Eine Meldung und ihre Geschichte Warum ein Ehepaar aus dem Ruhrgebiet seine Hochzeit wiederholen will

Er las über die Anatomie des Menschen, sie über Thermodynamik, als es funkte, in dieser kargen Uni-Bibliothek vor drei Jahren. Die beiden Medizinstudenten spürten sehr bald, dass es mehr ist, trotz der kulturellen Unterschiede.

Mohammed, damals 23, ist Araber, wuchs in kurdischem Umfeld auf. Duygu ist zwei Jahre jünger und Türkin. Beide leben seit ihrer Kindheit in Deutschland.

Schon wenige Wochen nach der Begegnung über den Büchern beantragten beide einen Studentenkredit, sparten das Geld, jeden Monat, am Ende waren es gut 20000 Euro. Sie wollten heiraten. Es sollte ein rauschendes Fest mit tausend Gästen werden, der Tag ihres Lebens. Sie wollten nichts dem Zufall überlassen.

Mohammed nahm ein Semester Auszeit, um alles zu organisieren. Er suchte einen Saal, in dem zwei Wendeltreppen das Paar getrennt voneinander auf eine Bühne führten und unten vereinten. In Nordrhein-Westfalen gibt es nur wenige solcher Säle; also feierten sie in Köln, eine gute Autostunde von ihrer Heimat Witten entfernt. Er engagierte drei Bands, eine türkische, eine kurdische und eine arabische. Er beauftragte drei türkische Trommler und sagte ihnen, sie sollen die traditionell weiten Hosen tragen. Er bestellte 600 Hähnchen und statt einer Hochzeitstorte die türkische Süßspeise Baklava. Das Gebäck mit der Pistazie im Innern ragte zehn Etagen hoch. Er entschied sich gegen eine Diskokugel und für einen riesigen Kronleuchter. Sie sagten ihm, das wirke hinterher besser auf dem Video.

Mohammed Olcay, ein ruhiger Mann mit Vollbart, lächelt, wenn er die Wut nicht mehr erträgt. Er und Duygu erzählen ihre Geschichte am vergangenen Dienstag in einer urigen Wittener Gaststätte, wie es hier viele im Ruhrgebiet gibt. Mohammed sagt, er würde all das lieber in bewegten Bildern zeigen, diesen Tag, der „so bombenmäßig“ war, aber das gehe nicht. Leider. Er lächelt.

Ein Filmteam gehört zu einer türkischen Hochzeit wie der Fotograf zu einer deutschen. Mohammed aber wollte mehr, er wollte hochauflösende Qualität, Profis hinter der Kamera. Die Suche in Internetforen führte ihn zu dem Kölner Anbieter Ghandi A., der sein Unternehmen unter einem Künstlernamen betreibt. Ghandi A. sagte, er sei erfahren, er habe sein Handwerk sogar studiert. „Das hat mich überzeugt“, so Mohammed.

Ghandi A. habe gesagt, er könne überall sparen, beim Essen, bei der Musik, beim Saal – aber, um Himmels willen, nicht beim Filmteam. Die Bilder seien doch das Einzige, was von seiner Hochzeit übrig bleibe. Mohammed fand das plausibel und zahlte 1200 Euro.

Tatsächlich wurde großes Geschütz aufgeföhren, eine Kamera, wie man sie aus Kinofilmen kennt. Ein Kameramann filmte, als sich die beiden Liebenden vor einem Imam das Jawort gaben, als sie elegant ihren wochenlang einstudierten Hochzeitstanz vollführten, als sie sich verträumt ansahen, wie spätabends ein

eigens bestelltes Feuerwerk den Nachthimmel erhellte. Sieben Stunden Filmmaterial müssten es gewesen sein, perfekte Erinnerungen für die Ewigkeit.

Aber es folgte ein Malheur, das nun zu einem in Deutschland neuartigen Gerichtsprozess führen wird. Die Kläger Olcay fordern: Die Hochzeit müsse wiederholt werden, und zwar auf Kosten von Ghandi A.

Als die Eheleute Olcay mehrere Wochen lang keine DVD erhielten, dachte Mohammed noch, alles dauere so lang, weil einfach besonders professionell gearbeitet und geschnitten würde. Nach drei Monaten wusste er es besser: Die beiden Festplatten, auf denen der Film abgespeichert war, seien zerstört und alle Videoaufnahmen mit ihnen, gestand der Filmemacher. Zwei Festplatten, beide kaputt? Ob das realistisch ist, wird bald das Landgericht Köln klären. Wie auch die Frage, ob es verhältnismäßig ist, eine Hochzeit nur deshalb zu wiederholen, weil es davon kein Video gibt. Fest steht bislang nur: Drei Unternehmen, auf Datenverluste spezialisiert, haben vergebens versucht, die Erinnerung zu retten.

Filmaufnahmen gelöscht

Ehepaar fordert Wiederholung der Hochzeitsfeier

WITTEN 1000 Freunde und Verwandte kamen zur Hochzeit von Mohammed und Duygu Olcay. 20 26-jährige Bräutigam dafür aufgebracht, sogar ein professionelles Filmteam engagiert. Doch des kaputt. Jetzt verklagt das junge Ehepaar die Firma auf Wiederholung der Hochzeit

Von der Website ruhmachrichten.de



Hochzeitspaar Olcay

Der Anwalt des Beklagten, Ingo Schliephake, will sich inhaltlich dazu nicht äußern, nur so viel: Es täte seinem Mandanten leid, doch die Summe, die im Raum stehe, sei überzogen.

Wenn das Brautpaar einen Wunsch frei hätte, dann würde es sich wünschen, dass das nun beauftragte vierte Unternehmen den Film doch noch irgendwie wiederherstellen kann. Aber notfalls, sagen die beiden, würden sie das Einmalige noch ein zweites Mal erleben, sie würden alles, nun ja, zurückspulen: das Jawort, den Hochzeitstanz, das Feuerwerk, all die Emotionen. Wieder würden sie all die Verwandten und Freunde einladen, wieder tausend Personen etwa, aus der Türkei, aus Bayern und Berlin. Wieder gäbe es Baklava, halbe Hähnchen und einen edlen Kronleuchter, keine Diskokugel. Weil das auf dem Video besser wirkt.

Dennis Betzholz



Urwaldbewohner Hauck

„Ich bin Tatanca. Punkt“

Aussteiger Ein Deutscher behauptet, Indianerhäuptling am Amazonas zu sein. Seine Erzählungen von Eldorado beeindruckten Steven Spielberg und Jacques Cousteau. Dabei ist sein Leben das wahre Abenteuer. *Von Alexander Smoltczyk und Johannes Arlt (Fotos)*

Ende der Sechzigerjahre tauchte in Brasiliens Bundesstaat Acre, tief im Amazonasgebiet, ein Mann auf. Er trug einen Lendenschurz, seinen Bogen und eine Feder und erklärte, er sei Tatanca Nara, Häuptling der Ugha Mongulala. Niemand hatte je von einem Indianerstamm dieses Namens gehört. Auch hatte der Mann keinerlei Ähnlichkeit mit einem Indio. Im Gegenteil: Er war weiß und sprach mit starkem fränkischem Akzent.

Den Akzent habe er von seiner Mutter, sagte der Mann im Lendenschurz, einer deutschen Nonne, die von Indios geraubt worden sei. Sein Volk lebe in einer unterirdischen Stadt Akakor, auch dort würde Deutsch gesprochen, sagte er. Das liege an den Nachkommen von 2000 Nazi-Soldaten, die einst mit U-Booten den Amazonas hinaufgefahren seien.

Anderswo wäre nach dem Arzt gerufen worden. Im Amazonasgebiet wuchern auch die absonderlichsten Geschichten, und so ließ man Tatanca Nara erzählen. Der Mann machte ansonsten einen freundlichen Eindruck. Es wäre auch weiter nichts passiert, wenn nicht der damalige ARD-Korrespondent Karl Brugger von dem Vorfall gehört hätte. Er besuchte Tatanca Nara in Manaus und ließ sich zwölf Tonbänder voll-diktieren; „die außergewöhnlichste Geschichte“, urteilte Brugger, „die ich jemals gehört habe“. Es ging um außerirdische Besucher, geheime Riten der „Altväter“ und den Einfall der „weißen Barbaren“, alles detailliert beschrieben, wortreich und lückenlos „vom Jahre null bis zur Gegenwart“.

Noch außergewöhnlicher war, dass Bruggers 1976 erschienene „Chronik von Akakor – erzählt von Tatanca Nara“ einen gewissen Erfolg hatte. In New-Age-Zirkeln wurden Tatanca's Erzählungen wie die Qumran-Rollen studiert: „Fünf leere Tage am Ende des Jahres sind der Verehrung unserer Götter geweiht.“

Aber auch der Meeresforscher Jacques Cousteau heuerte Tatanca als Führer an, als er mit seiner „Calypso“ 1983 das Gebiet erkundete. Und im Mai 2008 kam „Indiana Jones und das Königreich des Kristallschädels“ in die Kinos. Es ging um eine versunkene Amazonasstadt Akakor und ein Indianervolk namens Ugha Mogulala. Die zugehörige Actionfigur trägt nur einen Lendenschurz und eine Feder.

Gibt es das Original? Lebt Tatanca?

Der Flussdampfer „Almirante Azevedo II“ dieselt seit gut 30 Jahren den Rio Negro hoch und wieder herunter, 35 Stunden stromaufwärts von Manaus bis Barcelos. Es ist eine Fahrt durch schwarzes, vom verrottenden Laub sauer gewordenen Wasser, das jetzt in der Regenzeit den Wald flutet und den Rio Negro in ein sintflutliches Netzwerk von Flussarmen und fauligem Morast verwandelt.

„Tatanca?“

Raimundo Azevedo, der Kapitän, hockt neben einem Reifenstapel im Unterdeck und lässt sich den massigen Rücken kneten, von einer Physiotherapeutin, die irgendwann an Bord gekommen ist. „Der Indianer aus Deutschland. Natürlich kenne ich ihn. Jeder am Fluss kennt ihn. Klar lebt er noch. Sofern ihn letzte Woche niemand erschossen hat.“ Die „Almirante Azevedo II“ ist durch stockdunkle Nacht gefahren, in einer Blase aus dem Rauschen des Wassers und dem betäubenden Tuckern des Diesels. Die Geräusche zurückgeworfen von der Pflanzenmauer am Ufer, einer wuchernden, ineinanderverstrickten Masse. Kapitän Azevedo zieht sich ein Hemd über und stemmt sich die Stiege zum Oberdeck hinauf, Karten spielen.

Die paar Dutzend Passagiere hängen in ihrer Matte, dicht an dicht wie Würste in der Räucherammer. Ein Pfingstkirchler betet kreuzschlagend, der Junge neben ihm ist in Vaginalansichten auf seinem Handy vertieft. Jeder beginnt seinen Tag.

Nach 35 Stunden Fahrt auf dem Rio Negro taucht Barcelos auf wie eine Verheißung: 15 000 Einwohner, 30 Kirchen.

Der Kapitän hat von Tatanca's Urwaldfestung gehört: „Keiner traut sich hin. Weil er Sprengfallen montiert hat und Gewehre an die Bäume. Niemand weiß, was er dort verbirgt.“ Das Ufer zieht vorbei, ab und zu steigt etwas Krächzendes auf.

„Da war ein Deutscher“, sagt der Kapitän. „Der hat ein Buch über Tatanca geschrieben. Der hat sich sogar eine Schildkröte übers Herz tätowieren lassen, genau wie Tatanca. Den haben sie dann in Rio umgebracht.“

„Die Kugel genau in die Schildkröte“, ergänzt Lucio, ein Taxifahrer mit fettem Bauch, dem ein Stück Ellenknochen aus dem Handgelenk ragt, Motorradunfall.

„Aber das war nicht Tatanca.“

„Vielleicht nicht.“

Der Flussdampfer kriecht den Strom hoch, schiebt sich durch vorgeschichtliche organische Masse, und je länger er den treibenden Baumstämmen und schwimmenden Inseln ausweicht, desto mehr Gerüche tauchen auf, über diesen Deutschen stromaufwärts. Und umso finsterner werden sie.

Knochen habe man gefunden, vor sieben Jahren, sagt Lucio: „Lange Knochen. Das war kein Amazonier. Ein Deutscher wahrscheinlich.“ Tatanca habe ihn getötet, um an sein Geld und seine Frau zu kommen. „Das sagen die Leute. Aber Tatanca sagt, er sei das nicht gewesen.“

„Vielleicht nicht. Er soll vor der Polizei seines Landes weggelaufen sein.“ Sagt der Kapitän. Tatanca muss jetzt weit in den Siebzigern sein. Aber er sei immer noch stark und fit, sagt der Kapitän. Ein anderer sagt: „Er hasst Gringos.“ Kleine Pause, Blicke: „Ihr seid Gringos.“

Sinnlos und verheißungsvoll gleitet das Ufer vorbei. Manchmal huscht ein kurzer Schatten aus dem Wasser, einer der rosa Delfine, die es im Rio Negro gibt und die nachts an Land gehen und Frauen schwäntern sollen.

Auch der Abenteurer Rüdiger Nehberg traf diesen weißen Indio Tatanca Nara bei einer Expedition zu den Yanomami-Indianern. Die beiden Männer hassten einander auf den ersten Blick, warfen sich gegenseitig Lüge, Mord und Wahn vor. Anscheinend bis heute. „Tatanca will mich per-

sönlich im Rio Negro ersäufen“, mailt Nehberg noch im Mai.

Das liegt daran, dass Nehberg 1991 ein Buch namens „Der selbstgemachte Häuptling“ veröffentlicht hat. Darin deckte er auf, dass Tatanca Nara eigentlich Hansi Richard Günther Hauck heißt und 1941 in Grub am Forst geboren wurde. In der Nähe von Coburg und nicht am Rio Negro. Hauck habe als kleiner Junge viele „Tarzan“-Hefte gelesen und 1966 Frau und Kinder sitzen lassen, um auf dem Frachter „Dorthe Oldendorff“ anzuheuern und in Brasilien abzutauchen. Ehemalige Freunde erzählten, als Kind habe er einmal die Landung von Außerirdischen ge-

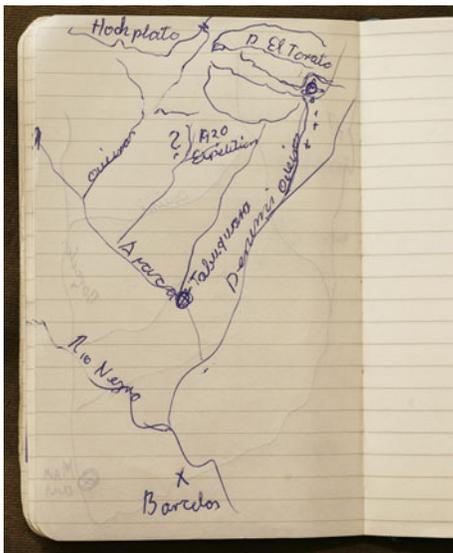
meldet. All das wäre harmlos, wenn es nicht drei bis heute unaufgeklärte Todesfälle geben würde. Alle geschahen am Oberlauf des Rio Negro. Alle Opfer waren vom Buch „Die Chronik von Akakor“ angelockt worden und hätten einen gewissen Tatanca Nara gebeten, sie zu der versunkenen Stadt zu führen. Und allen dreien hätte er nach Zeugenaussagen versprochen: „Ich zeige euch Akakor.“

Das Bundeskriminalamt nahm Ermittlungen wegen des Verdachts der Tötung und des Verschwindenlassens dreier Personen auf „gegen den deutschen Staatsangehörigen Günther Hauck, der unter falscher Identität in Brasilien lebt“. Daraus wurde nicht viel.

Nach 35 Stunden käferhaftem Geschiebe, 500 Kilometer jenseits von Manaus taucht Barcelos am linken Ufer auf wie eine Verheißung. 15 000 Einwohner und 30 evangelikale Kirchen, die mit ihren auf Pick-ups montierten Soundsystemen Erlösung verkünden in die reglose, erdige Luft der Stadt: „Gott verwehrt euch kein Wunder!“ Es ist die Religion für die Aufstrebenden, die nicht ans Jenseits, sondern an die Zukunft glauben wollen.

Der Amazonas und seine Nebenflüsse hatten immer schon eine Wirkung auf Menschen, denen das Übliche zuwider war. Glücks- und Goldsucher, Klaus Kinski und Alexander von Humboldt, einen Entdecker-Nazi namens Otto Schulz-Kampfenkel und ungezählte Regenwaldretter. Der jüngste Zugang ist ein spindeldürrer Texaner mit wässrigen Augen, der von Freunden „The Amazing Falterman“ genannt wird und gerade sein Fahrrad am Café Regional vorbeischiebt.

Patrick Falterman verließ mit 20 Jahren sein Elternhaus im tief konservativen Bibeltal der USA, trampfte in die Amazonasstadt Belém und tauschte dort seinen



Von Tatanca Nara gezeichnete Schatzkarte
„Wollt ihr nach Eldorado?“



Arbeiter bei der Entladung von Palmfaserballen*: „Ich habe ‚Indiana Jones‘ gesehen“

Laptop gegen ein Kajak. Dann begann er, den Amazonas hochzupaddeln. Auf die altmodische Art, wie er sagt. Ohne GPS, gegen den Strom, im Gepäck kaum mehr als Teddy Roosevelts „Through the Brazilian Wilderness“. Stockfinstere Einsamkeit, Rasierklingengras, Gift spuckende Spinnen, tagelange Irrfahrten. Nun, vier Jahre später, hat Falterman 4500 Kilometer hinter sich gebracht und sagt: „Ich habe Tatanca vor vier Wochen noch getroffen. Er muss Mitte siebzig sein, aber er ist zäher als ich. Die Leute scheinen Angst vor ihm zu haben, right?“

Tatanca habe seine Hütte im Wald mit Dynamit gespickt, erzählt Falterman. „Er hat Freunde beim Militär. Das hilft. Denn viele würden ihn am liebsten erschießen. Einem Mädchen soll er gesagt haben, er sei sein Vater, und es müsse mitkommen, in sein Boot. Unheimlich, der Mann.“

Es ist heiß, manchmal kommt ein kühler Hauch vom Fluss wie ein Fächerschlag. Falterman macht eine weitere Dose Skol-Bier auf, lässt einen Tieflader vorbeidonnern und sagt: „Seine Geschichten klingen nach einer Menge Bullshit. Und sein Portugiesisch ist lausiger als meins. Großer Egotrip. Aber er kennt das Gebiet besser als irgendjemand sonst. Und er ist da einer Sache auf der Spur, im Indianergebiet, oben am Rio Araçá.“

Einer Sache? „Eldorado. Es soll oben bei den beiden Bergzinnen sein, oberhalb des Wasserfalls. Tatanca ist der Einzige, der schon da war.“ In Barcelos scheint „Eldorado“ ein Ort zu sein wie jeder andere.

Bis vor Kurzem war Barcelos die Weltstadt für den Zierfischfang und unter Aquaristikern so bekannt wie Cognac unter Weinbrandfreunden. In den Brackgewässern um Barcelos entdeckte der österreichische Forscher Johann Natterer 1831 jenen *Symphysodon discus*, der als „König der Aquarienfische“ heute millionenhaft die Wohnzimmer bevölkert, meist zusammen mit dem Roten Neon, dem beliebtesten Zierfisch überhaupt und ebenfalls im Rio Negro zu Hause.

So sind auch alle Telefonzellen Barcelos als Zierfisch gestaltet, und zum Karneval teilt sich die Bevölkerung in zwei Gruppen, die Neons und die Discusse, um in selbst geklebten Fischkostümen aufeinander loszugehen.

Seit aber in Asien Zierfische in großem Stil nachgezüchtet werden, ist der Handel um 70 Prozent zurückgegangen.

Zwei deutsche Aquarienfrende sind vor einiger Zeit wegen Biopiraterie festgenommen worden. Sie hatten den Ver-

* In Barcelos.



Amazonaskapitän Azevedo: „Die Kugel genau in die Schildkröte“

sicherungen ihres Führers Glauben geschenkt, eines Einheimischen, der zu ihrer Überraschung fließend Deutsch sprach und sich Tatunca Nara nannte.

Im Rathaus, einem modrig angelaufenen Bau am Ufer, heißt es, die „Chronik von Akakor“ habe einen eigenen Tourismus in Gang gesetzt. Nicht mehr nur Aquaristiker, sondern diverse Dschungel- und Indianerfreunde seien angereist. Allerdings nur, bis sich Meldungen über drei Todesfälle verbreiteten.

Zuerst verschwand ein junger US-Amerikaner, John Reed. Das war Ende 1980.

Drei Jahre später der Schweizer Forstwirtschaftler Herbert Wanner. Ein Jahr später fand man seine Turnschuhe, Knochen und einen Schädel mit Einschussloch. Von diesen Knochen hatten sie auf dem Flussdampfer erzählt.

Reed hatte die „Chronik“ als Gebrauchsanweisung für sein Leben gelesen. In seinem letzten Lebenszeichen, einem Brief an die Eltern, schrieb er: „Ich glaube mehr denn je an Tatuncas Ehrlichkeit.“

Die dritte Verschwundene ist eine Christine Heuser, Yogalehrerin aus Kehl am Rhein. Auch sie hatte die „Chronik von Akakor“ verschlungen und war überzeugt, in einem früheren Leben Tatunca Naras Ehefrau gewesen zu sein. Im Sommer 1986 besuchte sie ihn. Es gibt ein Foto, auf dem

Christine Heuser barbusig an einer Liane schaukelt. Ansonsten fehlt von ihr jede Spur.

Seit der Handel mit Zierfischen quasi zum Erliegen gekommen ist, haben sich die Bootsleute am Oberlauf des Rio Negro nach anderen Beschäftigungen umsehen müssen. Viele lauern auf US-amerikanische Hobbyangler, die wegen der Pfauenaugenbuntbarsche hierherkommen. Andere schippern den Rio Negro hoch bis in die Verästelungen an der kolumbianischen

Nach nächtlichen Regengüssen ist die Piste nach Ajuricaba kaum passierbar. Zu Tatunca Nara führt kein Weg.

Grenze und lassen sich Kokainpäckchen unter den Kiel montieren.

„Ich habe Tatunca gefragt, ob er die drei umgebracht hat. Er sagt Nein“, damit ist die Sache für Mamá erledigt. Mamá trägt Seepferdchen-Tattoo und Kopftuch, ein abgezehrter Mann, der in Barcelos als „o Pirata“ begrüßt wird. Er hat eine Totenkopfflagge am Boot und ist in allen trüben Gewässern zu Hause: „Nur Drogen nicht“, präzisiert Mamá ungefragt. Sein Grinsen zeigt oben rechts einen Eckzahn aus roter Keramik.

Mamá sagt, er sei der einzige Freund des Tatunca. „Ich habe ihm gesagt, dass mich seine Geschichten nicht interessieren. Ich möchte nur vom Gold etwas abhaben.“

Im November seien sie zusammen den Rio Araçá hochgefahren.

„Bis hinter den Wasserfall. Da siehst du zwei Höhleneingänge. Vielleicht waren das auch Tunnel von den Nazis. Wir haben vergebens versucht, uns von oben abzu-seilen. Tatunca fing auch an, wirklich komische Sachen zu reden.“ Was mag einem Piraten namens Mamá komisch vorkommen? „Er sagte: Da kommt gleich König Salomon rausgeritten.“ Und dann? „Ich sollte ihn abknallen.“ Aber der König blieb aus. Muss der falsche Eingang gewesen sein. „Tatunca sitzt jetzt vermutlich in seiner Hütte. Ich fahre euch hin.“

Nach den nächtlichen Regengüssen ist die Piste nach Ajuricaba kaum passierbar. Bei Kilometer acht liegt eine Schlange auf dem Weg, zwei Kilometer weiter endet die Piste in kniehohem rotem Morast. Wenn Tatunca Nara wirklich in seinem Urwaldsitz sein sollte, dann führt kein Weg zu ihm. „Vielleicht besser so für euch.“ Sagt Mamá, der Pirat.

Allerdings gebe es ja noch Tatuncas Schwiegermutter, Elfriede Katz.

Ihr Haus liegt in der Estrada de Nazaré, direkt am Flussufer, am Rande der Stadt. Am Türrahmen ist, wie in allen jüdischen Häusern, eine Mesusa angenagelt, das Verhältnis mit Thoraversen. Elfriede Katz sitzt gut gelaunt im Schaukelstuhl auf ihrer Veranda. „Tatunca? Nee, der is nich hier.“ Die 88-jährige Dame hat ihren Bremer Tonfall mit in den Dschungel genommen. Ihre Eltern seien kurz nach ihrer Geburt nach Brasilien ausgewandert. Dort heiratete sie einen Klavierbaumeister, dessen Familie vor dem Holocaust geflohen war.

Elfriede Katz wurde Sopranistin und sang in „La Traviata“ an den Opern von São Paulo und Porto Alegre. Nichts wies darauf hin, dass sie eines Tages in der Welthauptstadt des Zierfischwesens alt werden würde, mit einem Deutschindianer als Schwiegersohn, der erzählte, sein Name sei Große Wasserschlange.

„Meine Tochter kam und sagte, sie hätte einen deutschen Indianer getroffen. Tatunca schickte ihr Liebesbriefe per Militärpost. Topsecret stand da drauf. Dann zogen die beiden an den Rio Negro und lebten jahrelang mit den Yanomami-Indianern, bis ihre beiden Kinder in die Schule mussten.“ Elfriede Katz scheint keinen Zweifel an der Herkunft ihres Schwiegersohns zu haben. Sie und ihr Mann folgten ihrer Tochter nach Barcelos und machten ein kleines Hotel auf. Die meisten von Tatuncas Kunden sind hier abgestiegen. Auch jene drei, die nicht mehr aus dem Wald zurückkehren sollten.

Im Übrigen, sagt Elfriede Katz, sei Tatunca gerade nicht in der Gegend, sondern

mit seiner Frau Anita den Fluss hinuntergefahren, nach Manaus. Nein, sie wisse nicht, wann er wiederkomme, sagt sie und summt mit hoher Stimme die Arie der Violetta: „È strano ...“.

Wie schwer muss dies Erzählen sein. Gerade ein Lügengebäude will unterhalten werden, und sei es auch noch so gekonnt erdacht. Da muss umgebaut, angebaut, renoviert werden. Manche Räume sind nicht mehr zu retten, neue kommen hinzu. All das erfordert ständige Aufmerksamkeit. Besonders, wenn neue Besucher kommen. Die müssen herumgeführt werden und stellen Fragen. Es ist Vorsicht geboten, bevor jemand in ein neues, womöglich noch fantastischer ausgestattetes Zimmer geführt wird. Erzählen kann noch schwerer sein als das Leben.

Und das Leben spielt, wie es will. Es inszeniert die Begegnung mit Tatumca Nara nach seinen unwahrscheinlichen Gesetzen: Wir entdecken ihn im „Amazonas“, einem Einkaufszentrum in Manaus, zwischen „Bob's Burgers“ und „C&A“. Er trägt eine Einkaufstüte. Aber er ist es. Das Schauspielergesicht, die Hände, die Lederhaut, das immer noch volle Haar. Und der fränkische Zungenschlag: „Bom dia, ich bin Tatumca.“

Es ist, nach all den Geschichten, den Gerüchten und Dämonisierungen, als stünde man Winnetou gegenüber. Oder Jack the Ripper. So geht die Geschichte dieser Begegnung: Fotograf Johannes Arlt hat ein neues Hemd gebraucht, und Tatumca hat seine Frau Anita zu einer Augenoperation begleitet, zeitgleich. Zum ersten Mal seit sechs Jahren, sagt er, sei er wieder in Manaus. Es ist ein Zufall, der wie eine Geschichte von Tatumca klingt.

„Setzen wir uns“, sagt er. „Ich bin nicht gern in der Stadt. Ich bin am liebsten im Wald, bei meinen Indianern.“

Es scheint gleichgültig, wer ihm gegenüber sitzt. Er will keine Geschichten hören, er will erzählen. Er berichtet von seiner



Urwaldbewohner Mamá

In allen trüben Gewässern zu Hause



Sopranistin Katz: Nichts wies auf einen Deutschindianer als Schwiegersohn hin

Zeit bei den Yanomami-Indianern, als Anita und er eine Krankenstation und eine Schule betrieben haben. Wie er von den Indianern das Überleben im Wald gelernt hat. Und dann, nach einem prüfenden Blick, wie weit der Zuhörer ihm zu folgen bereit ist, wird abgelenkt in ein Labyrinth von Fantastereien: „Im November habe ich die Häuptlingswürde abgegeben. Der Chefpriester hatte zwei von diesen drei Meter großen Dienern der Götter bei sich. Er sagte, die Altväter kehren zurück, sie haben den Tunnel geöffnet.“ Er erzählt von Mauern in Gestalt einer Schildkröte. Von einer Höhle mit dem Davidstern daran.

Bei solchen Sätzen legt Anita, seine Frau, ihm die Hand aufs Knie: „Schatzi“, sagt sie dann, und er verstummt.

Vielleicht hätte man diesen Mann einfach nur reden lassen sollen. So wie er jetzt erzählt, in einem Strom aus Erinnerungen und Fantasien, Fabulierungen, wilden Lügen und detaillierten Schilderungen. Die „Chronik von Akakor“ sei doch zu großen Teilen fantasiert, sagt er: „Brugger wollte einen neuen ‚Papalagi‘ schreiben.“

Der „Papalagi“ war Pflichtlektüre in der Hippiezeit; ein ausgedachter Südseehäuptling hält zivilisationskritische Reden an sein Volk. Tatumca könnte jetzt die

komplette „Chronik“ als Spinnerei abtun. Aber nein. An Kernaussagen kann er natürlich nicht rütteln. Weil sie ja wahr sind: „Es gibt Deutsche in meinem Volk. Natürlich sind sie nicht mit U-Booten gekommen. Dazu ist das Wasser dort zu niedrig. Sie müssen vorher umgestiegen sein.“

Am nächsten Morgen treffen wir Tatumca noch einmal, diesmal ohne Anita, am Fischmarkt von Manaus, direkt an der schwarzen Brücke des Rio Negro. „Wollt ihr nach Eldorado?“, fängt er an. „Das ist keine Legende. Ich habe Mauern gefunden wie die von Machu Picchu. Ich kann euch hinführen.“ Ohne Zögern nimmt er Stift und Notizblock und beginnt, den Weg nach Eldorado aufzuzeichnen. Es liegt irgendwo auf einem Hochplateau zwischen Rio Aracá und Rio Demini.

Seines ist ein endloses, gewundenes Erzählen, und recht bald taucht ein Verdacht auf: Die versunkene Stadt des Tatumca Nara liegt nicht im Regenwald. Sie liegt am Füllbach in Oberfranken, in Grub am Forst. Von hier ist Günther Hauck einmal geflohen, möglichst weit fort, bis in die letzten Verästelungen des Amazonas, in eine neue Existenz, die mit der alten nichts mehr zu tun haben durfte.

In brasilianischen Ermittlungsakten ist von einem offenkundig verwirrten Deutschen namens Günther Hauck die Rede,

FOTOS: JOHANNES ARLT / DER SPIEGEL



Abenteurer Faltermann: „Bullshit in lausigem Portugiesisch“

der von einem Landgang nicht zurückgekehrt ist. Ein Psychiater stellte Schizophrenie fest, und die deutsche Botschaft schickte den Mann zurück in die Heimat.

Kennt er, Tatumca, Günther Hauck? Nicht persönlich, sagt er. Einmal sei er nach Deutschland gereist. Da hätten sie ihn als diesen Günther Hauck angesprochen, und eine Frau gab es auch dazu, und er wollte keine Scherereien und ist mit ihr ins Bett gegangen. Aber das war alles komplett falsch: „Ich bin Tatumca. Punkt.“

„Günther Hauck“ ist nur eine herumliegende und abgelegte Haut. Und wie als letzten Beweis zieht Tatumca einen brasilianischen Personalausweis heraus. „Indianer“ steht da – und ein Stempel der brasilianischen Indianerbehörde. Er muss als Indio sehr überzeugend gewesen sein.

Hätte man diesen Mann einfach nur reden lassen, wäre wohl nichts passiert. Aber seine Geschichten holten ihn ein. Da kamen Leute. Und sie wollten nicht nur Geschichten hören. Sie wollten sehen und den Fluss hinaufgeleitet werden und die unterirdische Stadt betreten.

Es vermischten sich Welten, die er bislang getrennt hatte. Vielleicht fühlte er sich in die Enge gedrängt, von all den Bewunderern und Schatzsuchern und Nachfragern. Am schlimmsten Rüdiger Nehberg. Der mit Akten kam und alten Fotos

und ganz genau wissen wollte, wer er wirklich sei. „Der ist schizophran, der Nehberg. Ein Lügner.“

Dann diese Yogalehrerin, die auch behauptete, seine wahre Frau zu sein.

Vielleicht ließ er sie alle, als keine Ausreden, Warnungen, Beschwörungen mehr halfen, allein mit ihren Erwartungen. Ließ sie einfach weiterlaufen im Dickicht aus Gift und Dornen. Im Wald überlebt man ohne Erfahrung nicht lange, auch nicht mit der „Chronik von Akakor“ im Gepäck.

„Ich lebe mit meinem Gewissen“, sagt er. „Ich habe viele umgebracht, aber als Soldat. Ich bin nicht unschuldig.“

Auf die Verschwundenen angesprochen, sagt Tatumca: „Ich lebe mit meinem Gewissen. Ich habe viele umgebracht, aber als Soldat, die hatten eine Waffe in der Hand. Ich bin nicht unschuldig. Aber ich habe die drei nicht umgebracht, wie sie mir vorgeworfen haben.“

Was mit John Reed und den anderen wirklich geschehen ist, wird nicht mehr aufzuklären sein. Das deutsche Verfahren gegen Günther Hauck, alias Tatumca Nara, ist eingestellt: wegen Abwesenheit des Beschuldigten. So bleibt nur ein Verdacht.

Und ein beiläufiger Satz auf dem Fischmarkt von Manaus, während ringsum Kambuntbarsche entgrätet werden:

„Mein Name Tatumca bedeutet Große Wasserschlange. Die hat zur Gewohnheit, ihr Opfer nur anzugreifen, wenn weit und breit nichts stören kann.“

Was bleibt, außer einem Verdacht, von einem Fantasten, einem Blender und begnadeten Selbsterfinder, einem Menschen, dem seine Geburtsurkunde nicht mehr war als eine bloße Möglichkeit?

Eines Morgens, in Barcelos, liegt ein blau-weiß gestrichenes Flussboot am Steg neben der Eisfabrik. Es ist mit Ballen von Piaçaba beladen, einer Palmfaser, aus der man Besen macht. Einige Indianer dösen auf dem Kahn, bis sie von einem massigen Mann mit Sonnenbrand aufgeschreckt werden und die Ballen an Land wuchten.

Es ist das Boot von Seder Helio. Er ist der Sohn des Tatumca. Ein 36-Jähriger, der kein Deutsch mehr spricht. Er weiß nichts von Grub am Forst. Aber er erinnert sich, mit Indios aufgewachsen zu sein. „Mein Vater mag eine Menge Mist erzählt haben. Aber er ist mein Vater. Nichts von den Mordvorwürfen ist je bewiesen worden. Nur sein Geschäft mit den Touristen ist ruiniert worden.“

Und das sei nicht gerecht. „Ich habe den Film ‚Indiana Jones‘ gesehen“, sagt Seder, der Sohn des Tatumca. „Das klingt sehr wie die Akakor-Geschichte meines Vaters. Er hat nie einen Cent dafür bekommen. Einige Geschichten mag er sich ausgedacht haben. Aber er hat mit seinem Leben dafür bezahlt.“

Seder Helio hat auch Indianergeschichten zu erzählen. Es geht dann um die staatliche Behörde Funai und wie die Ureinwohner geschützt werden, indem man ihnen Lohnarbeit verbietet und sie stattdessen mit Wohlfahrtsschecks versorgt. Dass sein Unternehmen eigentlich illegal sei, weil er seinen Leuten nicht die gewerkschaftlich vorgeschriebenen Arbeitsverhältnisse bietet, Unterkünfte, feste Zeiten. Das Problem sei, dass Indios ungern in Containern schlafen und nur zur Arbeit

kommen, wenn es nichts zu sammeln oder jagen gibt. „Sie wollen die Yanomami wie im Zoo halten. Ich gebe ihnen Geld, damit sie sich etwas kaufen können.“

So ist aus dem Sohn eines Fantasten aus Franken, der nicht Günther Hauck, sondern Indianer sein wollte, selbst kein Häuptling geworden. Sondern ein Vorarbeiter. Jemand, der ein Urvolk aus dem Naturzustand in die Monetärwirtschaft geleitet. Und weil er es auf faire Weise tut, schätzen ihn die Yanomami, und vielleicht verehren sie ihn sogar. Ganz ohne Kontakt zu Außerirdischen, zu Altvätern und nach Eldorado.

Mitarbeit: Jens Glüsing

Callgirl

Homestory *Wie ich mich am Telefon verliebte*

Es fing damit an, dass zu Hause das Internet ausfiel. Kommt vor, dachte ich, gehört zum 21. Jahrhundert wie das Funkloch und der leere Laptop-Akku. Ich wählte die Nummer der Internetfirma. So kam es, dass ich Denise kennenlernte.

Ich lebe seit knapp zwei Jahren in London, grob gesprochen gibt es hier drei Typen von Callcenter-Mitarbeitern: den unverständlichen Iren, die ahnungslose Engländerin und den überforderten Inder. Allen ist das Talent gemeinsam, Menschen mit einem Problem effizient abzuwimmeln, Leute wie mich.

Denise war anders. Sie sagte freundlich, dass sie meine Fallmanagerin sei. Es klang wie Psychotherapeutin. Sie sprach mit einem weichen schottischen Akzent, buttrig wie ein guter Single Malt, und dehnte ihre Worte wie einen Kaugummi. Ich schätzte sie auf Anfang fünfzig. Später erzählte sie, dass sie kürzlich Großmutter geworden sei, und ich stellte mir vor, dass sie fleischige, aber gepflegte Hände hatte, wie alle älteren britischen Frauen. Vermutlich stand neben ihrem Bildschirm ein Tübchen Neutrogena-Handcreme, wegen der trockenen Luft in schottischen Büros.

Anfangs hasste ich Denise. Sie vertröstete mich, sie behandelte mich wie ein Kind, sie benutzte immer dieselben Formulierungen aus dem Handbuch „Billig simuliertes Einfühlungsvermögen“. *Ich verstehe, dass Sie frustriert sind / Mir würde das auch zu lange dauern / Sie hören von mir / Wirklich, gleich morgen früh.*

Sie rief regelmäßig an, aber nach zwei Wochen funktionierte der Anschluss immer noch nicht. Sie sagte, es handle sich um eine „fälschliche Übernahme“ meiner Leitung. Ich gewöhnte

mir an, für fünf Minuten an die frische Luft zu gehen, nachdem wir telefoniert hatten. Alle Versuche, die Sache mit ihrem Chef zu lösen, scheiterten. Denise wurde Teil meines Alltags und arbeitete sich langsam, aber stetig an die Spitze meiner etwas zu langen inneren Liste unbewältigter Problemsituationen vor. Ich begann zu meditieren, aber auch das änderte nichts daran, dass zwischen mir und der digitalen Welt eine Oma aus Schottland stand.

Bislang dachte ich, ohne Probleme einige Wochen lang auf das Internet verzichten zu können. Aber ich wollte mit meiner Freundin skypen, auf dem iPad den *New Yorker* lesen und mich sonntags hin und wieder über den „Tatort“ im Livestream ärgern, ohne ins Büro zu fahren. Stattdessen führte ich Telefonate mit Denise, in denen sie erklärte, weshalb sich die Reparatur meines Anschlusses weiter verzögerte. Mal waren es die Ingenieure eines Subunternehmens, die nicht verfügbar waren, mal lag es an mir, der ihr angeblich eine falsche Adresse diktiert hatte. Meistens lag es am „System“. Gelegentlich wachte ich morgens auf und mein erster Gedanke war: Denise. Ich stand kurz davor, verrückt zu werden. Ich wählte die Nummer des Callcenters.

„Wir beide schaffen das zusammen, okay?“, fragte Denise im Tonfall einer Krankenschwester, die den Stations-Iren beruhigen muss. Dann sagte sie, ein schwarzes Loch habe meine Daten geschluckt. Sie melde sich in ein paar Tagen.

Wut entsteht aus dem Gefühl, jemandem ausgeliefert zu sein, der mächtiger ist als man selbst. Ich fühlte mich wie David ohne Steinschleuder. Nach drei Wochen sagte ich mir, dass es so nicht weitergehen konnte, und beschloss, dass die Telefonate Teil eines Theaterstücks seien, in dem ich der einzige Zuschauer bin.

Ich versuchte, Verständnis aufzubringen. Das Callcenter, in dem Denise arbeitet, wird vom Sky-Konzern betrieben und liegt in einer kleinen Stadt westlich von Edinburgh. Pro Schicht arbeiten dort zwölf Männer und Frauen, Denise hatte die Spätschicht von 15 bis 23 Uhr. Fünf Tage die Woche muss sie Beschimpfungen auf sich niederregnen lassen, acht Stunden lang, selbst am Karfreitag und Ostermontag, und das nur, weil bei irgendwem das Internet nicht funktioniert. Meistens rief sie abends nach acht an, vielleicht weil sie wusste, dass ich einer dieser anstrengenden Gesprächspartner war, für die man Ruhe braucht.

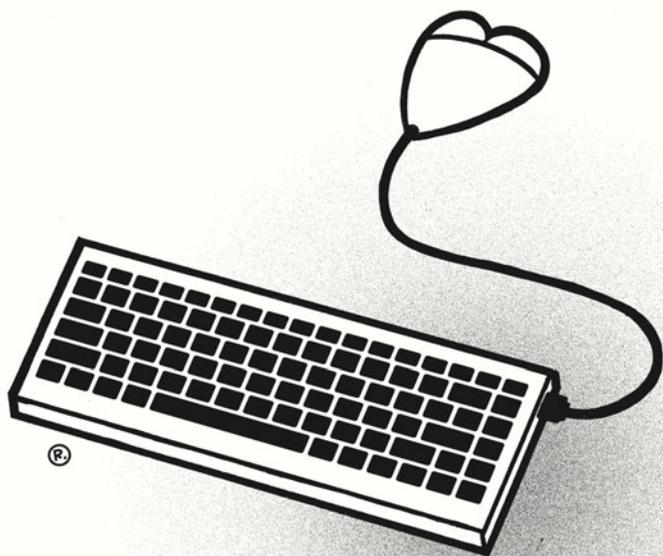
Ich glaube, ein großer Teil unserer Wut auf die Mitarbeiter von Telefonfirmen, Banken oder Behörden entspringt der Sucht nach der unmittelbaren Erfüllung von Bedürfnissen, nach „instant gratification“. Wir werden gieriger. Das digitale Jahrhundert hat den ungeduldigen Konsumenten hervorgebracht, den Wut-Verbraucher. Er regt sich ständig darüber auf, dass etwas nicht klappt. Denise tat mir plötzlich leid.

Je netter ich wurde, umso milder war ihre Stimme. Montags fragte sie mich zur Begrüßung, was ich am Wochenende unternommen hätte. Wir sprachen über den beginnenden Frühling, das unbeständige Wetter, ich berichtete, dass meine Freundin zu Besuch war und mein Vater von seinem Hund gebissen worden war. Manchmal setzte ich mich, anstatt abends auszugehen, mit einem Glas Wein aufs Sofa und plauderte mit Denise.

Nach fünf Wochen freute ich mich, wenn ihre Nummer auf dem Mobiltelefon erschien. Das Internet war unwichtiger. Vielleicht litt ich unter einer Variante des Stockholm-Syndroms. Ich sprach von Denise Freunden gegenüber wie von einer neuen Bekanntschaft. Am Ende der siebten Woche eröffnete sie mir, dass bald der Elektriker kommen würde.

Unser letztes Telefonat fand an einem Freitagabend gegen zehn statt. Die Stimmung war melancholisch, Denise sagte, ich könne sie jederzeit anrufen. Ihre Nummer hätte ich ja.

Christoph Scheuermann





Pressefreiheit

„Zehn Jahre Haft für einen Tee“

Die niederländische Journalistin **Rena Netjes**, 47, über ihre Verurteilung in Ägypten

SPIEGEL: Frau Netjes, ein ägyptisches Gericht hat Sie in Abwesenheit zu zehn Jahren Haft verurteilt. Der Vorwurf: Sie hätten die Muslimbrüder unterstützt – und damit Terroristen. Wie haben Sie das aufgenommen?

Netjes: Ich war wütend, aber nicht überrascht. Ägypten ging es nicht um Gerechtigkeit, sondern darum, die internationale Presse einzuschüchtern. Vor allem den arabischen Nachrichtensender Al Jazeera, weil der über die verhassten Muslimbrüder berichtet. In den Augen der ägyptischen Regierung macht ihn das zum Unterstützer des Terrorismus.

SPIEGEL: Anders als viele der 17 weiteren Journalisten, die mit Ihnen verurteilt wurden, arbeiten Sie doch gar nicht für Al Jazeera.

Netjes: Nein, aber im Dezember habe ich mit dem Al-Jazeera-Journalisten Mohammed Fahmy in Kairo Tee getrunken. Für das Gericht war klar: Damit gehöre ich dazu. Zehn Jahre Haft für einen Tee, das muss man sich mal vorstellen.

SPIEGEL: Das Gericht hätte leicht feststellen können, dass Sie für niederländische Medien arbeiten.

Netjes: Wenn es den Richter interessiert hätte! Mein Name wurde in der Verhandlung nicht mal erwähnt. Ich wurde einfach mitverurteilt. Der Prozess war eine Farce. Der Polizist, der belastende Videos vorlegen sollte, tauchte dreimal nicht auf. Dann wurde er mit einem Haftbefehl dazu gezwungen – Beweise hatte er keine. Verurteilt wurden wir trotzdem, obwohl wir nur unsere Arbeit gemacht hatten.

SPIEGEL: Was bedeutet das Urteil für Sie?

Netjes: Ich hatte großes Glück, dass ich fliehen konnte. Sonst säße ich die nächsten Jahre im Gefängnis. Jetzt muss ich mein Leben neu ordnen. Ich kann nicht mehr nach Ägypten zurück, nicht in meine Wohnung, nicht zu meinen Freunden. Ich kann nicht mehr in die Region reisen, weil Ägypten Auslieferungsabkommen mit den meisten Ländern hat. Das macht meine Arbeit als Nahost-Reporterin fast unmöglich.

SPIEGEL: Internationale Politiker fordern vom ägyptischen Präsidenten Ihre Begnadigung.

Netjes: Daran glaube ich nicht. Die niederländische Botschaft hat Kontakt zu Ägyptens Regierung aufgenommen. Die Antwort war: Wir werden an dem Urteil nichts ändern. red

Justiz

Schwarzer unterliegt Kachelmann

Alice Schwarzer und der *Emma*-Frauenverlag müssen erneut eine Niederlage gegen Wettermoderator Jörg Kachelmann einstecken. Nach einer Entscheidung des



Kölner Oberlandesgerichts von Ende Mai dürfen sie auch in Glossen nicht mehr den Eindruck erwecken, Kachelmann sei ein Vergewaltiger. Das Gericht bestätigte damit eine Entscheidung der ersten Instanz. Ende 2011 hatte die von Schwarzer herausgegebene Zeitschrift *Emma* in einer Glosse vorgeschlagen, „einvernehmlicher Sex“ und „Unschuldsvermutung“ zu Unworten des Jahres zu küren – Begriffe, die in Kachelmanns Vergewaltigungsprozess eine Rolle gespielt hatten. *Emma* lieferte die Begründung dafür: „Da

fragt man am besten ... Claudia D. oder irgendeine von den 86 800 geschätzten vergewaltigten Frauen im Jahr, deren Vergewaltiger nie angezeigt, nie angeklagt oder nie verurteilt wurden.“ Bei Claudia D. handelt es sich um die Exfreundin Kachelmanns, die ihn schwer belastet hatte. Für die Richter verletzte der Kommentar die Persönlichkeitsrechte des im Mai 2011 freigesprochenen Kachelmann – weil dem Leser der Eindruck aufgedrängt werde, jener habe Claudia D. vergewaltigt. Schwarzers Argumentation, es handle sich

um eine allgemeine Medienkritik, mochte das Gericht nicht folgen und ließ auch mangels „grundsätzlicher Bedeutung“ eine Revision nicht zu. Kachelmann hat nach Schätzungen seines Medienanwalts Ralf Höcker etwa ein Dutzend Mal gegen Schwarzer und *Emma* gewonnen. Die streitbare Feministin will sich damit nicht geschlagen geben. Nach Auskunft ihres Anwalts, Spyros Aroukatos, überlegt sie jetzt, beim Bundesgerichtshof eine Nichtzulassungsbeschwerde gegen das Revisionsverbot einzu legen. amp, bas



Spaß beiseite

Comedy Die britische Komikertruppe Monty Python hat mit ihrem anarchischen Humor Fernsehgeschichte geschrieben. Nun tritt sie in einer letzten großen Bühnenshow in London auf. Ein Treffen am Rande der Proben. *Von Christoph Scheuermann*

Es gibt zwei Möglichkeiten, ein Interview mit den Monty Pythons zu bekommen. Entweder man versucht, sich wochenlang durch die Fettschicht von PR-Beratern, Mittelsleuten und Pressedamen zu beißen, die die Gruppe umgibt. Oder man setzt sich vormittags in das Café des Cecil-Sharp-Hauses in London, eines Folkmusik-Zentrums, in dem John Cleese, Michael Palin, Eric Idle, Terry Gilliam und Terry Jones die Gags für ihre gemeinsame Show einstudieren.

Eric Idle tritt als Erster die Treppe zum Café herunter. Er lässt einen Teebeutel in einen Becher heißes Wasser fallen und macht eine nette Bemerkung über das Spiel der deutschen Fußballnationalmannschaft. Zehn Minuten später treten im Abstand von Sekunden Michael Palin und Terry Jones auf. Sie begrüßen einander mit Wangenküssen, wie alte Liebende. John Cleese, der träge Riese, kommt zuletzt. Gilliam ist in Paris, um seinen neuen Film mit Christoph Waltz zu bewerben, und Graham Chapman, der

sechste Python, ist leider seit 25 Jahren tot.

Es gibt nicht den geringsten Zweifel daran, dass Monty Python die lustigste Komikertruppe der Menschheitsgeschichte ist, besser als die Marx Brothers. Die Pythons haben mit ihrem anarchischen Humor zuerst das Fernsehen auf den Kopf gestellt und dann das Kino, dort vor allem mit den Filmen „Das Leben des Brian“ und „Die Ritter der Kokosnuss“. 1983 trennten sie sich, wie so manches geniale Kollektiv, wobei man betete, dass die Pythons es damit ernst meinten. Jedenfalls hoffte man als Fan, dass sie nicht wie alternde Rockbands ihr eigenes Denkmal sprengen würden, um die Rente aufzubessern.

Dann traten sie im vergangenen November auf die Bühne des Playhouse Theatre unweit des Trafalgar Square und sagten genau das: Wir machen es noch mal. An zehn Abenden werden sie jetzt in der Londoner O₂-Arena zu sehen sein, mit einem Liveprogramm, das immerhin „meistens“ live sein soll, wie die Ankündigung ver-

spricht. Die definitiv allerletzte große Show. Sie heißt in Anspielung an Graham Chapman „One down, five to go“ – einer tot, fünf sind noch übrig.

Auch das ist natürlich ein Python-Sarkasmus. Sie werden diesmal versuchen, dem Tod aus allernächster Nähe ins Gesicht zu spucken. Die fünf Jungs sind inzwischen grauhaarige Gentlemen, alt gewordene Clowns zwischen 71 und 74, inklusive künstlicher Gelenke, dritter Zähne, Scheidungen, Hypotheken und Bauchspeck. Prima Voraussetzung eigentlich für ein paar dreckige Witze über die Albernheit des Lebens an sich.

Terry Jones lehnt seinen Regenschirm an die Theke und bestellt Kaffee. Palin erzählt kopfschüttelnd, dass sich täglich Menschen meldeten, die zur After-Show-Party kommen wollen. „Wir müssen mal eine Liste machen, Terry.“ Jones seufzt. Manchmal begreift er die Welt nicht mehr. Die Leute reißen sich um Backstage-Pässe für eine Show mit ein paar Komikern? Was passiert hier gerade?



Python-Mitglieder Cleese, Idle, Jones, Palin, Gilliam

Palin hatte zuvor am Telefon erzählt, dass sie von dem Ansturm auf die Karten wirklich überwältigt wurden. Zunächst hatten sie nur einen einzigen Auftritt angekündigt, weil sie unsicher waren, wie das Publikum reagieren würde. Wollten die Leute wirklich einer Altherrengruppe zusehen, die Witze reißt? Die Angst erwies sich als unbegründet. Der erste Abend war übers Internet in weniger als einer Minute ausverkauft. „Unsere Fans wollen die alten Pythons sehen, mit den alten Sketchen – die Streit-Klinik, die spanische Inquisition, das Holzfäller-Lied. Sie wollen eine gute Show, ich hoffe, wir kriegen das hin“, sagt Palin.

Neben John Cleese ist Palin derjenige in der Gruppe, der die Mischung aus Skurrilität und Harmlosigkeit am besten verkörpert, die sich durch ihr Werk zieht. Die Sketch-Reihe „Monty Python’s Flying Circus“ lief von 1969 bis 1974 in der BBC, es war ihr Durchbruch und gleichzeitig eine kleine Revolution. Sie schickten Schockwellen durch das knöchrige Establishment aus Politik, Kirche und Militär, indem sie die britische Normalität, die ohnehin absurde Züge trägt, endgültig ins Lächerliche zerrten. Viele Python-Figuren aus den „Flying Circus“-Kurzfilmen steuern mit großer Ernsthaftigkeit ins Nichts.

Ron Obvious war so eine surreale Figur aus der ersten Staffel. Er war der Mann, der über den Ärmelkanal springen wollte, gespielt von Terry Jones, man kann das Filmchen auf YouTube anschauen. Natürlich endet der Sprung nach anderthalb Me-

tern im Wasser, was Rons Manager nicht daran hindert, den nächsten Rekordversuch anzukündigen: Ron werde die Kathedrale von Chichester verspeisen. John Cleese begleitet die Handlung in der Rolle des wohlwollenden BBC-Reporters, was die ganze Szene noch skurriler macht.

Ron ist der Archetyp im Figurenkosmos der Pythons, ein Mann, der so lange das Unmögliche versucht, bis er daran zugrunde geht. Man muss ihn sich als glücklichen Menschen vorstellen. Die Pythons saugten ihren Humor nie aus der Lächerlichkeit des Scheiterns, sondern aus dem Anrennen gegen die Sinnlosigkeit des Daseins, das machte sie so erfrischend und radikal Anfang der Siebzigerjahre. „Es gab damals in England beinahe die Pflicht, neue Dinge zu probieren“, sagt Michael Palin. „Das Land wollte seine Fesseln abwerfen.“

Terry Jones schlendert vom Probenraum ins Café. Palin, Cleese und Idle sprechen noch das Skript durch, aber Jones hat ein Problem: „Ich kann mir meinen Text nicht merken.“ Er schenkt sich ein Glas Wasser ein und sagt, dass ihm der Gedanke Sorgen bereitet, bald vor 18 000 Menschen zu stehen. Er sei nervös.

Jones ist ein höflicher Mann von 72 Jahren, aber er wirkt an diesem Vormittag verwirrt und verletztlich. Anfang Mai hat er seinen Film „Absolutely Anything“ abgedreht, eine Alien-Komödie mit Kate Beckinsale, Simon Pegg und einem Hund namens Dennis in den Hauptrollen. Es ist Jones’ erste Regiearbeit seit fast 20 Jahren.

Außerdem plant er eine Dokumentation über Charlie Chaplin, und wenn es klappt, kommt von ihm nächstes Jahr ein Broadway-Musical auf die Bühne. Er arbeitet so hart wie lange nicht mehr, vielleicht sieht er deshalb so mitgenommen aus.

Warum tritt er mit den Pythons auf?

„Geld“, sagt Jones.

Vor zwei Jahren heiratete er seine schwedische Freundin Anna, die 41 Jahre jünger ist und mit der er inzwischen eine Tochter hat. Aus erster Ehe hat er zwei erwachsene Kinder. Er stecke im Dispo, sagt Jones, er wisse auch nicht, wo das Geld aus den Python-Jahren geblieben sei.

Dazu kommt, dass er und seine Kollegen voriges Jahr einen Gerichtsprozess gegen ihren früheren Weggefährten Mark Forstater verloren haben. Forstater war einer der Produzenten der „Ritter der Kokosnuss“, er hatte die Pythons auf einen höheren Gewinnanteil aus dem Musical „Spamalot“ verklagt, das großteils aus dem Material des „Ritter“-Films besteht. Ein Londoner Gericht sprach Forstater Anspruch auf 220 000 Pfund zu. Die Anwalts- und Prozesskosten für die Pythons liegen deutlich höher, bei weit über einer Million Pfund.

Der Prozess hatte den Vorteil, dass er die Pythons einander wieder näherbrachte. Das Verhältnis innerhalb der Gruppe war nie einfach; es gab Phasen, in denen wechselnde Fraktionen nicht miteinander sprachen. Monty Python sei von Anfang an von Zentrifugalkräften geprägt gewesen, sagt Michael Palin. Terry Gilliam drehte



- 1 Cleese als Mitarbeiter des Ministeriums für Alberne Gangarten, 1970
- 2 Filmszene aus „Das Leben des Brian“ mit Jones als Eremit, 1979
- 3 Cleese und Idle im Python-Film „Die Ritter der Kokosnuss“, 1975
- 4 Sketch mit Palin und Cleese, 1971

Beach, dem langjährigen Manager von Queen. Er schlug Cleese und den anderen vergangenen Jahr vor, eine große Halle zu buchen und darin ein Feuerwerk aus den besten Python-Gags abzubrennen. Liveshows haben den Vorteil, dass man mit wenig Aufwand Geld verdienen kann, vorausgesetzt, das Publikum kauft genug Karten. Michael Palin sagt, sie hätten ungefähr acht Sekunden gebraucht, um sich zu entscheiden. Eric Idle legte die Reihenfolge der Sketche, Musikeinlagen und Einspieler fest, die sie zeigen werden.

Ein paar Tage nach den Proben meldet sich Terry Gilliam am Telefon, er lacht über die Frage, ob er sich auf die Show freue. „Ich würde lieber an meinem Don-Quixote-Film arbeiten.“ Die Drehtermine habe sein Team auf das nächste Jahr verschieben müssen, er ärgert sich immer noch darüber. Aber auch Gilliam musste einsehen, dass die Kosten aus dem Forstater-Prozess irgendwie bezahlt werden müssen.

Gilliam entwarf die animierten Sequenzen für Monty Python, er ist das politischste Mitglied der Gruppe. Seine Filme, die er später als Regisseur drehte, sind oft Dystopien, in denen die Figuren von einer über-technisierten Bürokratie terrorisiert werden. Er hat immer gegen den Mainstream gekämpft, auch wenn die Finanzierung der Filme dadurch nicht leichter wurde. Letztlich hat ihm Monty Python aber genützt. „Es fühlt sich seltsam an, die anderen wiederzusehen, ich bin plötzlich um 30 Jahre jünger“, sagt Gilliam. Im Gegensatz zu den anderen war er nie ein guter Schauspieler. Er müsse daher in der Show die Rollen übernehmen, die keiner sonst spielen will. Er wird unter anderem an einem Drahtseil hängen, den längsten Futz der Menschheit simulieren und im Frosch-Sketch einen Polizisten spielen, der in seinen Helm kotzt und ihn dann aufsetzt. „Die anderen bestrafen mich dafür, dass ich außerhalb der Gruppe so viel Erfolg hatte“, sagt Gilliam.

Eigentlich ist er zu alt für diesen Quatsch, was wiederum der Grund ist, aus dem er zugesagt hat. „Wir sind alle über siebzig, wir werden vermutlich nie mehr in dieser Form zusammenkommen“, sagt er. Gilliams größte Sorge ist, dass die Toiletten zu weit von der Bühne entfernt sind.

als Regisseur Filme wie „Jabberwocky“, „Brazil“ und „12 Monkeys“, mit denen er weltberühmt wurde. Eric Idle schrieb Bücher, Michael Palin feilte an seiner Karriere als Reise- und Abenteuerreporter für die BBC. Der Flüchtigste von allen aber war John Cleese. Mister Silly Walks.

Cleese bestellt an der Bar ein Sandwich, Kartoffelchips und Salat und setzt sich an den Kopf des langen Holztischs, als wäre der Chefplatz für ihn reserviert gewesen. Vor ihm sitzen Eric Idle, Michael Palin, die Kostümbildnerin, zwei Tänzer und Holly, die Tochter von Terry Gilliam. Idle lacht geckernd, das dröhnende Rumpeln, das durch den Raum hallt, kommt von Cleese.

Er war das kreative, eigensinnige Energiebündel der Gruppe. Seine Rolle als Beamter des Ministry of Silly Walks, des Ministeriums für Alberne Gangarten, hat ihm jetzt schon Unsterblichkeit verliehen. Cleese ist gemacht für Auftritte, in denen er mit seinen langen Beinen durchs Bild staksen muss. Er hat die Mimik des indignierten Gentleman perfektioniert, der stets wirkt, als hätte er in seinem Gin Tonic gerade einen Goldfisch entdeckt. Er sagt, dass er die Bühnenshow „halb wegen des Geldes, halb aus Spaß“ mache.

Cleese ist zum vierten Mal verheiratet und hat zwei Kinder. Die ersten zwei Ehen gingen aus seiner Sicht glimpflich aus, die dritte mündete in einen Scheidungskrieg. Am Ende kostete ihn seine Exfrau, eine Psychotherapeutin, über zwölf Millionen Pfund. „An jeder Beziehung klebt eine Zeitschaltuhr“, sagt Cleese über die goldene Zeit mit den Pythons. Er könnte aber genauso über sein Privatleben reden.

Nach der Trennung der Pythons arbeitete er an seiner Hollywood-Karriere, für die Komödie „Ein Fisch namens Wanda“ bekam er eine Oscar-Nominierung für das beste Drehbuch. Cleese hat nie bestritten, dass ihm Geld wichtig ist. Man kann im Netz für 2495 Dollar einen Schuber Motivationsvideos bestellen, in denen er Managern erklärt, wie sie sich besser organisieren können. Außerdem drehte er Werbespots für sämtliche Produkte zwischen Schokoladenaufstrich und Staubsaugern.

Monty Python, die Rebellen, sind mit den Jahren selbst zur Elite aufgestiegen. Ein Teil des britischen Establishments hat ihnen die Anarchie aus der Anfangszeit aber offenbar nie verziehen. Die konservative *Daily Mail* hat ihre Gehässigkeiten nie eingestellt und breitet noch immer genüsslich jede Scheidung, jeden Fehltritt eines Python-Mitglieds aus. Cleese hasst die *Mail* wie viele Briten, aber er ist einer der wenigen, die das öffentlich zugeben. „Eine scheußliche Zeitung“, sagt er.

Aus Rache haben die Jungs in ihre Show ein paar Spitzen gegen das Blatt und dessen Chefredakteur eingebaut. In London gilt diese kleine Frechheit schon als mutig, weil die *Daily Mail* von Prominenten wie ein böser Fluch gefürchtet wird. Cleese sagt, Monty Python sei dennoch nie eine politische Gruppe gewesen, auch wenn sie sich immer wieder über Politiker, Beamte oder Richter lustig machten. „Wir waren nie gegen Autorität. Wir waren gegen dumme Autorität.“ Er nimmt noch einen Schluck Cola und geht wieder nach oben. Die Idee für die Liveshow kam von Jim

Video: Die besten Monty-Python-Sketche (engl.)

spiegel.de/app272014sketche
oder in der App DER SPIEGEL



Konzerne

Siemens wird bald schlanker

Die Münchner Siemens-Führung kommt trotz der wochenlangen Bieterschlacht um den französischen Konkurrenten Alstom mit dem avisierten Umbau des eigenen Unternehmens gut voran. Bereits vor knapp zwei Wochen gab der Gesamtbetriebsrat als wichtigstes Mitbestimmungsgremium grünes Licht für das Kernstück der von Konzernchef Joe Kaeser geplanten Reform: die Streichung einer kompletten Managementebene und die Zusammenlegung der bislang 16 Sparten zu 9 größeren Geschäftseinheiten. Der Neuorganisation dürften vor allem Verwaltungsjobs zum Opfer fallen. Wie viele, steht noch nicht fest. In einem ersten Schritt sollen die heimatlos gewordenen Mitarbeiter zum 1. Oktober erst einmal auf die neu zugeschnittenen Konzernabteiler verteilt werden. Danach wird bis zum kommenden Frühjahr geprüft, wo Positionen doppelt besetzt sind und Einsparmöglichkeiten bestehen. Kündigungen dürfte es nicht geben. Sie sind nach einem noch unter Kaesers Vorgänger Peter Löscher ausgehandelten Abkommen bis auf Weiteres ausgeschlossen. did



Protest argentinischer Fußballfans gegen die USA

Staatsschulden

Im Angesicht der Pleite

Die Bundesregierung setzt das finanziell wankende Argentinien unter Druck, seine Verbindlichkeiten auch in Zukunft pünktlich zu bedienen. „Wir erwarten von Argentinien, dass es seinen Zahlungsverpflichtungen gegenüber Deutschland wie vereinbart nachkommen wird“, heißt es im Bundesfinanzministerium. Ein New Yorker Gericht hatte Argentinien trotz Schuldenschnitts verpflichtet, ausstehende Forderungen privater Hedgefonds zu 100 Prozent zu bedienen. Als

Folge des Urteils waren Zweifel an der Zahlungsfähigkeit Argentiniens aufgekommen. Deutschland hält Forderungen gegenüber dem Andenstaat in Höhe von 2,6 Milliarden Euro. Folgen für europäische Pleiteländer wie Griechenland wird das New Yorker Urteil nicht haben, glaubt das Finanzministerium. Die meisten Anleihen in Europa seien nach nationalem Recht ausgegeben worden, das New Yorker Urteil sei auf sie „nicht anwendbar“. rei



Aufsichtsräte

„Wir sind den guten Frauen zu klein“

Stefan Reineck, 62, Chefkontrolleur des Maschinenbauers Süss Microtec, über sein Quotenproblem

SPIEGEL: Herr Reineck, in Ihrem Vorstand und Aufsichtsrat sitzen nur Männer. Wollen Sie keine Frau?

Reineck: Doch, seit 2012 verfolgen wir das Ziel, eine Aufsichtsrätin zu finden. Aber die Headhunter haben uns erst gar keine präsentiert, denn es gab nur Absagen.

SPIEGEL: Kaum zu glauben.

Reineck: Wir haben zwar fast 20 Prozent weibliche Mitarbeiter. Aber den Aufsichtsratskandidatinnen waren wir mit 655 Mitarbeitern zu klein. Das sagen uns auch Lieferanten und Kunden: Technisch versierte Frauen mit Aufsichtsrats Erfahrung wollen zu bekannten Namen. Und wenn die gesetzliche Quote kommt, schnappen uns die großen Firmen alle geeigneten Frauen weg.

SPIEGEL: Vielleicht sollten Sie Ihre Kriterien etwas lockern?

Reineck: Wir werden vor der nächsten Wahl früher suchen. Aber ich bin nicht bereit, von drei Aufsichtsräten

einen zu opfern für eine weniger geeignete Frau. Da steigen mir die Aktionäre aufs Dach, zu Recht. Eher würden wir das Gremium erweitern. Aber kraft Gesetzes muss die Mitgliederzahl dreiteilbar sein. Wir müssten also sechs Aufseher bezahlen. Das ist schlicht Geldverschwendung.

SPIEGEL: Wie kann man mehr Aufsichtsrätinnen finden?

Reineck: Ich appelliere an ambitionierte Frauen, sich früh für Aufsichtsratsmandate zu qualifizieren und sich zu melden. Wenn sie warten, bis man sie findet, gehen alle Beteiligten leer aus. ama

Teilnehmer des Mobilfunk-Weltkongresses in Barcelona im Februar



Agenda gegen Google

Internet Der designierte EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker will die digitale Wirtschaft europäisieren. Ein Superkommissar soll gemeinsame Standards schaffen – und den amerikanischen Netzgiganten Paroli bieten.

Google-Rechenzentrum in Belgien



FOTOS: PAU BARRENA / PICTURE ALLIANCE / DPA (O.); ZUMA PRESS / ACTION PRESS (U.)

Die Wettbewerbskommission in Brüssel hat so etwas wie einen besten Kunden: Kaum eine Woche vergeht, ohne dass ein Betroffener weiteres belastendes Material gegen den Internetriesen Google anschleppt.

Immer neue Märkte seien von der neuen Beschwerdeflut betroffen, schrieb Wettbewerbskommissar Joaquín Almunia jüngst an seine Kommissarskollegen. Unter anderem gehe es um „soziale Netzwerke, Videokataloge, die Weiterleitung von Streaming-Diensten, Betriebssysteme von Mobiltelefonen und Apps“. Unter den neuesten Beschwerdeführern sei eine Werbeplattform, die Vereinigung der Bildagenturen CEPIC, die im Open Internet Project vereinigten europäischen Verleger und die Deutsche Telekom. Seine Behörde habe mit Google noch auf Jahre zu tun.

Der Vorwurf, so Almunia, sei immer der Gleiche: Google nutze seine dominante Position, um Wettbewerber aus immer mehr Märkten zu drängen. Auch in dem aktuellen Missbrauchsverfahren, das Almunia nach eher harmlosen Zusagen des amerikanischen Internetriesen beenden will, müssten die Auflagen möglicherweise noch einmal verschärft werden.

Nicht nur der spanische Kommissar wacht angesichts des scheinbar unaufhaltenden Vormarschs großer amerikanischer Internetfirmen langsam auf. Man müsse dem „brutalen Informationskapitalismus die Stirn bieten“, schrieb Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel (SPD) im Mai in einem FAZ-Essay: „Nur die Europäische Union hat die Macht, die Politik zu verändern und die Spielregeln neu zu bestimmen.“

Jean-Claude Juncker, der am vergangenen Freitag auf einem turbulenten Brüsseler Gipfel für das Amt des EU-Kommissionspräsidenten nominiert wurde, sieht das genauso. Er will die digitale Wirtschaft in das Zentrum seiner Präsidentschaft stellen. Da kann er sogar auf die Unterstützung des Briten David Cameron hoffen, der zusammen mit dem ungarischen Premier Viktor Orbán gegen ihn gestimmt hat, aber für die Vollendung des EU-Binnenmarkts ist.

Zu Junckers Agenda dürfte gehören, dass Europa mit neuem Selbstbewusstsein gegen den Machtmissbrauch amerikanischer Internetriesen vorgeht. Noch wichtiger ist allerdings, dass die eigenen Hausaufgaben gemacht werden.

Juncker will den breiten Konsens unter Europas Politikern nutzen, um dem digitalen Markt in der EU ein solches Gewicht zu verschaffen, dass die europäischen Unternehmen auf Dauer gegen die amerikanischen und asiatischen Wettbewerber bestehen können. „Wir können in fünf Jahren ein zusätzliches Wachstum von 500 Milliarden Euro und mehrere Hunderttau-

send neue Arbeitsplätze in Europa schaffen“, sagt der Luxemburger.

Junckers engste Mitarbeiter sind nun dabei, in Brüssel eine neue Industriepolitik zu entwerfen. „Wir brauchen den Mut, die nationalen Silos bei der Regulierung der Telekommunikation, beim Urheberrecht, beim Datenschutz, der Vergabe der Funkfrequenzen und im Wettbewerbsrecht aufzubrechen“, gab Juncker in seinem Wahlkampfmanifest die Richtung vor.

EU-Diplomaten berichten, dass Juncker auf der Suche nach einem durchsetzungstarken Digitalkommissar ist, den er mit weitreichenden Kompetenzen ausstatten will. Doch werden ihn im Ernstfall die 28 nationalen Regierungschefs unterstützen, wenn die EU nationale Bastionen schleift? Und wird Juncker in der Lage sein, bei seinen 33.000 Beamten in der EU-Kommission eine konsistente Digitalstrategie durchzusetzen?

Die bisherigen Erfahrungen sind nicht gut. EU-Kommission und Politiker in Deutschland und anderen Mitgliedstaaten haben kaum etwas ausgelassen, um die europäische Internet-, Software- und Telekommunikationsbranche in die Bedeutungslosigkeit zu katapultieren. Vor 10 bis 15 Jahren noch gaben europäische Konzerne wie Siemens, Alcatel, Nokia oder die Deutsche Telekom die Trends und die Geschwindigkeit in vielen Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts vor, heute sind die meisten von ihnen weit abgeschlagen oder gar nicht mehr mit eigenen Produkten vertreten.

Die Situation der gesamten europäischen Informations- und Telekommunikationsbranche (ITK) sei heuerend, heißt es in einer internen Analyse der Telekom. Fast alle wichtigen Bereiche dieses Schlüsselmarktes würden inzwischen von amerikanischen und asiatischen Konzernen dominiert.

Im Internet sind es Google, Facebook oder Amazon. Zu ihnen gibt es in Europa kaum eine Alternative. In der Softwarebranche bestimmen US-Riesen wie Microsoft, Oracle oder IBM den Markt. Die Handybranche wird vom koreanischen Elektronikriesen Samsung und dem Computerbauer Apple beherrscht. Und selbst in der klassischen Telekommunikationsindustrie können europäische Unternehmen nicht mehr punkten. Hinter

der japanischen NTT und den US-Firmen AT&T und Verizon landet die spanische Telefónica als bestes europäisches Unternehmen auf Platz vier der Welttrangliste.

Die Gründe für den rasanten Abstieg liegen nach Ansicht von Telekom-Chef Timotheus Höttges und vielen seiner europäischen Kollegen in einer völlig falschen und überzogenen Regulierungs- und Wettbewerbspolitik der EU. Statt wie die Amerikaner „Stärken zu stärken“ und wichtigen Unternehmen mit vernünftigen Rahmenbedingungen zu helfen, sei in Europa das genaue Gegenteil passiert.

Jahrelang haben die Kommission und die Mitgliedstaaten große Telekommunikations- und Mobilfunkunternehmen in Europa mit immer neuen Auflagen und Verordnungen überzogen. So wurden Roaming-, Internet- und Telefonpreise per Verordnung dramatisch reduziert. Gleichzeitig mussten die Unternehmen in ausgeklügelten Auktionen viele Milliarden Euro für Mobilfunklizenzen bezahlen und ihre Netze kleinen Firmen zu Selbstkosten zur Verfügung stellen.

Das sollte den Wettbewerb ankurbeln und die Preise für die Verbraucher senken. Nur die notwendigen Investitionen in die

Infrastruktur blieben weitgehend aus.

Und das rächt sich nun bitter. Schnelle Netze, die Grundlage für die verordnete Aufholjagd wären, sind in Europa eher Mangelware. Um ein halbwegs flächendeckendes Hochgeschwindigkeitsnetz aus schnellen Mobilfunkverbindungen und Glasfaser aufzubauen, so hat die EU ausgerechnet, müssten rund 270 Milliarden Euro investiert werden.

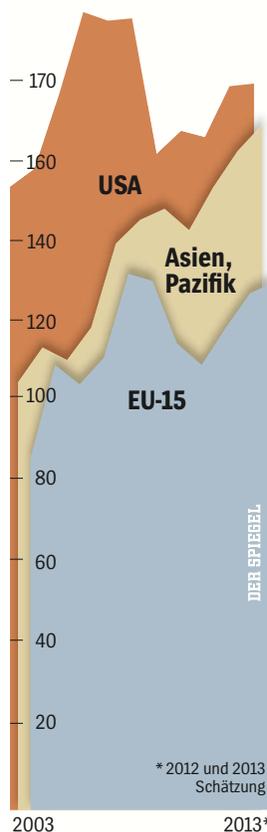
Außerdem fehlen einheitliche Regeln und Vorschriften. Um ein Netz von Slowenien bis Portugal zusammenzuschalten, sagt Höttges, müssten sich Unternehmen wie die Telekom monatelang „mit fünf bis sechs unterschiedlichen Regulierern, technischen Vorschriften und Datenschutzbestimmungen auseinandersetzen“. Das sei ein schwieriger Prozess, der dringend vereinfacht werden müsse, klagt der Manager.

Immer wieder hat die Branche diese Probleme in Brüssel vorgebracht, doch lange Zeit ohne Erfolg. Auch die Tatsache, dass der

Im Rückstand

Investitionen für Telekommunikations-Infrastruktur pro Kopf, in Euro

Quelle: OECD



europäische Markt mit rund 200 Anbietern inzwischen viel zu stark zersplittert ist, beeindruckte die Kommission bislang wenig. Sie blieb bei ihrer restriktiven Wettbewerbspolitik. Fusionen und Zusammenschlüsse europäischer Telekommunikationsunternehmen wurden in der Vergangenheit entweder untersagt oder mit harten Auflagen versehen.

Die Folge: Viele der einstigen europäischen Börsenstars sind nicht mehr wettbewerbsfähig und müssen aufpassen, nicht von Rivalen aus Übersee geschluckt zu werden. So scheiterte der mexikanische Milliardär Carlos Slim im vergangenen Jahr nur knapp mit dem Versuch, die niederländische KPN zu übernehmen.

Auf dem umkämpften Mobilfunkmarkt in Deutschland haben sich E-Plus und die Mobilfunke von O₂ in den vergangenen Jahren einen harten Preiskampf mit der Telekom und Vodafone geliefert. Doch die sinkenden Margen und die hohen Kosten für schnelle LTE-Funknetze können sie allein kaum noch tragen.

Nun wollen E-Plus und die Telefónica-Tochter O₂ zusammengehen, und die Chancen stehen gut, dass die EU-Wettbewerbsbehörde Anfang Juli den Deal genehmigt. Es wird noch über die Härte der Auflagen gestritten. Die Wettbewerbshüter wollen erreichen, dass ein neuer Konkurrent die Frequenzen nutzen kann.

„Wir brauchen weiter funktionierenden Wettbewerb gerade auch in Deutschland, weil der Markt immer noch national geprägt ist“, sagt Bundeskartellamtschef Andreas Mundt. Er fürchtet sonst Verhältnisse wie in Österreich, wo nach einer ähnlichen Fusion die Mobilfunkpreise um über zehn Prozent gestiegen seien.

Juncker will mit einer paneuropäischen Digitalstrategie diese nationalen Vorbehalte ausräumen. Ausgerechnet bei digitalen Produkten und Dienstleistungen

sei der Binnenmarkt in Europa nicht fertig, sagte er im April bei einer Rede in Finnland. „Haben Sie jemals versucht, einen Song auf Ihrem iPhone in einem anderen EU-Land herunterzuladen oder ein Fußballspiel auf Ihrem Tablet im Ausland zu verfolgen?“, fragte er seine Zuhörer.

Der neue Digitalkommissar, so lautet Junckers Arbeitsauftrag an mögliche Kandidaten wie den finnischen Ministerpräsidenten Jyrki Katainen, soll in der Telekommunikation transnationale Märkte definieren und durchsetzen. Es reiche eben nicht, nur die Roaming-Gebühren in Europa zu senken, meint ein EU-Diplomat.

Offen plädiert Juncker für eine neue europäische Wettbewerbspolitik. „Wenn Unternehmen ihre Netzwerke und Dienstleistungen europaweit anbieten, sollten wir auch das EU-Wettbewerbsrecht in einem kontinentalen Geist anwenden“, sagt er. Bei ihm als Kommissionspräsident, so Junckers Botschaft, werden auch Großfusionen im Telekom-Sektor möglich sein. Als Vorbild der neuen Industriepolitik dienen die USA, wo fünf große Anbieter sich einen harten Wettbewerb liefern.

Um die radikalen Veränderungen durchzusetzen, will die EU-Kommission künftig auch bei der Vergabe von Frequenzen mitreden, die bisher national vergeben werden. Diese sind heiß begehrt, weil sich darüber leichter große Datenpakete verschicken lassen. Ein wie auch immer definiertes europaweites Frequenzband, so die Pläne aus Brüssel, könnte die Digitalisierung Europas deutlich voranbringen.

Wie heikel das ist, zeigt sich in Deutschland. Dort will die Bundesnetzagentur bisher vom Rundfunk genutzte Frequenzen versteigern. Doch hier haben selbst die Bundesländer und der Bund Probleme, sich darauf zu einigen, wer wie viel von

den erwarteten Milliardeneinnahmen aus der Versteigerung bekommen wird.

Auch bei der notwendigen Europäisierung des Rechtsrahmens für Internetgeschäfte muss Juncker mit Gegenwind aus den Nationalstaaten rechnen. Zurzeit gibt es beispielsweise noch 28 nationale Urheberrechte und deshalb 28 unterschiedliche Märkte, auf denen digitale Inhalte angeboten werden. Das ist eigentlich ein Widerspruch in sich, weil gleichzeitig die Inhalte durch das Internet per Knopfdruck weltweit verfügbar sind.

Gleichzeitig gibt es aber „noch immer keine einheitliche Gewährleistungspflicht“, sagt der Europaabgeordnete Andreas Schwab von der CDU – ein weiteres gravierendes Hemmnis für den Binnenmarkt. Wer im Internet Waren aus anderen EU-Staaten beziehen oder diese verkaufen will, müsse mit ganz unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen zurechtkommen. Auch hier seien sich im Prinzip alle einig gewesen, in einer Verbraucherrichtlinie gemeinsame hohe Standards für ganz Europa zu definieren. Und wieder sei es letztlich am Kleingedruckten und an nationalen Egoismen gescheitert.

So haben amerikanische Internetanbieter stets ein leichtes Spiel. Sie können in den USA auf Antrieb 310 Millionen Konsumenten bedienen und werden so schnell groß genug, um Land für Land den heterogenen europäischen Kosmos zu erobern, während europäische Anbieter in ihren nationalen Märkten stecken bleiben. Oftmals spielen die US-Firmen auch noch virtuos die nationalen Behörden gegeneinander aus, um wenig Datenschutz offerieren zu müssen oder möglichst wenig Steuern zu zahlen.

Das soll nun Juncker mit seiner digitalen Agenda ändern. Das ist auch im Interesse von Sigmar Gabriel. Allerdings will sich die Berliner Regierung nicht allein auf Brüssel verlassen. Vom Bundeskartellamt hat Gabriel eine Analyse erhalten, wie Googles Macht ohne eine Regulierung des Suchalgorithmus notfalls durch nationale Gesetze begrenzt werden kann.

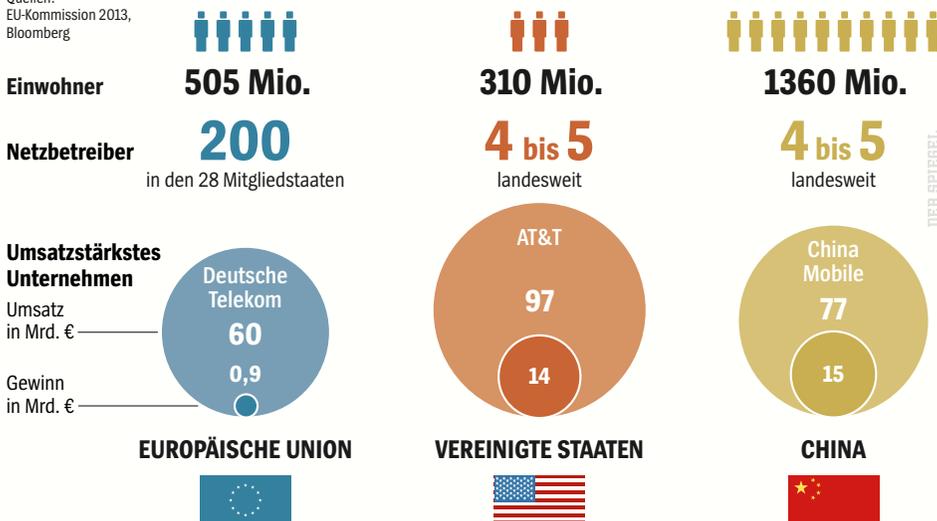
In dem 30-seitigen Papier steht beispielsweise, dass Google künftig in Deutschland, ähnlich wie die Deutsche Telekom oder ein Stromlieferant, als ein Infrastrukturanbieter behandelt werden kann. Dann könnte eine Behörde verfügen, wie Wettbewerber behandelt werden müssen. Auch die Voraussetzungen, um auf der ersten Seite neben Google-eigenen Angeboten zu erscheinen, könnten vorgegeben werden.

„Wir sind nicht wehrlos“, sagt Bundeskartellamtspräsident Mundt. Strengere nationale Regeln seien möglich. Aber viel besser wäre es, wenn es eine starke europäische Antwort gäbe.

Frank Dohmen, Christoph Pauly

Europas enge Grenzen Große Telekommunikationsmärkte im Vergleich

Quellen:
EU-Kommission 2013,
Bloomberg



Verschleierte Lieferanten

Textilien Bei maroden Subunternehmen wird Kleidung für Hersteller wie Puma gefertigt. Diese Praxis ist in der Branche weit verbreitet.

Marta Garcia ist Büglerin in einer Fabrik in San Salvador. Sie plättet T-Shirts für den Sportartikelhersteller Puma aus Herzogenaurach, 400 Stück am Tag. Wenn die Quoten nicht erfüllt werden, fangen die Vorarbeiter an zu schreien und drohen mit Entlassungen.

Vor einigen Wochen verbrannte sich Marta Garcia an einem offenen Kabel den Arm. „Als ich mit der Wunde zur Vorarbeiterin ging, hieß es nur: weiterarbeiten.“

Mehrfach schon waren Inspektoren des Arbeitsministeriums in der 30 Jahre alten Fabrik Industrias Florenzi. Mal war das Trinkwasser verdreckt, mitunter schossen Stichflammen aus porösen Kabeln wie erst vor wenigen Tagen. Als im Frühjahr die Puma-Aufträge kamen, erhöhte sich der Druck: „Im Moment dürfen wir häufig nicht mal zur Toilette gehen“, berichtet eine Kollegin von Garcia.

Die Fabrik Florenzi, so ein Puma-Sprecher, sei von den Herzogenaurachern als Zulieferer nicht autorisiert worden. Florenzi bekam die Aufträge auch nicht direkt von Puma. Ein offizieller Puma-Zulieferer in El Salvador hatte die Order einfach weitergereicht. „Auf diese Weise entsteht ein Zwei-Klassen-Produktionssystem“, sagt Maik Pflaum von der Christlichen Initiative Romero, einem der Träger der „Kampagne für Saubere Kleidung“. Vorzeigbare A-Zulieferer griffen auf prekäre Sublieferanten zu, die noch billiger seien und eine günstige Gesamtkalkulation ermöglichen.

Diese fragwürdige Arbeitsteilung ist in der Branche weit verbreitet. Oft gehen Aufträge durch die Hände von Agenten und enden in Fabriken, die das auftraggebende Unternehmen nicht kennt. Die deutsche Billigkette Takko musste 2012 einräumen, dass Teile ihrer Jacken in chinesischen Gefängnissen gefertigt worden waren. Bei Karstadt etwa, erklärte deren Nachhaltigkeitsbeauftragte vor einiger Zeit, kennt man viele der rund 25 000 Lieferanten gar nicht. Hersteller wie Adidas und Puma, die in Nachhaltigkeits-Rankings vorn liegen, veröffentlichen immerhin eine Liste ihrer Lieferanten. Produziert wird dennoch teilweise woanders: Adidas etwa ließ in Indonesien Schuhe bei einer



Produktion für Puma in El Salvador: Stichflammen aus porösen Kabeln

fragwürdigen Tochterfirma eines lizenzierten WM-Zulieferers fertigen.

Vergangene Woche erwischte es die unter Teenagern beliebte irische Billigkette Primark: Britische Kundinnen hatten in ihrer Primark-Ware eingnähte Zettel mit Hilferufen chinesischer Arbeiter gefunden, die angeblich „bis zur Erschöpfung“ hatten schufteln müssen. Primark zweifelt die Echtheit der Zettel an und spricht von „Fälschungen“. Teils sei die Ware aus dem Jahr 2009, hieß es. Auf Gefängnisarbeit habe man keinen Hinweis.

Die Wege der Ausbeutung jedoch sind verschlungen. Auch Primark arbeitet mit Agenten, die nur erfolgreich sein können, wenn sie Dumpingpreise erzwingen. Zwar geben die Iren vor, sich um das Thema existenzsichernde Löhne zu kümmern, doch angesichts ihrer Kampfpreise sind Zweifel angebracht. Nicht mal 25 Cent pro T-Shirt würde es Primark kosten, um auf halbwegs menschenwürdige Löhne zu kommen, errechnete die Kampagne für Saubere Kleidung.

Zum weltweiten Heer der Billiglöhner gehören auch die Schneiderinnen in San Salvador. 202,80 US-Dollar beträgt der gesetzliche Mindestlohn in der Branche, weniger als in China – und deutlich unter dem erweiterten Grundwarenkorb von 763 Dollar, den die Regierung El Salvadors 2009 veröffentlichte. In den vergangenen Monaten kamen viele Arbeiterinnen allerdings nicht mal auf den mageren Mindestlohn. Manche wurden beim Arzt abgewiesen, weil der Fabrikbesitzer keine Sozialversicherungsbeiträge gezahlt haben soll.

Die Frage von Unternehmensverantwortung hat bei vielen Firmen hektische Be-

triebsamkeit ausgelöst. Zahllose Initiativen geben vor, das Problem des prekären Ursprungs der Ware lösen zu wollen. Sie tragen Namen wie „H&M Conscious“ oder „wortundtat“. Unter dem Label „Puma.Peace“ versuchen die Herzogenauracher mit den Mitteln des Videoclips auf eine bessere, friedlichere Welt hinzuwirken. Die wenigen aussagekräftigen Zertifikate wie etwa das der Fair Wear Foundation allerdings sind von der Branche weitgehend ignoriert worden.

„Die meisten dieser Kampagnen“, so Aktivist Maik Pflaum, „sind Kosmetik, um strengere Gesetze zur Unternehmenshaftung zu verhindern.“ Darin allerdings war die Branche bisher erfolgreich: Bis heute setzt die Bundesregierung auf die Selbstverpflichtung der Firmen. Offenlegungspflicht zu Umwelt- und Sozialstandards lehnte sie bisher ab. Ein vom Entwicklungsministerium geplantes Textilsiegel lässt auf sich warten.

Die Gerichte bewerten manche Versprechen der Industrie inzwischen als Verbrauchertäuschung. Lidl etwa darf nicht mehr mit „fairen Arbeitsbedingungen“ werben. Dem französischen Einzelhändler Auchan, der höchst ethisch auftrat, aber im kollabierten Rana-Plaza-Komplex in Dhaka fertigen ließ, könnte Ähnliches drohen.

Und Puma? Verspricht zwar, mit seinen Nachhaltigkeitskampagnen die Welt zu verbessern – aber nicht den maroden Subzulieferer in El Salvador. Nach der Anfrage des SPIEGEL beendete der Konzern die Zusammenarbeit mit der Fabrik Florenzi.

Nils Klawitter

Der Deal ihres Lebens

Unternehmer Gregor Hochmuth und die Heilemann-Brüder sind mithilfe des Internets so reich geworden, dass sie nie wieder arbeiten müssen. Und jetzt?

Als Gregor Hochmuth neun Jahre alt war, Anfang der Neunzigerjahre, lernte er Programmieren. Seine Freunde hockten in ihrer Freizeit vorm Computerbildschirm und spielten Videospiele. Wenn sie aus den virtuellen Welten wieder auftauchten, hatten sie vielleicht Spaß gehabt, aber nichts gelernt, nichts geschaffen – so empfand es Hochmuth. Ihn langweilte das.

Hochmuth, der damals mit seinen Eltern am Strausberger Platz im Osten Berlins wohnte, setzte sich im Jugendtreff des Viertels vor einen Rechner, an dem ihm eine pensionierte Lehrerin die Programmiersprache QBasic beibrachte. Er wurde so gut, dass er später Wettbewerbe gewann und die Informatikstunden in der Schule nur noch zum Zeitvertreib besuchte.

Als die Brüder Fabian und Ferry Heilemann 18 und 14 Jahre alt waren, gründeten sie ihr erstes Unternehmen. Im Südfrankreich-Urlaub hatten sie ein längliches, frittiertes Gebäck entdeckt, das am Strand verkauft wurde und das sie von zu Hause nicht kannten – eine Marktlücke.

Die Brüder steckten ihr Konfirmationsgeld in eine Backausrüstung, schafften einen Verkaufsstand an und vertrieben das Gebäck fortan auf Stadtfesten in Norddeutschland. Ihre Freizeit ging dafür drauf, aber die Firma machte so viel Gewinn, dass beide davon ihr Studium finanzieren konnten.

Mit Mitte zwanzig waren Gregor Hochmuth und die Heilemann-Brüder Millionäre; keine einfachen Millionäre, sondern so vermögend, dass sie nie wieder für Geld hätten arbeiten müssen.

Hochmuth, 29, der als Teenager mit seinen Eltern ins Silicon Valley ausgewandert war, hat die amerikanische Foto-App Instagram mitentwickelt. Als einer der ersten Mitarbeiter erhielt er Unternehmensanteile, die zu Facebook-Aktien wurden, als Mark Zuckerberg für Instagram eine Milliarde Dollar bot. Hochmuth darf keine Zahlen nennen, aber Schätzungen zufolge sind seine Papiere mindestens zehn Millionen Dollar wert.

Fabian und Ferry Heilemann, 31 und 27, gründeten in Berlin das Unternehmen Dailydeal, das Gutscheine übers Internet vertreibt. Zwei Jahre später verkauften sie es für 114 Millionen Dollar an Google. Nicht alles davon ging an die beiden, aber genug für ein Leben ohne finanzielle Sorgen.

Erfolg wird in der Technologiebranche anhand anderer Kriterien gemessen als in der Industrie oder im Handel. Start-ups stellen meist nichts her; sie machen oft jahrelang nicht mal Umsatz. Ein Start-up ist ein Versprechen für die Zukunft. Als erfolgreich gilt es dann, wenn Investoren oder Käufer das Versprechen glauben.

Den Köpfen hinter Instagram und Dailydeal ist das gelungen. Sie haben geschafft, wovon junge Gründer träumen: den großen „exit“. Den einen Deal, der sie reich und berühmt macht in der Szene.



Gründer Heilemann

Auf den Höhepunkt folgte die Leere

Zwei Jahre sind seit der Übernahme Instagrams durch Facebook vergangen, im Falle von Dailydeal sind es drei Jahre, seit Google das Unternehmen schluckte.

Für Hochmuth war der Verkauf ein Glücksfall, weil er ihm die Möglichkeit gegeben hat, ohne finanziellen Druck seinen eigenen Ideen nachzugehen. Die Heilemanns hat der Einstieg Googles in eine Krise gestürzt, weil ihnen das die Freiheit nahm, ihre Firma selbst zu lenken.

An einem heißen Spätnachmittag Mitte Mai betritt Ferry Heilemann, der jüngere der beiden Brüder, eine Büroetage in München-Schwabing. Das Gründerzentrum der LMU München hat ihn eingeladen, die Geschichte seiner Firma zu erzählen. Heilemann hat das Gesicht und die Stimme eines Jungen, er trägt ein weißes Hemd, ein blaues Sakko und braune Wildleder-Loafer. „Ich habe einige ‚slides‘ dabei“, sagt er und startet die Präsentation auf seinem Laptop. Im Publikum sitzt ein Dutzend Männer Mitte zwanzig, die meisten selbst Start-up-Gründer, die seinen Vortrag mit ihren Smartphones fotografieren.

Die Geschichte, die Heilemann ihnen erzählt, spielt in einer Zeit, in der ein Teil

der Internetbranche dem Wilden Westen gleich. Ende 2009 galten Gutscheineportale als das nächste große Ding. Angespornt vom riesigen Wachstum des US-Vorbilds Groupon, gründeten sich überall Klone mit dem gleichen Geschäftsmodell: Kunden übers Internet Gutscheine zu verkaufen, mit denen sie in einem Restaurant oder Nagelstudio ein Drittel, manchmal 70 Prozent Rabatt bekommen. Allein in Deutschland hatte Dailydeal zwischenzeitlich rund ein Dutzend Rivalen. „Der Wettbewerb war so extrem, dass einige Konkurrenten Restaurants mit Geldkoffern betreten, um die Gastronomen für sich zu gewinnen“, behauptet Heilemann. Seine linke Hand steckt in der Hosentasche. Er tänzelt von einem Bein aufs andere wie ein junges Pferd, das zu wenig Auslauf bekommt.

Im Publikum meldet sich ein Mann mit dunklem Anzug und Einstecktuch, der Chef des Gründerzentrums: „Es war die richtige Geschäftsidee zur richtigen Zeit. Ihr hattet großes Glück. So etwas habe ich seitdem nie wiedergesehen.“

Die Plattform, sagt Heilemann, hätte jeder mit ein bisschen Ahnung bauen können. „Entscheidend war die ‚execution‘.“ Die Umsetzung der Idee – mehr Deals zu schließen, mehr Kapital aufzusaugen als die Konkurrenz, um die teure Akquise von Kleinunternehmern zu finanzieren. Hundert Stunden pro Woche verbrachten die Brüder in dieser Zeit im Büro, teilten ein Bett, lebten von ihren Ersparnissen.

Auf seiner Präsentation lässt Heilemann ein Foto erscheinen, das seinen Bruder und ihn mit Google-Gründer Larry Page zeigt. Fabian trägt ein T-Shirt, auf dem die beiden Firmennamen gedruckt sind: Dailydeal + Google, umrahmt von einem Herzen.

„Der ‚exit‘ war der absolute ‚peak‘ in Bezug auf alles“, sagt Ferry Heilemann. Drei Monate lang war die Welt der Brüder rosarot. Beide kauften sich einen Porsche, Fabian machte einen Pilotenschein, sie flogen zum Kitesurfen auf die Karibikinsel des Virgin-Gründers Richard Branson.

Dann begriffen sie: Sie, die seit Teenagertagen ihr eigenes Unternehmen geführt hatten, waren jetzt nur noch „General Directors“ und mussten jedes Quartal an einen Google-Manager berichten. „Es fühlte sich an, als würde man von der Autobahn plötzlich in eine Tempo-30-Zone fahren“, sagt Heilemann. In dieser Zeit sei er sehr unzufrieden, fast schwermütig gewesen, erzählt er. Auf den Höhepunkt folgte die Leere.

Die Heilemanns sind keine Nerds; ihre Firma war die Kopie einer fremden Idee. Zum Erfolg geführt hat sie ihr Wille und ihr Fleiß, die Fähigkeit zur „execution“. Wahrscheinlich hätten sie es auch in einer anderen Branche zu passablen Unternehmern gebracht.

Gregor Hochmuth, dem anderen deutschen Helden der Start-up-Szene, fehlt diese Gründer-DNA. Ihn treibt etwas anderes an: die Furcht, sich zu langweilen.

Hochmuth ist vieles in seinem Leben leichtgefallen: In Berlin besuchte er das Französische Gymnasium, weil die Schule in der Nachbarschaft ihn nicht auslastete. Als er 13 Jahre alt war, zog er mit seinen Eltern nach Kalifornien. Seine Mutter, eine Filmwissenschaftlerin, hatte dort eine Gastprofessur angenommen. Obwohl er anfangs kein Englisch sprach, übersprang er in der Highschool ein Schuljahr.

Nie hat es Hochmuth länger als zweieinhalb Jahre bei einem Arbeitgeber ausgehalten: nicht bei einer Wagniskapitalfirma, in der er nach dem Informatikstudium in Stanford anfing, nicht bei Google und auch nicht bei Instagram. Im Februar ist er gegangen, weil er das Gefühl hatte, dort nicht mehr genug zu lernen, wie er sagt. Jener Teil seines Aktienpakets, der ihm erst in einigen Jahren zugestanden hätte, ist ihm dadurch entgangen.

Auch Instagram traf den Zeitgeist. Als Kevin Systrom, ein Kommilitone von Hochmuth, das Bilder-Netzwerk 2010 gründete, kommunizierten die Menschen pausenlos über ihr Smartphone. Junge Nutzer liebten es, Fotos miteinander zu teilen, aber Facebook erschien ihnen dafür zu kompliziert.

Hochmuth stieß als siebter Mitarbeiter zu dem Start-up, um die App für verschiedene Betriebssysteme mitzuentwickeln. Er überlegte: Wie müsste sie gestaltet sein, damit sie den Nutzern unentbehrlich wird? Damit die User sie aufrufen, wie sie auf ihre Armbanduhr schauen. Dann schrieben seine Kollegen und er den Code.

Investoren wie der PayPal-Gründer Peter Thiel werfen deutschen Start-up-Unternehmern gern vor, dass sie kurzsichtig und ideenlos seien, während sich im Silicon Valley die visionärsten Köpfe der Welt versammelten. Tatsächlich hatten auch Hochmuth und seine Firma viel Glück. Auch im Silicon Valley können Start-ups mit guten Ideen scheitern; Hochmuth arbeitete erst sechs Monate für Instagram, als Facebook das Unternehmen übernahm.

Seit einigen Jahren lebt Hochmuth, feine Gesichtszüge, dunkle Augenbrauen, in San Franciscos Mission District, einem Viertel, das Prenzlauer Berg in Berlin ähnelt. Er schiebt sein gelbes Rennrad über den Gehweg, vorbei an Restaurants und Boutiquen. Hochmuth trägt schwarze Sneaker, eine Sweatshirt-Jacke und Jeans,



Instagram-Millionär Hochmuth: Die Furcht, sich zu langweilen

deren rechtes Hosenbein er hochgekrempelet hat, wie es Radfahrer tun. Er ist höflich, ein zuvorkommender Gastgeber.

Eine knarrende Holzterrasse führt zu Hochmuths Zweizimmerwohnung im ersten Stock eines unscheinbaren Hauses. Drinnen: weiße Wände; ein rotes Sofa, ein quadratischer Couchtisch, „alles von Ikea“. Hochmuth sagt, er mache sich nichts aus Geld. Er kaufe sich Dinge, die ihm „wertvolle Erlebnisse“ bereiten: Bücher, Konzerttickets, sein Rennrad, „aber ich brauche kein Haus und kein Auto“.

Für Hochmuth ist sein Geld etwas Abstraktes, eine theoretische Option, angelegt in Aktien. Seine Lebensgewohnheiten hat es nicht tangiert. Die Vorstellung, sich ein schönes Leben zu machen, erschreckt ihn. „Arbeit ist für mich erfüllend“, sagt er, „davon geht mein kreativer Antrieb aus.“ Aber er will jetzt nicht mehr tun, was andere ihm vorschreiben.

Das hat Hochmuth mit den Heilemann-Brüdern gemeinsam: Alle drei können sich kaum vorstellen, für einen großen Konzern zu arbeiten. Sie fürchten, dass sie darin verschwinden würden wie ein Regentropfen in einer Pfütze. Sie wollen die Wirkung ihrer Arbeit sehen. Das macht sie zu

typischen Vertretern der Generation Y, der zwischen 1980 und 1995 Geborenen. Einer Generation, die von ihrem Job erwartet, dass er sie erfüllt, nicht nur ernährt.

Jeden Morgen, gegen acht Uhr, fährt Hochmuth in ein Gebäude aus rotbraunem Backstein nahe des Piers. Dort, in der Firma eines Freundes, hat er einen Schreibtisch mit einem 30-Zoll-Apple-Bildschirm. Um ihn herum sitzen junge Menschen stumm vor ihren Laptops, unter Hochmuths Schreibtisch stapeln sich Pappkartons. Für ein Kunstprojekt hat er im Netz eine Minidrohne bestellt. Fotografie ist seine Leidenschaft; wenn er fremde Städte bereist, streift er stundenlang mit seiner Kamera umher.

Wie ein Angestellter brütet Hochmuth acht Stunden täglich über seiner neuen Idee. Er will eine Art Unternehmensberatung gründen, die Firmen hilft, Schlüsse aus ihren Daten zu ziehen. „Ein Plattenlabel weiß zwar, welche seiner Künstler wie häufig auf Spotify abgespielt werden. Aber es kann aus dieser Information keine neuen Erkenntnisse ziehen“, sagt er. Hochmuth möchte mit der Firma nicht noch reicher werden, er will keine Branche zerstören, wie es sich viele Start-ups aus dem Silicon

Valley vornehmen. Das Unternehmen soll nicht mehr als 20 Mitarbeiter beschäftigen und ohne Fremdkapital auskommen.

Am wichtigsten aber sei ihm, sagt Hochmuth, eine „tolle Arbeitsumgebung“ zu erschaffen. Eine Firma, die ihre Mitarbeiter „langfristig inspiriert“. Das klingt ein wenig esoterisch und sehr amerikanisch. Hochmuth hat eine Ausbildung zum Coach absolviert, das hat seinen Blick auf die Arbeitswelt verändert. Um Mitarbeiter zufrieden zu machen, reiche es nicht aus, sie mit kostenlosem Essen zu versorgen, wie es Google und Facebook tun, findet er. Man müsse beispielsweise herausfinden, welche Aufgaben „Energie fressen“ und welche „Energie geben“.

Das Weitermachen stand auch für die Heilemanns nie außer Frage. Vor einem guten Jahr fanden sie die Antwort darauf, unter welchen Bedingungen: Sie kauften Google ihre alte Firma ab. Zu einem sehr niedrigen Preis, wie es in der Branche heißt. Möglicherweise hätte Google Dailydeal bald dichtgemacht. Das Unternehmen verbrannte nach wie vor viel Geld, und sein Geschäftsmodell passte nicht in die Google-Welt, die auf Software setzt, die ohne viele Mitarbeiter auskommt.

Seitdem haben die Heilemanns ihre Firma zurechtgestutzt und umgebaut. Knapp die Hälfte der ursprünglich 200 Mitarbeiter haben sie entlassen, den Außendienst abgeschafft, die Kosten auf allen Ebenen heruntergeschraubt. Bis Ende des Jahres will Dailydeal die Gewinnschwelle erreichen. Die Heilemanns haben außerdem drei neue Firmen um ihre Holding gruppiert, darunter eine Agentur, die Unternehmen in Fragen des Controllings berät, und ein Start-up, das Restaurants Kassensysteme verkauft. „Wir haben bewiesen, dass wir uns als dauerhafte Unternehmer verstehen“, sagt Ferry Heilemann und klingt dabei wie ein trotziges Kind.

Manchmal wolle er an heißen Tagen lieber ins Freibad fahren als ins Büro, sagt Heilemann. „Aber man muss abwägen zwischen ‚instant gratification‘ – ich bekomme jetzt sofort etwas Gutes – und seinen langfristigen Zielen. Man braucht immer Ziele, sonst muss man morgens gar nicht erst aufstehen.“ Der Hunger nach Erfolg treibt Heilemann an, er kann ihn nicht ausschalten. Vor einiger Zeit lief er einen Halbmarathon. Er hatte sich vorgenommen, die Strecke in weniger als einer Stunde und 45 Minuten zu schaffen. Nach 1:44:37 überquerte er die Ziellinie.

Gregor Hochmuth will an seiner zukünftigen Firma länger festhalten als an Instagram – aber nicht ewig. Die Idee, ein Unternehmen als Lebenswerk zu begreifen, ist ihm fremd. Bevor er loslegt, will er aber erst einmal nach New York umziehen. In San Francisco ist es ihm zu langweilig geworden.

Ann-Kathrin Nezik

Doppelter Bypass

Eurokrise Lässt sich Wachstum ankurbeln, ohne den Stabilitätspakt auszuhebeln? Ja, sagt das DIW – und legt ein Konzept dafür vor.



Autoproduktion in Italien: „Größter Schwachpunkt sind fehlende private Investitionen“

In der Ökonomen-Zunft gilt Marcel Fratzscher, der Chef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin, als einer der kreativsten Köpfe. Kaum ein Volkswirt im deutschsprachigen Raum veröffentlicht so viel wie er, und auch Politiker suchen häufig seinen Rat. Für Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel, in Personalunion Vizeminister und SPD-Vorsitzender, leitet der 43-jährige Ökonom demnächst eine Arbeitsgruppe, die sich Gedanken machen soll, wie die Investitionen in Deutschland gesteigert werden können.

Was Fratzscher und seine Mitarbeiter in dieser Woche veröffentlichen werden, dürfte deshalb wieder Aufsehen erregen, im Kollegenkreis genauso wie im politischen Berlin. Das DIW legt eine Expertise vor, wie in Europa dringend benötigte Investitionen mobilisiert werden können – leerer Staatskassen und den Fesseln des europäischen Stabilitätspakts zum Trotz.

„Wir brauchen einen Impuls, um das Wachstum in den Krisenländern anzustoßen und eine neuerliche Rezession in der Eurozone zu vermeiden“, sagt Fratzscher.

FOTO: TIPSIMAGES / VARIO IMAGES

Den Vorstoß Frankreichs und Italiens für mehr Wachstum hält er für grundsätzlich richtig, doch dürften deswegen keinesfalls die Schuldenregeln gelockert werden.

Der DIW-Vorschlag folgt der alten Ökonomen-Erkenntnis, dass die Investitionen von heute das Wachstum von morgen sind. Was aktuell nicht für den Kauf neuer Maschinen oder Anlagen ausgegeben wird, kann sich in Zukunft nicht auszahlen. Seit Ausbruch der Finanzkrise sind die Bruttoanlageinvestitionen in der EU um 14 Prozent gesunken, im Euroraum sogar um 15 Prozent, stellen die DIW-Forscher fest.

Wer das ändern will, darf nach Einschätzung des Instituts jedoch nicht einfach die staatlichen Ausgaben nach oben fahren, wie es derzeit einige südeuropäische Regierungen fordern. „Einer der größten Schwachpunkte Europas sind fehlende private Investitionen“, sagt Fratzscher. „Diese Lücke müssen wir durch eine europäische Investitionsagenda schließen.“

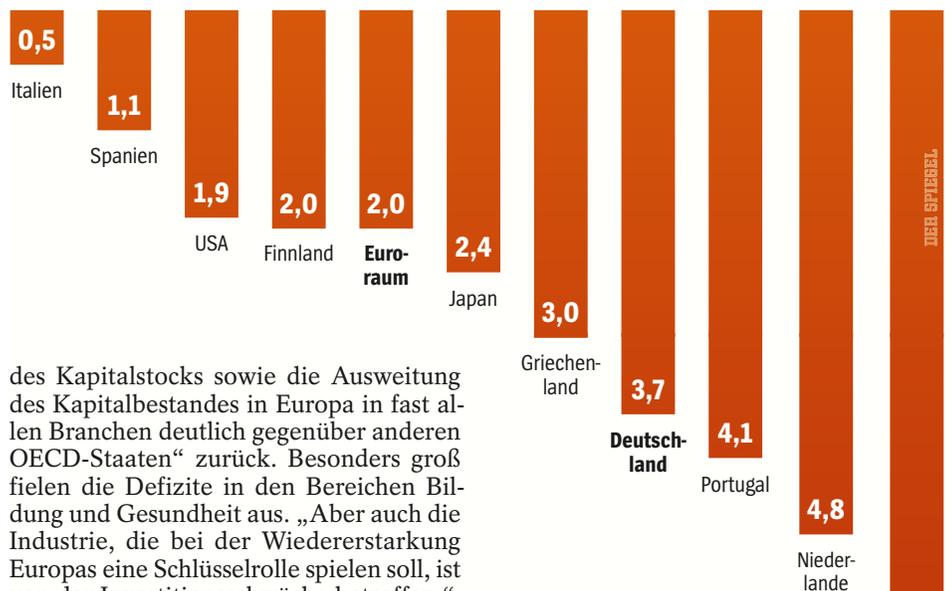
Es geht um beträchtliche Größenordnungen, wie die Berliner Forscher errechnet haben. In einem komplexen Verfahren ermittelten sie zunächst, wie viel die einzelnen Länder für neue Maschinen, Fabriken, aber auch Autobahnen und Brücken hätten aufwenden müssen, um angemessenes Wachstum zu erzielen. Dem stellten sie gegenüber, was tatsächlich an Investitionen floss. Die Differenz ergibt die Investitionslücke.

Auch in Deutschland wird viel zu wenig Geld investiert. Die Lücke, so hatten die DIW-Experten bereits im vergangenen Jahr herausgefunden, beträgt rund drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Mit anderen Worten: Rund 80 Milliarden Euro müssten deutsche Unternehmen, aber auch der Staat, jedes Jahr zusätzlich für neue Fabriken, Anlagen oder Verkehrswege ausgeben, um die Wachstumschancen zu verbessern.

In seiner aktuellen Arbeit nimmt das DIW die gesamte Eurozone in den Blick. Das Ergebnis: Auch andere Länder vernachlässigen Produktionskapital und Infrastruktur. Am größten fällt die Investitionslücke in Irland aus, gefolgt von den Niederlanden. Deutschlands Lücke liegt zwischen 2010 und 2012 durchschnittlich bei 3,7 Prozent des BIP.

Am besten schneiden Belgien und Frankreich ab. Auffällig ist, dass nicht nur Krisenländer betroffen sind, vielmehr hat sich Investitionszurückhaltung in der gesamten Eurozone festgesetzt. Die Lücke im gemeinsamen Währungsraum beträgt rund zwei Prozent des BIP, in absoluten Zahlen eine Größenordnung von rund 200 Milliarden Euro.

Die Wurzeln der Investitionsschwäche reichen weit zurück. Schon vor Ausbruch der Finanzkrise, so schreiben die DIW-Forscher in ihrer Studie, blieb „die Modernität



des Kapitalstocks sowie die Ausweitung des Kapitalbestandes in Europa in fast allen Branchen deutlich gegenüber anderen OECD-Staaten“ zurück. Besonders groß fielen die Defizite in den Bereichen Bildung und Gesundheit aus. „Aber auch die Industrie, die bei der Wiedererstarkung Europas eine Schlüsselrolle spielen soll, ist von der Investitionsschwäche betroffen.“

Schuld daran ist laut DIW die anhaltende Unsicherheit über die wirtschaftliche Entwicklung. Viele Banken verweigern ihren Kunden Kredite, weil sie fürchten, ihr Geld nicht wiederzubekommen. Und angesichts leerer Staatskassen und der Vorgaben des Stabilitätspakts können auch die nationalen Regierungen nicht in die Bresche springen.

Stattdessen soll Europa helfen, empfiehlt das Institut. Im Grunde läuft das DIW-Konzept darauf hinaus, einen doppelten Bypass zu legen: Es umgeht klamme Staatskassen und den maroden Bankensektor.

Um den Investitionsnotstand zu beheben, schlagen die Forscher einen milliardenschweren europäischen Investitionsfonds vor. Zeitlich befristet, etwa für fünf Jahre, soll er kreditungrigen Unternehmen Geld zur Verfügung stellen.

Besonders hoch sind die Hürden für Bankdarlehen in Spanien oder Griechenland; dennoch will das DIW die Mittel nicht nur dort konzentrieren. „Der Fonds sollte weder mit regionalen noch mit zu engen sektoralen Vorgaben arbeiten“, heißt es in der Expertise. Entscheidend sei es, produktive private Investitionen anzustoßen, „egal in welchem EU-Land“.

Fratzscher und seinen Kollegen schwebt ein Volumen im dreistelligen Milliardenbereich vor. Verwaltet werden sollten die Mittel vom Europäischen Investitionsfonds (EIF), der bei der Europäischen Investitionsbank angesiedelt ist. Derzeit beschränkt sich der EIF noch darauf, Risikokapital an Finanzinstitutionen zu verleihen, die bei kleinen und mittleren Unternehmen engagiert sind. Das neue Konstrukt kann nach Vorstellung der DIW-Fachleute auf der bestehenden Infrastruktur aufbauen.

Die nationalen Förderbanken sollen die Kredite an die Kunden bringen, in Deutschland etwa die staatseigene KfW. Wo es solche Einrichtungen nicht gibt, dürften regionale private oder staatliche Banken einspringen. Sie agieren dann als eine Art Durchlauferhitzer.

Zu wenig investiert

Durchschnittliche Investitionslücken 2010 bis 2012, in Prozent des Bruttoinlandsprodukts

Quelle: DIW

Doch wie kommt der Fonds an das Geld, das er an die bedürftigen Unternehmen weiterreichen soll? Fratzscher und seine Mitstreiter schlagen vor, dass der Fonds sich verschulden darf, etwa indem er eigene Anleihen ausgibt. Diese sollen von den Mitgliedstaaten, die den Fonds tragen, mithilfe von Garantien verbürgt werden. So erhalte der Fonds beste Bonitätsnoten auf den Kapitalmärkten und könne sich dann billig Geld verschaffen. Den Zinsvorteil, so das Kalkül, gibt er an die Kreditnehmer weiter.

Auf ähnliche Weise funktioniert der Europäische Stabilitätsmechanismus (ESM), der Rettungsschirm für notleidende Staaten der Währungsunion. Fratzschers Idee kommt so etwas wie einem Rettungsschirm für die Realwirtschaft gleich.

Allerdings dürfte er wesentlich höhere Risiken und damit Ausfälle zu verkraften haben. Denn Unternehmen können schneller in Zahlungsschwierigkeiten geraten als Staaten. Dennoch glaubt Fratzscher nicht, dass der neue Fonds für die Beteiligten ein Verlustgeschäft wird. „Ich gehe davon aus, dass der Fonds am Ende seiner Laufzeit mit einer schwarzen Null abschließt“, sagt der DIW-Chef.

Das Berliner Institut rechnet nicht damit, dass der Fonds Schwierigkeiten haben würde, genügend Käufer für seine Anleihen zu finden. Der Euroraum als Ganzes spart jedes Jahr etwa 300 Milliarden Euro oder 2,5 Prozent der Wirtschaftsleistung. „Die finanziellen Ressourcen für einen deutlichen Anstieg privater Investitionen sind also vorhanden“, schreiben die DIW-Forscher. „Es geht darum, diese zu mobilisieren.“

Christian Reiermann

„Ein magisches Konzept“

Finanzmärkte Die neue europäische Bankenaufseherin Danièle Nouy über ihre zukünftige Aufgabe und die Risiken des aktuellen Stresstests

Nouy, 63, ist die erste Ratsvorsitzende im „Single Supervisory Mechanism“ (SSM) – der neuen, bei der Europäischen Zentralbank (EZB) angesiedelten Bankenaufsicht. Ab 4. November übernimmt sie damit die Kontrolle der Banken der Eurozone. Zuvor führt Nouy aber eine groß angelegte Bankenprüfung durch, um Altlasten in den Büchern zu beseitigen. Erfahrung für den Job bringt die Französin mit: 1974 trat die Juristin ihren ersten Aufsichtsposten bei der französischen Bankenaufsicht an. 2003 wurde sie dort Chefin.

SPIEGEL: Frau Nouy, Sie werden oft, wenig freundlich, als gestrenge Schuldirektorin beschrieben. Trifft Sie das?

Nouy: Ich weiß, meine Kinder sagen immer, ich sei langweilig, überorganisiert. Und, ja: Ich weiß sehr genau, was ich will und wie ich es bekomme.

SPIEGEL: Sie müssen innerhalb eines Jahres eine Tausend-Mann-Behörde aus dem Boden stampfen – und führen parallel schon einen gigantischen Stresstest durch. Ist das nicht ein Himmelfahrtskommando?

Nouy: Nicht im Geringsten, das werden wir zeigen. Es ging aber nur, weil wir unter dem Dach der EZB angesiedelt wurden, die uns mit Personal und Infrastruktur aushalf. So sind wir zwar wie ein Start-up-Unternehmen, das aber im Schutz eines sehr leistungsfähigen Brutkastens seine Arbeit begann. Im November, wenn wir offiziell die Aufsicht über die Banken des Euroraums übernehmen, sind wir startklar. Die Hälfte der Mannschaft ist bereits eingestellt.

SPIEGEL: Dennoch: Auch in der EZB gab es keinerlei Aufsichtserfahrung. Warum sollten Sie das besser machen als nationale Aufseher, die ihre Pappenheimer schließlich kennen?

Bankencheck

	Phase 1	Phase 2	Phase 3
Bei der sogenannten umfassenden Bewertung prüft die Europäische Zentralbank 124 Großbanken in Europa auf ihre Stabilität. Die Übung besteht aus drei Phasen.	bis Juni 2014 Tausende Aufseher und Wirtschaftsprüfer machen eine Bestandsaufnahme der Finanzindustrie: Pro Bank wird im Schnitt bei 1250 Kreditakten überprüft, ob Risiken und Sicherheiten richtig bewertet wurden. So soll auch länderübergreifend Vergleichbarkeit hergestellt werden.	bis Oktober 2014 Durchführung eines Stresstests mit einem Basis- und einem Worst-Case-Szenario. Unter anderem wird eine schwere Rezession simuliert, und die Folgen für die Banken werden ausgerechnet.	spätestens November Die EZB veröffentlicht die Ergebnisse ihrer Untersuchungen. Den Banken wird mitgeteilt, ob und wie viel zusätzliches Eigenkapital sie brauchen. Anschließend haben die Institute bis zu neun Monate Zeit, die Lücken zu füllen.

DER SPIEGEL

Nouy: Weil es jetzt innerhalb des SSM tausend zusätzliche Aufseher gibt. Außerdem profitieren wir weiter von der Kompetenz der nationalen Aufsichtsbehörden, wie zum Beispiel der BaFin, aber die Entscheidungen werden in Frankfurt getroffen. Und Distanz ist da hilfreich, denn es ist nicht immer einfach, mit dem Druck umzugehen, dem Aufseher vonseiten der Politik oder von sonst wo unterliegen können. Nicht zuletzt machen wir uns die besten Aufsichtsinstrumente und -techniken zunutze – das ist für mich ein magisches Konzept, bei dem wir auf den Erfahrungen aller Aufsichtsbehörden aufbauen und als starkes Team arbeiten.

SPIEGEL: Die Unterlagen sind oft in der Landessprache verfasst. Sind Sie nicht weiter davon abhängig, was Sie von nationalen Aufsehern erfahren – und was nicht?

Nouy: Bei Großbanken sind viele Dokumente auf Englisch gehalten. Bei kleineren Instituten kann die Sprache ein Thema sein. Aber nach meiner immerhin 40 Jahre langen Erfahrung sieht sich der normale Aufseher nicht als Diplomat, sondern sagt es gerade heraus, wenn er etwas Beunruhigendes entdeckt. Und künftig berichtet er das eben nicht mehr an seinen Chef zu Hause, sondern an einen Teamleiter in Frankfurt. Der muss aus einem anderen Land sein als die betroffene Bank, das haben wir beschlossen.

SPIEGEL: Sie müssen nicht nur mit 18 verschiedenen Bankgesetzen hantieren, sondern auch mit unendlich vielen nationalen Besonderheiten – wie etwa den deutschen Landesbanken. Sind deren Tage jetzt gezählt?

Nouy: Ich werde mich nicht zu bestimmten Bankensektoren äußern, dazu weiß ich noch zu wenig. Aber jede Bank muss indi-

viduell zeigen, ob ihre Strategie nachhaltig ist, ob sie mittelfristig profitabel sein kann.

SPIEGEL: Genau bei diesen Punkten muss man bei einigen Landesbanken ziemlich dicke Fragezeichen setzen.

Nouy: Bei privaten Großbanken gibt es genauso Fragezeichen. Wenn die Politik beispielsweise auf europäischer Ebene beschließt, dass Geldhäuser das Privatkundengeschäft vom Investmentbanking abtrennen müssen, hat das sicherlich Auswirkungen auf die Profitabilität von einigen Instituten.

SPIEGEL: Um zum Start der europäischen Bankenaufsicht im November klare Verhältnisse zu schaffen, ziehen Sie gerade einen Bilanzcheck bei den Banken durch, den es so noch nie gab. Die erste Phase ist schon weitgehend abgeschlossen. Beunruhigen Sie die Ergebnisse?

Nouy: Die Zahlen werden noch ausgewertet. Ich habe noch kein umfassendes Bild.

SPIEGEL: Viele Konzerne, darunter auch die Deutsche Bank, haben bereits in den vergangenen Monaten hohe Summen frisches Kapital an den Märkten aufgenommen. Sind damit die größten Löcher schon gestopft?

Nouy: Das wissen wir noch nicht. Der Stresstest wird hart sein, und erst danach können wir beurteilen, wie es aussieht. Aber wir sagen den Banken, sie sollen frühzeitig etwas tun. Wenn alle Ergebnisse im Herbst da sind, wird es eng werden auf dem Markt.

SPIEGEL: Das heißt, die Banken haben schon erste Ergebnisse?

Nouy: Nein, aber sie haben ja eine Ahnung, wie es ihnen geht. Und wenn sie nicht genau wissen, wie viel Kapital sie brauchen werden, sollten sie lieber mehr als weniger aufnehmen.

SPIEGEL: Wer zahlt am Ende die Rechnung, wenn Banken beim Test durchfallen und am Markt nicht das benötigte Kapital bekommen?

Nouy: Wenn Banken künftig Kapital brauchen, müssen zunächst Aktionäre und Gläubiger dafür aufkommen. Damit die Überprüfung der Banken aber glaubwürdig ist, haben die beteiligten Länder versprochen, gegebenenfalls staatliche Sicherungsmechanismen einzurichten. Für deren Nutzung ist jedoch ein hoher Preis zu zahlen.

SPIEGEL: Trotzdem haben dagegen unter anderem die Deutschen heftig protestiert, weil dann schließlich wieder Steuerzahler für schwache Banken einspringen müssen.



Nouy: Ich verstehe, dass Politiker auf eine strikte Umsetzung der neuen Abwicklungsrichtlinie drängen und Ausnahmen wie diese vermeiden wollen. Doch unsere umfassende Bewertung ist gewissermaßen die letzte Handlung in der alten Welt. Deshalb brauchen wir einen öffentlichen Sicherungsmechanismus, um den Märkten zu signalisieren, dass wir einen sehr ernsthaften und harten Test durchführen wollen und mit Kapitallücken rechnen, die möglicherweise nicht von privaten Investoren geschlossen werden. Der Erfolg amerikanischer Stresstests basierte darauf, dass es für solch einen Fall einen öffentlichen Sicherungsmechanismus gab. Bei früheren Tests in Europa war das nicht der Fall, was zu erheblichen Verwerfungen geführt hat.

SPIEGEL: Soll das Geld womöglich aus dem europäischen Rettungsfonds ESM kommen, der zur Unterstützung angeschlagener Staaten geschaffen wurde?

Nouy: Als letzter Ausweg wäre der ESM eine Möglichkeit. Aber wir werden uns auch nicht scheuen, Banken abwickeln zu lassen.

SPIEGEL: Viele Ökonomen halten derzeit eine längere Deflation, also eine Phase fallender Preise, oder einen Stopp russischer Gasimporte für die größten wirtschaftlichen Gefahren. Was für einen Sinn hat ein Stresstest, der diese Szenarien nicht berücksichtigt?

Nouy: Ich denke, dass der Test sehr viele Risiken berücksichtigt. Man kann nicht ständig neue Szenarien entwickeln, nur weil die Welt sich weiterdreht.

SPIEGEL: Sie wollten die französisch-belgische Bankengruppe Dexia zum Teil von dem Test ausnehmen. Warum?

Nouy: Ich persönlich wollte gar nichts. Da ich früher als Chefin der französischen Bankenaufsicht direkt für Dexia zuständig war, habe ich mich zu dem Thema im neuen Aufsichtsgremium enthalten. Aber es

geht um eine Bank, die sich in Abwicklung befindet. Sie hat also bereits die Höchststrafe erhalten, die für unseren Stresstest vorgesehen ist.

SPIEGEL: Nach unseren Informationen hat der EZB-Rat die Sonderbehandlung abgeschnitten.

Nouy: Sie werden am Ende sehen, welche Bank wie behandelt wurde.

SPIEGEL: Es gab andere Institute, die versucht haben, die EZB an der Nase herumzuführen. So haben spanische Banken im Dezember 2013 – kurz vor dem Stichtag, der für den Bilanztest gilt – Staatsanleihen im Wert von über 20 Milliarden Euro verkauft, nur um sie kurz darauf wieder zu erwerben. Was sind dann die Ergebnisse des Tests eigentlich wert?

Nouy: Es ist nicht so einfach, uns auszutricksen. Wenn wir Bedenken hatten, haben wir um Klarstellung gebeten.

SPIEGEL: Aber haben Sie das Verhalten auch sanktioniert?

Nouy: Wir haben die Antworten bekommen, die wir haben wollten. Mehr sage ich dazu nicht.

SPIEGEL: Wir erinnern uns alle an frühere Tests, wo etwa zyprische Banken mit Bravour bestanden und kurz darauf zusammenbrachen. Besteht nicht die Gefahr, dass Ihnen das Gleiche passiert?

Nouy: Mit dem Stresstest ist es wie bei einer ärztlichen Untersuchung. Ein Patient kann beispielsweise negativ auf Aids getestet werden und ein paar Monate später an Krebs sterben; aber diesmal umfasst der Check-up alle schweren Krankheiten.

SPIEGEL: Eine der Krankheiten, die viele Banken heute haben, sind hohe Rechtskosten. Beispielsweise sieht es so aus, als ob die französische BNP Paribas in den USA fast zehn Milliarden Dollar für den Verstoß gegen Sanktionen bezahlen muss. Werden Sie das in dem Test berücksichtigen?

Nouy: Zur BNP kann ich mich nicht äußern. Die Basis für den Test ist der Stand Ende 2013. Aber natürlich ist seitdem viel passiert. Deshalb verlangen wir von den Banken, dass sie uns auch über Vorgänge nach dem Stichtag informieren, positive wie negative. Und diese Dinge werden auch Einfluss auf den Kapitalbedarf haben, der am Ende entsteht. Dabei spielen auch Rechtsrisiken eine Rolle.

SPIEGEL: Wissenschaftler halten Europas Bankensektor für geradezu krankhaft aufgebläht und gefährlich hoch verschuldet. Kann man das mit einem Stresstest in Ordnung bringen?

Nouy: Ich sage nicht, dass es nach dem Test im europäischen Bankensystem keine Risiken mehr gibt. Der Test soll vor allem Transparenz darüber schaffen, wie es um die Banken steht und was sie in den Bilanzen haben. Das wird Vertrauen bei Investoren stiften.

SPIEGEL: EZB-Chef Mario Draghi will die Banken ermutigen, mehr Kredite zu vergeben. Läuft das nicht Ihren Interessen als Aufseherin zuwider, da Sie doch wollen, dass Banken weniger riskante Geschäfte machen?

Nouy: Kredite an die Realwirtschaft waren in der Vergangenheit nicht die Hauptursache für die Probleme der Banken. Richtig ist aber auch, dass eine Bank für die Vergabe eines guten Kredits keine „regulatorischen Geschenke“ braucht. Wenn ein Geschäft sinnvoll ist, werden die Banken es schon aus eigenem Antrieb machen.

SPIEGEL: Wann gibt es den nächsten Stresstest?

Nouy: Es wird jährlich einen Stresstest geben. Aber nicht genauso umfangreich wie dieses Mal. Die Tests werden sich ähnlich weiterentwickeln wie in den USA und stärker zu einem Instrument der laufenden Überwachung werden.

Interview: Martin Hesse, Anne Seith



Kat statt Kaffee

Die Blätter des Kat-Strauches werden in Äthiopien nicht nur auf Märkten gehandelt wie in Harar, im Osten des Landes. Die für ihre berausende Wirkung bekannte Pflanze wird auch exportiert – vor allem auf die Arabische Halbinsel. Nur an Kaffee und Ölsaaten verdient das ostafrikanische Land noch mehr. Doch die Preise für die koffeinhaltige Bohne fallen, die Sehnsucht nach dem milden Kat-Rausch nimmt zu. dbe

Libyen

„Das ist unsere letzte Chance“

Chalifa Haftar, 72, einst General der libyschen Volksarmee, hat Teile der Streitkräfte unter seine Kontrolle gebracht und kämpft im Osten gegen die Milizen der Islamisten. Davor hat er oft die Seiten gewechselt. 1969 brachte er Muammar al-Gaddafi an die Macht. 2011 beteiligte er sich am Aufstand gegen den Diktator.



SPIEGEL: General Haftar, Sie führen die Militäroffensive gegen die Islamisten an. Wofür kämpfen Sie?

Haftar: Wir wollen einen demokratischen Rechtsstaat aufbauen. Die Armee wurde von Gaddafi schwach gehalten, von der Nato bombardiert und schließlich von den Islamisten ins Visier genommen. Wir verteidigen uns, weil wir die Nächsten auf den Abschusslisten der Extremisten sind. Das ist unsere letzte Chance, aus Libyen ein normales Land zu machen.

SPIEGEL: Gleitet Libyen mit Ihrer Offensive nicht eher tiefer in den Bürgerkrieg ab?

Haftar: In diesem Konflikt stehen sich Armee und Islamis-

ten gegenüber, es wird keinen Bürgerkrieg geben. Zudem sind die meisten Stämme auf unserer Seite.

SPIEGEL: Nach den Wahlen wurde vergangene Woche in Bengasi eine bekannte Frauenrechtlerin ermordet. Viele Libyer sind geschockt – wer steckt dahinter?

Haftar: Es ist offensichtlich, dass Islamisten die Täter sind. Der Mord an Salwa al-Bughagis ist schrecklich, wir fürchten um das Leben von weiteren Aktivisten, die sich offen kritisch äußern.

SPIEGEL: Ansar al-Scharia und andere islamistische Gruppen kontrollieren rund um Derna ein Gebiet, aus dem der Staat sich vollständig zurückgezogen hat. Wie wollen Sie diese Region erobern?

Haftar: Nach einer Serie von gezielten Morden an Armee-Angehörigen und Polizisten haben die Terroristen die Kontrolle über Derna übernommen. Sie beziehen ihren Nachschub über den Hafen, wir greifen daher ihre Schiffe an.

SPIEGEL: Gibt es Verbindungen zwischen den Extremisten in Libyen, Syrien und dem Irak?

Haftar: Der Konflikt ist aus diesen Ländern importiert worden. Aber Libyen wird keine leichte Beute sein, unser Boden ist für Extremismus nicht fruchtbar. Die Kommandeure der Milizen sind meist Ausländer. Auch



Iran Frauen müssen draußen bleiben

Teherans Feministinnen haben für ihren Kampf um die Gleichberechtigung einen neuen Austragungsort entdeckt: das Asadi-Stadion. Dort fanden Spiele der Volleyball-Weltliga statt. Doch der Besuch solcher Sportereignisse ist Iranerinnen verboten. Bei Straßensperren und Personenkontrollen vor den von vielen Tausend Zuschauern besuchten Spielen fischten Sicherheitskräfte gezielt Frauen heraus und wiesen sie zurück. Gruppen um die Aktivistin Jila Banijaghub demonstrierten, laut Websites kam es zu mindestens 40 Festnahmen. Die Sittenwächter der islamischen Republik berufen sich auf religiöse Vorschriften, aus denen sie das Verbot herleiten – mit dem

gleichen Argument wurde Iranerinnen auch schon der Besuch von Fußballstadien untersagt. Denn die Frauen sollen sich nicht an trainierten Männern in kurzen Hosen erfreuen. Vorkämpferinnen wie die Publizistin Banijaghub hoffen nun auf die Fürsprache des eher liberalen Präsidenten Hassan Rohani. Der hat mehr Freiheiten versprochen. Rohanis Vizepräsidentin, zuständig für Frauenfragen, hat gegen den Stadien-Bann protestiert. red

Europa Kritik an Ashton

Kurz vor dem Ende der Amtszeit der Hohen EU-Votreterin für Außen- und Sicherheitspolitik, Catherine Ashton, ist die Stimmung in der Zentrale des Europäischen Auswärtigen Dienstes

an einem Tiefpunkt angelangt. Botschafterposten an den 140 eigenen Vertretungen der Europäischen Union wurden nicht an Mitarbeiter der Behörde, sondern an nationale Diplomaten aus den 28 Mitgliedstaaten vergeben. Und die Britin Ashton wählte bei der Stellenvergabe auch gern eigene Landsleute. Viele der 1500 Mitarbeiter fühlten sich „durch eine Personalpolitik entwertet, die weder Erfahrung, Dienstgrad noch Kompetenz würdigt“, kritisiert die hausinterne Gewerkschaft The Union in einem Brief an Ashton. Es herrsche „eine Kultur der Vetternwirtschaft“. Ein Sprecher wies die Kritik zurück. Ashtons Personalpolitik belohne „Leistung und Kompetenz“. Die Gewerkschaft sei zudem nicht die offiziell anerkannte Vertretung der Arbeitnehmer. csc

Kuba Warten auf „Tag null“

Die Regierung von Präsident Raúl Castro bereitet ihre bisher größte Wirtschaftsreform vor: Sie will die beiden Landeswährungen Peso und CUC zusammenführen. Der Wert des CUC ist an den US-Dollar gebunden; Touristen müssen ihre Devisen in diese Kunstwährung wechseln, auch die meisten Importwaren und Luxusgüter sind nur gegen CUC erhältlich. Rentner und Staatsangestellte, die Mehrheit der Kubaner, erhalten ihr Gehalt aber in Peso – mit denen etwa Grundnahrungsmittel gekauft werden können. Das Wirtschaftsministerium hat nun öffentlich

mehrfach über den nahenden „Tag null“ gesprochen, an dem die Währung vereinheitlicht werden soll. Der kubanische Wirtschaftsfachmann Pavel Vidal rechnet damit, dass die Reform im Januar kommenden Jahres in Kraft tritt. Vidal und andere Experten sehen darin einen wichtigen Schritt Richtung Marktwirtschaft. Mit der Abschaffung der dualen Währung werde „die Regierung eine flexible Preisgestaltung erlauben“. Die Preise für viele Waren des täglichen Bedarfs – die noch der Staat festsetzt – würden künftig von Angebot und Nachfrage bestimmt. Als Folge könnte allerdings auch die Inflationsrate in die Höhe schnellen, und Grundnahrungsmittel dürften für viele extrem teuer werden. jgl

libysche ISIS-Kämpfer kommen nun aus Syrien zurück, um Ansar al-Scharia zu unterstützen.

SPIEGEL: Sehen Sie sich als das libysche Pendant zu General Abd al-Fattah al-Sisi in Ägypten?

Haftar: Ich habe meinen eigenen Namen, und ich bin Libyer. Man kann nicht Ideen aus Nachbarländern importieren.

SPIEGEL: Streben Sie eine Führungsrolle an?

Haftar: Daran verschwende ich zurzeit keinen Gedanken. Für mich ist wichtig, was das Volk will – und das ist Sicherheit. Aber ich werde jede Rolle annehmen, die mir die Libyer zuweisen. red



Straßenszene in Havanna



Die Straße nach Mossul

Irak Alles ist anders nach dem Siegeszug der ISIS-Kämpfer: Die schiitische Regierung in Bagdad gibt sich kämpferisch, die Sunniten verlieren den Glauben an einen gemeinsamen Staat, die Kurden im Norden wännen sich ihrer Unabhängigkeit näher.

Es rumst. Im gleißenden Mittagslicht hat Mohsen, der Fahrer, auf der Straße nach Mossul eine der Bodenschwellen übersehen, die zur Abschreckung von Rasern über die Fahrbahn gezogen sind. Zum Glück sei es eine kurdische aus Asphalt gewesen, „die von der Zentralregierung sind aus Beton und so kantig, dass sie einem gleich die Stoßdämpfer ruinieren“. Die kurdischen, erzählt er weiter, seien sanfter, aber würden auch ihr

Ziel erreichen. „Und in der Politik machen sie es genauso“, sagt er grinsend.

Während Sunniten und Schiiten um die Vormacht im Land kämpften, nutzten die Kurden das Chaos der vergangenen Wochen, um ihren Machtbereich dramatisch zu vergrößern.

Zwischen dem de facto unabhängigen Kurdengebiet und Mossul, der Millionenstadt in der Hand der Terrorgruppe „Islamischer Staat im Irak und in Syrien“, ISIS,

gibt es eine viel befahrene Straße – und Straßen wie diese sind Sinnbild und Bühne des irakischen Dramas.

Über dieses ausgefranste Asphaltband liefen die Vorstöße der Radikalen. Über diese Straße zogen die Flüchtlinge. Und kurdische Peschmerga-Kämpfer rückten ein – all das in den vergangenen drei Wochen, seit die Stoßtruppe der ISIS handstreichartig die Zwei-Millionen-Stadt eroberten.



Flüchtlinge bei Mossul

Von Mossul aus begann die Gruppe ihren Siegeszug quer durch den Nordwesten des Irak, der erst kurz vor Bagdad zum Halten kam. Etwa eine halbe Million Menschen sind seither im Norden geflohen, schätzt die Uno.

Die Straße nach Mossul erzählt auch von den Widersprüchlichkeiten des Geschehens. Kurz vor der Stadt stauen sich am Mittwoch vergangener Woche die Autos am Kontrollposten der kurdischen Truppen. Fürsorglich haben sie in roter Farbe „letzter Peschmerga-Checkpoint!“ auf ihr Wachhäuschen gesprüht. Einige verlassene Militärfahrzeuge in der Böschung, daneben Hemden im Staub – das ist alles, was von der irakischen Armee hier übrig geblieben ist.

Doch die Autofahrer fliehen nicht aus Mossul; nein, sie wollen in die Stadt hinein, dorthin, wo die ISIS-Kämpfer sind. Viele der Rückkehrer geben fast identische Ant-

worten: „Da ist alles ruhig, alles normal. Die Maskierten mischen sich nicht ein. Krankenhäuser, Verwaltung, alles läuft normal.“ Selbst das Rauchverbot von ISIS werde nicht ernst genommen, sagt einer der Autofahrer: „Ich fahre jeden Tag hin und her, und ich rauche immer!“

Das Einzige, was es in Mossul nicht gebe, seien Strom und Benzin. Wobei Letzteres auch in Kurdistan nur nach stundenlangem Warten oder auf dem Schwarzmarkt erhältlich ist, seit die größte Raffinerie des Landes in Baidashi nördlich von Bagdad umkämpft und abgeschnitten ist.

Die Peschmerga am Checkpoint witzeln über ISIS. „Wir könnten ohnehin nicht mit denen reden. Ich kann doch kein Afghanisch“, sagt einer. Der einzige Kontakt zu den Kämpfern sei der durch die Zielfernrohre der Scharfschützen, die 50 Meter weiter hinter einem Sandwall liegen.

Lastwagen mit Nahrungsmitteln, Holz, Altmetall sind in beiden Richtungen unterwegs, Bewohner aus Mossul fahren zum Benzinkauf nach Kurdistan. Mossul in diesen Tagen ist grotesk normal, angesichts der Tatsache, dass die derzeit mächtigste Terrorgruppe des Nahen Ostens dort nun herrscht. Eine Gruppe, die in Syrien mit Massenhinrichtungen und Kopfabhacken ihren Ruf als blutrünstige Fanatiker gefestigt hat. Kann es sein – etwa 1000 Dschihadisten, ausgestattet mit Kalaschnikows und ein paar Flugabwehrgeschützen, montiert auf Pick-ups, kontrollieren seit wenigen Wochen eine Zwei-Millionen-Stadt? Eine etwas abwegige Vorstellung.

„Die haben das schön dramatisch in Szene gesetzt“, sagt ein alter Professor aus Mossul, der sich vorsichtshalber nach Arbil ins Kurdengebiet abgesetzt hat. „Aber Sie glauben doch nicht, dass ein paar Tschetschenen, Ägypter und Tunesier allein Mossul unter ihre Kontrolle bringen könnten?“ Die ISIS-Kämpfer stünden zwar maskiert an ihren Kontrollposten, „aber ziemlich viele unter ihnen sprechen Maslawi, den örtlichen Dialekt der einstigen Hochburg von Saddam Husseins Offizierscorps“.

Die Machtübernahme in Mossul, ebenso wie die in Saddams Heimatstadt Tikrit und anderen Sunniten-Hochburgen, sei kein Eroberungsfeldzug von ISIS gewesen, so der Professor, sondern ein Joint Venture fast aller sunnitischen Kräfte: „Die großen Stämme haben mitgemacht, andere Islamisten ebenfalls, und im Hintergrund haben die alten Kader aus Saddams Baath-Partei die Fäden gezogen.“

Entsprechend ruhig sei es jetzt auch in den Orten. Ins Bild passt, dass ISIS keine glaubenseifernden

Emire zu ihren Gouverneuren in Mossul und Tikrit ernannt hat, sondern zwei ehemalige Offiziere und Baath-Kader. Und auch General Scherko Abdallah, der kurdische Kommandeur der Truppen in Kirkuk, hält die Version vom Durchmarsch des ISIS nur für die halbe Wahrheit. „Allein können die vielleicht ein Gebiet kurzfristig erobern. Aber um es zu halten, braucht er ein mächtiges Netzwerk, zumal in einer Großstadt wie Mossul. Im Hintergrund haben da Saddams alte Kader mitgewirkt.“

Entlang der Straße auf kurdischem Gebiet, in staubigen Zeltlagern, harren immer noch Hunderte Familien aus, vor allem aus den sunnitischen Städten weiter südlich. Aber sie seien nicht vor den Dschihadisten geflohen, beteuern sie, sondern aus Angst vor Luftangriffen auf Malikis Befehl.

„Für den sind wir Sunniten doch keine Menschen“, sagt Dschamil, ein desertierter Polizist aus Tikrit. „Nur Schiiten kamen bei uns auf höhere Offiziersposten, nur Schiiten bekamen Staatsaufträge, wir waren Menschen zweiter Klasse.“ Sein Vater und er flohen mit ihrer Familie, als sie die Jets der syrischen Luftwaffe hörten, die mittlerweile sunnitische Ortschaften im Irak bombardiert haben: „Maliki bittet Assad, uns Iraker zu bombardieren, weil er keine eigenen Flugzeuge hat. Was ist das für ein Staatschef?“

Elf Jahre nach dem Einmarsch der Amerikaner und drei Jahre nach ihrem Abzug scheint der Irak am Ende. Kaum ein Sunnit, kaum ein Kurde im Norden glaubt mehr an eine Zukunft des gemeinsamen Staates. Dabei klingt nicht lodernder Hass mit, sondern eher maßvolle Trauer wie über einen nach langer Krankheit dahingegangenen entfernten Verwandten. Der Sunnit Saddam habe die Schiiten unterjochen wollen, der Schiit Maliki die Sunniten. Das Staatsgefüge Irak funktioniere einfach nicht.

Premier Maliki, der bei der Parlamentswahl Ende April ein knappes Drittel der



Kontrollposten der Peschmerga

„Alles ruhig, alles normal“

Sitze gewann, aber keine Koalition zusammenbekommt, tut sein Bestes, alle Vorbehalte zu bestätigen: Der Aufforderung aus Washington und Europa, in dieser Stunde nationaler Not eine Einheitsregierung schiitischer, kurdischer und sunnitischer Kräfte zu bilden, schleuderte er in einer Fernsehansprache vergangene Woche entgegen, dies sei ein „Putsch gegen die Verfassung“ und ein Angriff auf den „jungen demokratischen Prozess“.

Noch hält er sich, und überdies ist er immun gegen Amerikas bewährte Druckmittel. Die Milliarden aus den Ölfeldern machen Bagdad finanziell unabhängig. Wohl nur die Teheraner Führung mit ihrem immensen politischen, religiösen und militärischen Einfluss könnte Maliki stürzen. Doch er ist ihr Mann, und seinen sektiererischen Kurs hat er nicht zuletzt auf ihren Wunsch hin eingeschlagen.

So stehen im Irak die Zeichen weiter auf Zerfall. ISIS verhält sich dabei weitaus strategischer, als es al-Qaida je tat. In Sy-

rien terrorisiert und tötet die Terrorgruppe sunnitische Rebellen, die gegen Baschar al-Assads Regime kämpfen. Im Gegenzug wurde ISIS bis vor Kurzem von Assads Luftwaffe komplett verschont und konnte seine Machtbasis im Nordosten Syriens ausbauen.

Im Irak hingegen behelligt ISIS die Sunniten nicht, sondern hat an manchen Orten Christen und Jesiden umgebracht und auch schiitische Soldaten der Regierungsarmee. Dieselbe Terrorgruppe, dieselben Kämpfer, aber völlig unterschiedliche Ziele. Nach blindwütigen Fanatikern sieht das nicht aus.

Doch wie trügerisch die momentane Ruhe sein kann, auch davon kündigt die Straße zwischen Mossul und Arbil: Eben kann es noch ganz ruhig sein, aber nur Stunden später schiebt sich eine Kolonne von Autos aus Mossuls christlichem Vorort Karakosch in Richtung Kurdengebiet. Granaten seien eingeschlagen, heißt es. Manche haben sie gehört, andere kennen nur

das Gerücht, aber das genügt. Tausende fliehen in heller Aufregung. „ISIS greift an!“, schreit einer. „Sie haben die Kirchen bombardiert!“, ruft ein Autofahrer.

Am Ende war es ein kurzer Schusswechsel zwischen ISIS und kurdischen Truppen, die ihre Stellungen mit einem Graben sichern wollten. Doch Jahre der Furcht lassen die Menschen panisch reagieren. Die ganze Nacht lang kriecht ein Konvoi voll besetzter Autos über die Hügel, Kreuzfixe an den Rückspiegeln, unverschleierte Frauen auf der Rückbank – und nur wenig Gepäck, Aktentaschen, kleine Koffer, Trinkwasser.

„Wir fliehen ja nicht zum ersten Mal“, sagt Jussuf, ein Ladenbesitzer, und er schaut in die Dunkelheit jenseits der Straße. Christoph Reuter



Video: Christoph Reuter über Iraks Flüchtlinge

spiegel.de/app272014irak
oder in der App DER SPIEGEL

„Der Irak ist ernsthaft bedroht“

Interview Außenminister Hoschjar Sebari, ein Kurde, warnt vor dem Zerfall seines Staates und verteidigt die Regierung Maliki.

Vier Checkpoints sind zu überwinden bis zum Außenministerium. Die Sicherheitsmaßnahmen sind nötig: Bei einem Anschlag im Jahr 2009 kamen hier an die hundert Menschen ums Leben. **Sebari**, 61, hat Erfahrung mit politischer Gewalt: In den Achtzigerjahren kämpfte er als Peschmerga gegen Saddam Hussein. Seit 2003 ist er Außenminister.

SPIEGEL: Herr Minister, erleben wir gerade das Ende des irakischen Staates?

Sebari: Ich glaube nicht – schon weil die ethnischen und konfessionellen Gruppen des Landes eine Art Föderation brauchen, um zusammenzuleben. Bereits vor dieser Krise wurde für einen solchen Zusammenschluss geworben und für Regionen, die ihre Ressourcen selbst ausbeuten können, ohne den Eingriff dieses dominanten, autoritären Zentralstaats. Vor fünf Jahren allerdings war das noch ein Tabu in meinen Gesprächen mit arabischen Kollegen. Inzwischen hat sich der Jemen zu einer Föderation erklärt, und die Vereinigten Arabischen Emirate sind ein Bundesstaat.

SPIEGEL: Regierungschef Maliki hat viele Ämter, er ist Premier- und Innenminister, außerdem Minister für Nationale Sicherheit. Seine Polizei und Armee werden seit drei Wochen von der Terrorgruppe ISIS vorgeführt – hat Maliki politisch versagt?

Sebari: Ich habe Maliki immer sehr offen kritisiert. Aber ich gehöre seiner Regierung

an, und wenn Sie nach deren Leistungen fragen, hier ist die Liste: Wir haben den Irak von seinen Schulden befreit, das Land kann heute auf dem Weltmarkt frei agieren. Unter Saddam Hussein war der Irak isoliert, sowohl von der arabischen wie auch der islamischen Welt. Inzwischen haben wir einen Gipfel der Arabischen Liga abgehalten. Saddam hat einen schweren Fehler begangen, als er 1990 in Kuwait einmarschierte. Wir haben alle Probleme mit Kuwait gelöst. Wir haben Industrie und Landwirtschaft erneuert, wir haben die Ölproduktion erhöht. **SPIEGEL:** Doch Sie fördern heute, elf Jahre nach dem Fall Bagdads, nur unwesentlich mehr Öl als damals.

Sebari: Immerhin! Allerdings ist die Regierung damit gescheitert, Sicherheit herzu-



Minister Sebari

„Ich habe Maliki immer sehr offen kritisiert“

stellen, den Menschen Strom und Wasser zu garantieren und die Gruppen des Irak miteinander zu versöhnen.

SPIEGEL: Wenn man sieht, wie die Grenzen des Landes zurzeit überrannt werden – was geschieht da gerade im Irak?

Sebari: Der Irak ist in seiner Existenz als Nation und als politisches System ernsthaft bedroht. Die Kräfte des Terrorismus und des Extremismus wollen sich in dieser ganzen Region etablieren. Sollte ISIS je den Westen unseres Landes und den Osten Syriens und die Rohstoffe dieser Gegend dauerhaft kontrollieren – wer ist dann noch sicher? Ganz zu schweigen von den Folgen, die das in Europa haben würde. Solange die Terroristen irgendwo in der Wüste des Irak oder Syriens sind, erscheint das im Westen vielen weit entfernt. So war das einst auch in Afghanistan. Bis al-Qaida dann in New York zuschlug.

SPIEGEL: Die Stadt Kirkuk ist nun in den Händen der Kurden, der Peschmerga. Werden sie sie wieder hergeben?

Sebari: Die Gebiete, die jetzt von den Kurden übernommen wurden, sind in der Verfassung als „intern strittig“ definiert. Die Kurden sind dort einmarschiert, weil die irakischen Sicherheitskräfte zusammenbrachen und ein Vakuum entstanden war. Sie wollten verhindern, dass diese Gebiete in die Hände der falschen Leute fallen. Zum Beispiel haben die Peschmerga den



ISIS-Kämpfer in Mossul: „Die Kräfte des Terrorismus wollen sich in der ganzen Region etablieren“

Mossul-Damm eingenommen, der seit einigen Jahren schwer beschädigt ist. Sollte der Damm brechen, bestünde die Gefahr, dass er nicht nur Mossul, sondern auch Bagdad überschwemmt. Es geht hier also darum, das Schlimmste zu verhindern.

SPIEGEL: Unterdessen wächst in Bagdad der Hass. Kann die ISIS-Offensive erneut einen Bürgerkrieg auslösen?

Sebari: Ich bin ein Kämpfer. Ich habe schon grauenhafte Dinge gesehen und erlebt. Aber von einem Bürgerkrieg kann man erst sprechen, wenn alles kollabiert. Noch ist der irakische Staat nicht kollabiert. Ja, es gibt Milizen, ja, es gibt Privatarmeen, es gibt halbunabhängige Gebiete. Aber noch keinen Bürgerkrieg.

SPIEGEL: Viele Sunniten im Irak sind besorgt darüber, dass der schiitische Großajatollah Ali al-Sistani seine Glaubensbrüder zu den Waffen gerufen hat.

Sebari: Sistani hat nicht zum Dschihad aufgerufen. Er rief dazu auf, das Land und die Schreine zu beschützen. Sie müssen sich ganz genau an den Wortlaut seiner Fatwa halten.

SPIEGEL: Wer hat sich im Nahen Osten schon je an den genauen Wortlaut solcher Aufrufe gehalten? Iranische Politiker kündigen doch bereits an, Tausende in den Irak zu schicken, um die schiitischen Schreine zu verteidigen.

Sebari: Das stimmt, und das ist der Grund, warum ich mich persönlich für eine Verständigung der beiden Machtzentren einsetze – Saudi-Arabien und Iran.

SPIEGEL: Irans Oberster Geistlicher Führer Ali Chamenei sagt, Amerika wolle den Irak an sich binden und in Bagdad seine „Handlanger“ an die Macht bringen. Saudi-Arabiens Außenminister dagegen warnt Iran davor, sich im Irak „einzumischen“. Das sieht nicht nach einer Annäherung zwischen Teheran und Riad aus.

Sebari: Ich kann Ihnen sagen, was Chamenei und Prinz Saud al-Faisal meinen. Wir stehen hier davor, eine neue Regierung zu bilden. Alle wollen, dass der Irak eine neue Richtung einschlägt und dass neue Gesichter in die Regierung kommen. Ich habe Saudi-Arabiens Außenminister erklärt: Der Irak ist ein demokratisches System. 62 Prozent der Iraker haben am 30. April gewählt. Und nach dem Ergebnis dieser Wahlen werden wir einen neuen Präsidenten und Ministerpräsidenten wählen. Wir haben im Irak keine Monarchen, die Leute einfach per königlichem Dekret ernennen. Wir wechseln unsere Führer nach unseren Prinzipien aus. Chamenei wiederum meint, dass die Amerikaner – seiner Interpretation zufolge – hier Leute an die Macht bringen wollen, die ihnen passen.

SPIEGEL: Hat er recht?

Sebari: Auf eine solche Debatte lasse ich mich nicht ein.

SPIEGEL: Die US-Senatorin Dianne Feinstein hat gesagt: „Die Maliki-Regierung muss gehen.“ Präsident Obama lässt keinen Hauch von Sympathie mehr für Maliki erkennen. Kann der Irak mit diesem Premier weitermachen?

Sebari: Hören Sie, ich bin Minister in der Regierung Maliki. Wir entscheiden das nach unserem Zeitplan und nach unseren Regeln, nicht nach den Wünschen anderer. Das mag umständlich sein und lange dauern, aber am Ende werden wir unsere Regierung haben. Und nur die Schiiten können die Frage nach dem Premierminister untereinander lösen, die Sunniten und Kurden werden ihnen das nicht diktieren können. Den Anfang müssen die Schiiten machen. Sistani hat sich sehr klar geäußert: Die neue Regierung muss die Fehler der Vergangenheit anerkennen, sie muss für alle Gruppen akzeptabel sein.

SPIEGEL: Und Sie glauben noch an das Konzept der nationalen Einheit?

Sebari: Natürlich. Darüber haben wir mit Maliki monatelang gestritten: Eine politische Mehrheit allein hilft dir im Irak nichts. Du kannst sie gewinnen, aber du kannst mit ihr nicht regieren. Der Gewinner kann nicht alles einstreichen im Irak. Es muss einen Kompromiss geben.

Interview: Bernhard Zand

Lauter Verlierer

Ukraine Trotz der Friedensgespräche glaubt niemand so richtig an eine dauerhafte Waffenruhe – weder Putin in Moskau noch Poroschenko in Kiew. Und die Separatisten im Osten wollen weiterkämpfen.



Kämpfer des Bataillons „Asow“ in Berdjansk: „In Kiew fürchten sie, dass wir uns gegen sie wenden, wenn das hier vorbei ist“

Im Garten von Tatjana Maslowa, in der belagerten Stadt Slowjansk, reifen Ende Juni die Kirschen. Aber Maslowa weiß nicht, ob sie dazu kommen wird, sie zu ernten.

Das Besondere an ihrem Haus ist, dass es noch unversehrt ist. Es steht am Fuß des Berges Karatschun, von dem aus die ukrainische Armee hinunter in die Stadt feuert. Die Häuser vieler Nachbarn haben eingestürzte Dächer, in den Backsteinmauern stecken Granatsplitter, die Fenster sind von Druckwellen zerborsten.

Ungewöhnlich ist auch, dass Maslowa, eine 51-jährige Buchhalterin, noch hier lebt, mit ihrer ganzen Familie. Mehr als die Hälfte der 115.000 Einwohner hat die Stadt verlassen. „Es ist natürlich fürchterlich“, sagt sie. „Aber alles stehen und liegen lassen ist für uns der letzte Schritt.“

Ihre Hoffnung ruht auf dem Waffenstillstand, den der ukrainische Präsident Petro

Poroschenko am 20. Juni verkündete, bevor er seine Emissäre zu den Führern der separatistischen „Volksrepubliken“ nach Donezk schickte.

Aber wie ernst war die Absprache gemeint, wie lange werden die Waffen wirklich schweigen?

Am vergangenen Freitag sitzt Poroschenko 2400 Kilometer von Slowjansk entfernt in einem der kargen Konferenzräume der EU-Zentrale in Brüssel, er hat gerade das Assoziierungsabkommen mit der Europäischen Union unterschrieben. Hinter ihm hängt eine ukrainische Flagge, er sieht müde und abgekämpft aus.

„Das ist kein Waffenstillstand“, sagt Poroschenko. „Die Russen machen einfach, was sie wollen.“ Er sei enttäuscht, gibt er zu verstehen, er fühle sich von Russlands Präsident Wladimir Putin hintergangen. Der Mann sei für ihn unberechenbar geworden. Erst vor eineinhalb Stunden, sagt

Poroschenko, seien wieder fünf ukrainische Soldaten gefallen: im Kampf mit Panzern, die von russischem Gebiet aus herübergekommen seien.

Das Fazit an diesem Freitag: Keine der Parteien scheint an den Friedensplan des Petro Poroschenko zu glauben – nicht Moskau, nicht die Separatisten im Osten und wohl nicht einmal der Präsident selbst. Bereits Freitagabend flammten die Kämpfe um Slowjansk wieder auf. Die Staats- und Regierungschefs der EU drohten derweil mit neuen Sanktionen gegen Russland, am Dienstag könnten sie verhängt werden.

Beim Ringen um den Osten der Ukraine sind gerade alle Seiten dabei zu verlieren: Poroschenko steht zu Hause bereits unter Verdacht, er sei zu einem schmutzigen Deal mit Russland bereit, weil sich der Osten sonst kaum noch halten lasse.

Die Friedensgespräche hätten sich in „eine übelriechende Intrige“ verwandelt,

klagt der Militärexperte Dmytro Tymtschuk und sagt, was viele in der ukrainischen Hauptstadt denken – denn für Kiew sitzt plötzlich Wiktor Medwedtschuk mit am Verhandlungstisch, ein Freund Putins, der für eine enge Anbindung der Ukraine an Russland eintritt.

Auch Putin kann nur verlieren: Unterstützt er die Separatisten in der Ukraine, riskiert er schärfere Sanktionen. Lässt er sie im Stich, halten das nationalkonservative Lager und viele seiner Wähler ihn für einen Verräter. „Wir stehen vor einem kaum zu lösenden Dilemma“, sagt ein Kremlbeamter.

Selbst die kremlnahe Presse höhnt über den „sogenannten Friedensplan“, Putin-Berater Sergej Glasjew beschimpft Poroschenko als „Nazi“, der für die Staatsgeschäfte der Ukraine „nicht legitimiert“ sei.

Nachdem Putin den Föderationsrat vergangene Woche darum bat, ihm die bereits gegebene Erlaubnis zum Einmarsch in die Ukraine wieder zu entziehen, sprach einer von Putins glühendsten Verehrern, der Politologe Sergej Markow, sogar von „Kapitulation“. Dabei handelt es sich nur um einen symbolischen Schritt zur Besänftigung des Westens, der binnen Stunden rückgängig gemacht werden könnte.

Der Schriftsteller und Nationalbolschewist Eduard Limonow sagte sogar: „Putin hat politischen Selbstmord begangen. So treu stehen die russischen Bürger nicht zu ihm, dass ihnen die Leichen der Kinder und Frauen in der Ostukraine gleichgültig wären.“

Ermutig von solchen Unterstützern, fordern die Rebellen im ukrainischen Osten erneut den Einmarsch von Friedenstruppen „unter russischer Führung“. Sie fügen ihre selbst ernannten „Volksrepubliken“ zu einer Union zusammen. Und stellen für die Aufnahme echter Verhandlungen unerfüllbare Bedingungen: Abzug aller bewaffneten Verbände der Ukraine, Amnestie für verhaftete Freischärler und Kompensation der Kriegsschäden auf dem Gebiet der „Vereinigten Volksrepublik“.

Aber über welches Gewicht verfügen ihre politischen Führer? Der Donezker „Premierminister“ Alexander Borodai ist der bisherige Hauptverhandlungspartner. Aber seine Anweisungen haben beispielsweise für die Kämpfer, die Slowjansk kontrollieren, keine Bedeutung. Die nämlich stehen unter dem Kommando des Russen Igor Girkin. Am Dienstagnachmittag, einen Tag nach der ersten Konsultationsrunde mit Kiews Abgesandten in Donezk, schossen sie ungeachtet des Waffenstillstands einen Hubschrauber der Ukrainer ab – neun Soldaten starben.

Die wahren Machthaber im Osten sind die Feldkommandeure. Und ihre Signale lassen wenig Hoffnung aufkommen. Seit Mitte Juni verfügen die Aufständischen



Zivilisten beim Wasserholen in Slowjansk: Geblieben sind vor allem die Alten

über Panzer vom Typ T-72. Es gibt Videos, auf denen sie durch Luhansk und einen Nachbarort von Donezk fahren, auch in Slowjansk haben sich Spuren von Panzerketten in den Asphalt gegraben.

Die Freiwilligenverbände auf ukrainischer Seite haben ebenfalls kein Interesse an einer Verhandlungslösung. Zu ihnen gehört etwa das rechtsnationalistische Bataillon „Asow“.

Es sind 250 Kämpfer in bunt zusammengewürfelten Uniformen, bewaffnet mit Kalaschnikows, die vergangenen Donnerstag über die Küstenstraße zwischen Berdjansk und Mariupol brausen: eine Kolonne aus gepanzerten Lastwagen, die auf dem Weg in eine neue Kaserne sind. Über ihren Köpfen wehen ukrainische Fahnen.

Manche der älteren Kämpfer haben schon in Tschetschenien gegen die Russen gekämpft, einige kommen von der Krim, andere aus dem Osten und dem Zentrum der Ukraine. Den Kern des Bataillons bilden führende Mitglieder der neonazistischen „Sozial-Nationalen Versammlung“, viele kamen erst nach dem Sieg des Maidan aus dem Gefängnis frei.

Formal sind die rund 30 Freiwilligenbataillone, die im Osten kämpfen, dem Innenministerium unterstellt. „Aber in Kiew fürchten sie, dass wir uns gegen sie wenden, wenn das hier vorbei ist“, sagt Vizekommandeur Oleg Odnoroschenko. Deshalb haben die Bataillone von der Regierung bisher nur Maschinengewehre bekommen, keine schweren Waffen.

Nur unter westlichem Druck habe der Präsident in die Friedensgespräche eingewilligt, sagt Odnoroschenko. „Über Merkel lachen die Hühner. Sie sollte für Freiheit eintreten, aber verkauft sich für Gas. Wir müssen die Terroristen vernichten oder über die Grenze treiben.“

Den Ort Mariupol hat die Truppe im Alleingang von den Separatisten befreit. Sie traf nur auf geringe Gegenwehr. In

Slowjansk, Donezk, Luhansk und Antrazyt dagegen halten sich jeweils mehrere Hundert bewaffnete Separatisten.

Die Rückeroberung von Slowjansk kommt deshalb seit Wochen nicht voran: Die Kiewer Truppen haben die Stadt umzingelt, mehr riskieren sie nicht.

Darunter leidet vor allem die Zivilbevölkerung. Noch gibt es nicht die in den russischen Fernsehnachrichten herbeigeredete „humanitäre Katastrophe“, aber die Stadt geht langsam zugrunde: Seit dem 8. Juni sind Wasser- und Stromversorgung zerstört. Die Granaten der ukrainischen Armee haben große Löcher in Dutzende Plattenbauten gerissen, der Bürgermeister spricht von etwa 50 getöteten Zivilisten.

Geblieben sind vor allem die Alten: Man sieht sie jeden Morgen mit Wassereimern durch die Straßen ziehen oder mit Plastiktüten vor der Stadtverwaltung stehen, wo Lebensmittel verteilt werden.

Wenn es wieder mal knallt, öffnet Tatjana Maslowa, die Bewohnerin des Hauses mit den Kirschbäumen im Garten, eine hölzerne Luke und steigt mit Tochter, Mann und der gehbehinderten Großmutter in den winzigen „pogreb“ hinab, eine unterirdische Vorratskammer. Zwischen Regalen mit eingelegten Tomaten und Gurken stehen vier Stühle, in völliger Finsternis. „Können diese Typen mit den Maschinengewehren nicht einfach abhauen?“, fragt Maslowa.

Dann zeigt sie auf den Berg Karatschun, wo die ukrainische Armee steht: „Diese.“ Und dann in die Innenstadt, wo sich die Separatisten verschanzt haben: „Und diese auch.“

Moritz Gathmann, Marc Hujer, Christian Neef, Matthias Schepp



Video:
Ein Land im Krieg

spiegel.de/app272014ukraine
oder in der App DER SPIEGEL



Außenminister Sikorski, Restaurant Amber Room, Unternehmer Falenta: „Nur weil wir den Amerikanern einen geblasen haben“

Wer ist „Patriot“?

Polen In der Abhöraffaire ermittelt die Polizei gegen einen der reichsten Männer des Landes. Die Frage ist, wer warum die Aufnahmen in Umlauf brachte.

Im Hintergrund plätschert ein Springbrunnen, Jazzmusik läuft, Besteck klirrt. Die beiden Herren im VIP-Separée des Warschauer Restaurants Amber Room sind beim Du. Die Stimme von Außenminister Radek Sikorski ist zu hören. Es geht um Europa: „Cameron ist inkompetent“, sagt Sikorski und führt aus, wie töricht der Premier in London unter dem Druck der britischen EU-Gegner agiere.

Sein Gesprächspartner, der ehemalige Finanzminister Jacek Rostowski, macht einen Witz, die Aufnahme knarzt, übersteuert im Gelächter. Das Mikrophon muss sehr nahe bei den Politikern positioniert gewesen sein. Wahrscheinlich war es in einer elektronischen Klingel versteckt, die dazu dient, den Kellner zu rufen.

Als Nächstes ist Polens Verhältnis zu den USA Thema. Warschauer Treue zu Washington sei „nichts wert“, sagt Sikorski: „Wir bekommen Streit mit den Deutschen und den Russen, nur weil wir den Amerikanern einen geblasen haben.“ Dann trinken die beiden auf „unseren geliebten Führer“, Premier Donald Tusk.

Es ist das übermütige Gespräch zweier Männer, die rauslassen, was sie sich in der Öffentlichkeit verkneifen müssen. Im Amber Room sind sie unter sich, glauben sie.

Vergangene Woche hat das Warschauer Magazin *Wprost* den Mitschnitt des Dialogs veröffentlicht. Es ist nur eine von vielen Aufnahmen, die dem Blatt zugespielt wurden. Zu hören sind Politiker und Unternehmer, die sich oft vulgär und fast immer mit zynischem Unterton unterhalten.

Zurücktreten musste im Zuge der Abhöraffaire bisher niemand. Washington ließ erklären, die polnisch-amerikanischen Beziehungen seien in bestem Zustand. Seine Ausfälle gegen die Briten dürften Sikorski

bei vielen EU-Regierungschefs sogar heimliche Sympathien einbringen. Am vergangenen Mittwoch versicherte sich Premier Tusk des Vertrauens im Parlament. Die Affäre sei ein Angriff von „Verbrechern“ auf seine Regierung, sagte Tusk und deutete an, es gehe dabei wohl auch um russische Exportinteressen nach Polen.

Die Polizei hat im Zusammenhang mit der Affäre die Redaktion von *Wprost* durchsucht, was Tusks Gegner gleich zur „polnischen SPIEGEL-Affäre“ deklarierten. Ferner nahmen die Ermittler vier Männer fest, darunter zwei Kellner aus Warschauer Luxusrestaurants und einen Millionär.

Diesen, Marek Falenta, verdächtigen sie offenbar, Hauptdrahtzieher der „Bänder-Affäre“ zu sein. Er könnte die beiden Restaurantangestellten für die Mitschnitte bezahlt haben. Falenta lässt über seinen Anwalt alle Vorwürfe zurückweisen, am Donnerstag kam er auf Kautionsfrei. Auch die anderen Verdächtigen sind auf freiem Fuß.

Den USB-Stick mit dem Gespräch zwischen Nationalbankpräsident Marek Belka und Innenminister Bartłomiej Sienkiewicz bot vor rund zwei Wochen ein freier Journalist der Redaktion von *Wprost* an. Nachdem *Wprost*-Chefredakteur Sylwester Latkowski diesen ersten Dialog veröffentlicht hatte, erhielt er eine SMS mit einem Link, Absender: „Patriot“. Latkowski hatte zehn Minuten Zeit, die übrigen Aufzeichnungen, darunter das Gespräch Sikorski-Rostowski, aus einer Cloud herunterzuladen. Seitdem fragen sich Ermittler und Journalisten: Wer ist Patriot? Und warum macht er das?

Den ersten Hinweis gab Lukasz N., einer der verdächtigen Kellner. Seine Stimme ist auf einer Aufzeichnung zu hören. Die Polizei fand bei ihm eine Breitling-Uhr – der Lohn dafür, dass Lukasz N. das Aufnahmegerät in der Nähe prominenter Gäste platziert hatte? Im Verhör soll Lukasz N. den Namen Marek Falenta erwähnt haben, berichten Warschauer Medien.

Falenta ist 39 Jahre alt und einer der reichsten Männer Polens. 2013 schätzte *Wprost* sein Vermögen auf 110 Millionen Euro. Seine Firma Falenta Investments gibt auf ihrer Internetseite eine Adresse auf Zypern und eine in der exklusiven Warschauer Francesco-Nulla-Straße an.

Falentas Karriere begann im Jahr 2000, „ich hatte so gut wie kein Geld in der Tasche, meine Vorbilder waren Richard Branson und George Soros“, sagte er später. Tatsächlich gelang ihm ein Aufstieg, wie er wohl nur in jenen ersten Jahren nach der Wende möglich war. Falenta gründete die Investmentgesellschaft Electus. Diese erwarb Forderungen von Banken und Energieunternehmen an Krankenhäuser und Kommunalbehörden. Die waren günstig, da die Gläubiger überzeugt waren, ihr Geld nie wiederzusehen.

Electus betätigte sich dann als rigoroser Schuldeneintreiber: So blockierte die Firma 2004 einer Kinderklinik monatelang die Konten. 2006 verkaufte Falenta Electus für 110 Millionen Euro. Im vergangenen Jahr erwarb er Anteile an dem Kohlehandelsunternehmen Składy Wegla.

Das war wohl ein Fehler, vor Kurzem nahm die Polizei die gesamte Führung der Firma fest. Der Vorwurf: Die Manager sollen russische Kohle von schlechter Qualität zu polnischer umdeklariert und zu überhöhten Preisen verkauft haben.

Ferner wird ihnen Steuerhinterziehung und Geldwäsche vorgeworfen. Warschauer Medien mutmaßen nun, dass die Abhöraktion ein Racheakt gewesen sein könnte, mit dem Ziel, die Regierung in Misskredit zu bringen oder Neuwahlen zu provozieren.

Falenta stritt am vergangenen Freitag erneut öffentlich jede Verbindung mit dem Abhörskandal ab. Tatsächlich passt die zeitliche Abfolge schlecht zu der Rache-theorie: Die ersten Aufnahmen sind älter als der Skandal um die Kohlefirma.

Möglicherweise aber haben die beiden Kellner zunächst auf eigene Faust gehandelt, um die Aufnahmen nachher an Journalisten, Geschäftsleute oder Politiker verkaufen zu können. So jedenfalls spekulieren Warschauer Medien.

Chefredakteur Latkowski hat die Bänder inzwischen der Staatsanwaltschaft übergeben. Ob er noch weitere Veröffentlichungen wagt, war am Freitag nicht klar. Ziemlich sicher ist, dass die Unterhaltungen von Rostowski und Sikorski die spektakulärsten sind. Alles andere soll leider sehr viel langweiliger sein.

Jan Puhl

FOTOS: OLIVIER HOSLET / DPA (L.); FLIP BLAZEJOWSKI / FORUM (M.); MAREK WIŚNIEWSKI / FORUM (R.)

Renzis Gesandte

Italien Der neue Regierungschef in Rom will sein Land verändern. In der Außenpolitik setzt er dabei auf eine ungewöhnliche Personalie: auf die politisch eher unerfahrene 41-jährige Ministerin Federica Mogherini.



„Lass uns in die Bar gehen“, schlägt die Außenministerin vor. Es ist kurz nach zehn, und Federica Mogherini, blondes Haar, dezentes Perlencollier, schreitet schneidig voran. Sie steuert den Tisch vorn links an, lässt sich nieder und lächelt dem herbeieilenden Ober zu.

Was sie wünsche? „Nothing“, sagt die Ministerin freundlich, nichts: Sie sei nämlich, sorry, am liebsten „nüchtern“.

Seit Februar steht Mogherini an der Spitze der italienischen Diplomatie: eine Politikwissenschaftlerin, verheiratet, zweifache Mutter. Vergangene Woche wurde sie als Nachfolgerin von Catherine Ashton für den Posten der EU-Chefdiplomatin gehandelt.

Mit 41 Jahren ist Mogherini zwar zwei Jahre älter als Premier Matteo Renzi; aber von all ihren Vorgängern im römischen Außenministerium war nur Mussolinis Schwiegersohn Galeazzo Graf Ciano bei Amtsantritt jünger. Muss sie sich das vorhalten lassen?

Nein, sagt sie an diesem Abend in Wien nach dem Außenministertreffen des Europarats: „Man kann nicht einerseits einen

Generationswechsel fordern und andererseits 40 Jahre Berufserfahrung.“

Jung, weiblich, sachbezogen: Mogherini verkörpert viel von dem, worauf der rastlose Reformers Renzi Wert legt bei seinem Versuch, Italiens Politikbetrieb aus der Erstarrung zu lösen. Bei den Europawahlen im Mai dankten die Wähler es ihm mit einer Zustimmung von 40,8 Prozent – offenkundiger Lohn für eine Regierung, die auf Wandel setzt. Die Italiener stellen nun unter den Sozialdemokraten im Europaparlament die stärkste Fraktion.

So augenfällig der Generationsunterschied zwischen dem ehemaligen Bunge-Bunga-Premier Silvio Berlusconi und dem nun regierenden Renzi ist, so sehr hebt sich auch Außenministerin Mogherini von ihren Vorgängern ab – nicht zuletzt von der bis Februar amtierenden 65-jährigen Emma Bonino. Die Menschenrechtlerin und kettenrauchende Ex-EU-Kommissarin galt ihrer Erfahrung wegen als unverzichtbar – zumindest in den Augen von Staatspräsident Giorgio Napolitano.

Renzi sah das anders, wie Bonino kurz vor Vereidigung der neuen Regierung er-

fahren musste. Ihr Rauswurf war das Gesellenstück des neuen Premiers; ein weiterer Beweis, dass er ungerührt ausführt, was er sich einmal vorgenommen hat.

Seit Februar versucht Mogherini nun zu beweisen, dass der Regierungschef mit ihrer Ernennung nicht zu viel riskiert hat; dass sie zu Unrecht als unreif abgestempelt wurde. „Unreif? Für eine Frau in meinem Alter ist das ein Kompliment“, sagt sie. Mag Renzi sich noch so oft rühmen, sein Kabinett sei zur Hälfte weiblich besetzt – Mogherini sieht sich nicht als Quotenfrau.

Die Ministerin, die in ihrem Büro erst einmal dunkle Kunstwerke aus der Ära Bonino abhängen ließ, denkt positiv – eine Eigenschaft, die ihr zugutekommen wird, wenn es ab dem 1. Juli gilt, die italienische EU-Ratspräsidentschaft anzutreten. Mehr denn je zählt dann die Stimme Roms: bei der Suche nach Antworten auf den europaweiten Erfolg EU-kritischer Parteien, nach Rezepten gegen die Flüchtlingstragödien im Mittelmeer und gegen das Blutvergießen im Nahen Osten.

Dass Renzis Italien, im Schulterschluss mit anderen sozialdemokratisch regierten



Ländern, international wieder mehr mitreden möchte, ist unverkennbar. Zwischen „Russland und der Ukraine, zwischen Saudi-Arabien und Iran“ wolle man sich als Mittler betätigen, sagt Mogherini beim Lunch auf dem Lido vor Venedig, wo der Rat für amerikanisch-italienische Beziehungen tagt. Ein Plan, der den anwesenden früheren US-Topdiplomaten Richard Burt maliziös lächeln lässt. Die Iraner, spottet Burt bei Tisch, wünschten weder italienische noch chinesische Vermittler: „Die wollen nur mit Washington reden.“

Italiens Außenministerin pflegt seit Jahren Kontakte ins Lager der US-Demokraten; noch 2008 lief sie im Fan-T-Shirt samt Obama-Porträt durch Rom. Dass Mogherini inzwischen in den Fußspuren ihres Idols für einen friedlichen Diskurs in einer unfriedlichen Welt werben darf, begeistert in Italien nicht jeden. In einem Leitartikel des *Corriere della Sera* wurden der Ministerin hasenfüßiger „Obamismus“ und „kraftlose Diplomatie“ vorgehalten.

Doch Mogherini ist schwer zu beirren: Wie „stark, wie besonders“ die Verbindungen mit den USA seien, betont sie in

Außenministerin Mogherini Am liebsten nüchtern

Washington. Im Obama-Lager wird wohlwollend vernommen, was die bekennende Linke sagt: „Wir vertreten den gleichen Standpunkt wie die Vereinigten Staaten – die Sparpolitik muss von größerer Flexibilität begleitet werden, um Wachstum zu ermöglichen.“ Im kleinen Kreis ist gar von einer „amerikanisch“ geprägten kulturellen Mission der Renzi-Regierung die Rede.

Mangelnder Elan ist Mogherini nicht vorzuwerfen. Kaum im Amt, twitterte sie schon: „In diesen Stunden gesprochen mit Ashton, @JohnKerry, Lawrow, @LaurentFabius und @EVENizelos über Ukraine, Libyen, Syrien, Afghanistan.“ Das Bild von einst, das sie an der Seite von Palästinenserführer Jassir Arafat zeigt, ist längst aus ihrem Blog verschwunden; so wie die Ende 2012 getwitterte Rüge für Matteo Renzi – den Hoffnungsträger aus Florenz. Der müsse „noch ein gutes Stück in Sachen Außenpolitik dazulernen“, schrieb sie damals.

Als Tochter eines Regisseurs in Rom geboren, hat Mogherini ihren Weg nach oben zielstrebig verfolgt: engagiert in der Linken Jugend, Aktivistin im Kampf gegen Apartheid, Frauendiskriminierung und Nuklearwaffen. „Fleißig, belesen und gut vernetzt“ war sie stets, „ein starkes Mädchen“, loben Weggefährten. Unter wem auch immer sie bei den Sozialdemokraten zu Posten kam, unter den mäßig erfolgreichen Exkommunisten Massimo d'Alema und Walter Veltroni oder unter einstigen Christdemokraten: Auf Mogherini war aus Parteiperspektive Verlass.

Die Ministerin macht bis heute wenig Aufhebens um ihre Person. Sie schätzt es, in ihrem römischen Viertel, in Prati, unweit des Vatikans, spazieren gehen zu können und dabei von „so gut wie niemandem“ erkannt zu werden. Auf Dienstreisen fliegt Mogherini Economyclass. Und isst auf dem Rückflug von Wien nach Rom, wie alle anderen auch, ein Käsebrod aus der Zellophanhülle, während sie mit dem Textmarker über die Akten zur Ukraine-Krise geht.

Italien, offizielle Staatsverschuldung gut 2,1 Billionen Euro, muss haushalten. „Für mich kein Problem“, sagt Mogherini, „ich versuche ohnehin, so wenig wie möglich an meinem bisherigen Leben zu ändern.“ Am Amtssitz, der Farnesina, geht hingegen die Angst vor den Sparplänen um: Der Prachtbau mit seinen mehr als sechs Kilometer langen Fluren und an die 1300 Zimmern zeugt von den Zeiten, da Mussolinis Italien noch Kolonialmacht war. Botschafter Roms verdienen bis heute mehr als das Doppelte ihrer deutschen Kollegen.

Das Ministerium als Ganzes hingegen muss sich mit einem Bruchteil dessen be-

gnügen, was Berlin seinen Diplomaten zubilligt. Und Mogherini soll weitere 108 Millionen Euro einsparen – eine beachtliche Bürde angesichts des Ernsts der Lage, sagt ein westlicher Diplomat in Rom. „Der Niedergang der italienischen Außenpolitik hält seit 20 Jahren an, noch immer spürt man die Spätfolgen der Berlusconi-Jahre; hinzu kommt eine zunehmende Tendenz zu Nabelschau und Inseldenzen in Italien.“

Dass Renzi in seine ohnehin „sehr unerfahrene und sehr kleine Mannschaft auch noch eine ziemlich unerfahrene“ Außenministerin geholt habe, stelle ein erhebliches Wagnis dar für ein Land in der Krise, verlautet aus Diplomatenzirkeln. Schon länger heiße es bei wichtigen Gipfeltreffen, auf denen Deutsche, Franzosen und Briten für gewöhnlich den Ton angeben: „Wo sind eigentlich die Italiener?“

Mogherini fordert eine „konstruktivere Zusammenarbeit“ der EU-Partner und ein Ende der Gewohnheit, „daheim andere Positionen“ zu vertreten als auf EU-Ebene: „Was du in Rom oder Berlin sagst, musst du in Brüssel umsetzen.“ Den antideutschen Polemiken der Oppositionsführer Beppe Grillo und Silvio Berlusconi begegnet sie mit einem klaren Standpunkt: „Die Nachricht, dass es außer beim Fußball kein Italien gegen Deutschland gibt, muss der Öffentlichkeit vermittelt werden.“

Einmal hat sie, die Fehler hasst, Journalisten gegenüber sogar die „Achse Rom-Berlin“ gerühmt – um sich sofort danach zu verbessern: Der Begriff geht ja zurück auf die Zeiten des unseligen Bündnisses zwischen Mussolini und Hitler. In Berlin wird Mogherinis Kurs wohlwollend als „natürlicher Orientierungsreflex in Richtung Frank-Walter“ Steinmeier gedeutet. Der Deutsche bedankte sich am 8. Mai, dem Jahrestag des Kriegsendes, in Rom für die „ausgezeichnete Zusammenarbeit“.

An der Seite des Sozialdemokraten Steinmeier fühlt Mogherini, die oft und stolz auf ihre „politische Heimat“ verweist, sich gut aufgehoben. Und gewappnet gegen alle Bedenken, die anstehende Übergangsperiode in Brüssel, mit neuen Köpfen in Parlament und Kommission, könnte zu Chaos führen – ausgerechnet während der EU-Präsidentschaft Italiens.

Schließlich scheitert in Nachkriegs-Italien durchschnittlich jedes Jahr eine Regierung. Was also, wenn Rom im zweiten Halbjahr 2014 wieder einmal, wie so oft, mit innenpolitischen Grabenkämpfen und Winkelzügen beschäftigt wäre? Wenn gar Renzi über seine Reformpläne stürzte?

So weit werde es nicht kommen, sagt Mogherini nachts in der Bar und zaubert ihr schönsten Lächeln hervor. Die Regierung Renzi habe das Volk hinter sich: „Weil viele Italiener ahnen, dass dies unsere letzte Chance für Wandel ist.“ Walter Mayr



Flüchtling im Camp Topping in Juba

In Freiheit gescheitert

Südsudan Unter Jubel wurde vor drei Jahren der jüngste Staat der Welt geboren. Heute leidet die Bevölkerung unter Hunger und Kriegsverbrechen – der Fall eines politischen Selbstmords.

Die Glücklichen schaffen es auf die Isolierstation. Dort liegen sie unter einer Zeltplane auf Pritschen, neben ihnen Kübel mit Erbrochenem. Immerhin, sie bekommen Infusionen und Antibiotika. Die anderen, die sich bis in die Notaufnahme des Juba Teaching Hospital geschleppt haben, ins größte Krankenhaus der Stadt, müssen tagelang warten, neben fliegenumschwirrt Müllhaufen und stinkenden Abwasserlachen, zusammengekrümmt auf nacktem Beton. Niemand kümmert sich um sie.

„Täglich kommen neue Cholera-Kranke, sie haben sich durch verseuchte Nahrungsmittel oder fauliges Trinkwasser infiziert“, sagt Isaac Gawar, ein junger Arzt. Schweiß strömt über sein Gesicht. „Es sind schon 655 Fälle, wir können sie kaum bewältigen. 15 Menschen sind bereits gestorben.“

Das Krankenhaus ist so verwahrlost wie das ganze Land. Nichts ist mehr zu spüren von der Euphorie, mit der die Südsudane-

sen vor drei Jahren in eine bessere Zukunft aufbrachen. Am 9. Juli 2011 wurde der jüngste Staat der Welt geboren, Zehntausende jubelten damals: Endlich frei! Endlich unabhängig!

Im Januar 2011, nach einem jahrzehntelangen Sezessionskrieg, hatten 99 Prozent der überwiegend christlichen Bevölkerung für die Unabhängigkeit vom muslimisch geprägten Sudan gestimmt. Der Frieden währte nur kurz, im Dezember 2013 brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Über 10000 Menschen sollen bislang getötet worden sein. 1,3 Millionen wurden nach Schätzungen der Vereinten Nationen vertrieben, vier Millionen sind von einer Hungersnot bedroht.

Hinter dieser Tragödie steht das Zerwürfnis zweier Politiker, die einst gemeinsam für die Unabhängigkeit gekämpft haben: Präsident Salva Kiir und Vizepräsident Riek Machar. Sie repräsentieren jeweils die größten Volksgruppen im Land, die Dinka und die Nuer, ihr Machtkampf war von An-

fang an durch ethnische Rivalität geprägt. Es geht um den Zugriff auf die wertvollste Ressource des Landes: Erdöl.

Im Juli des vergangenen Jahres feuerte Staatschef Kiir, ein Dinka, das gesamte Kabinett und entließ seinen Stellvertreter Machar, einen Nuer. Vier Monate später, am 15. Dezember, entlud sich der schwelende Konflikt in Gefechten. Kiir wirft seinem Gegner vor, einen Putsch angezettelt zu haben, Machar bestreitet dies. Fest steht, dass mehrere Divisionen der Armee zu den Rebellen übergelaufen sind und gegen die Regierungstruppen kämpften.

Zahlreiche Dörfer wurden seither dem Erdboden gleichgemacht, größere Städte wie Malakal haben sich in Geisterorte verwandelt. Menschenrechtsorganisationen beschuldigen beide Seiten schwerer Kriegsverbrechen. Mitte April verübten die Aufständischen ein Massaker in Bentiu, Augenzeugen berichteten von Hunderten Toten. Und von Leichen auf den Straßen,

FOTOS: PHIL MOORE / DER SPIEGEL

über die sich Schweine her-machten.

In den schwer zugänglichen Kampfzonen verschlechtert sich die Lage von Tag zu Tag. Dort konnten die Bauern in diesem Jahr ihre Felder nicht bestellen und keine Ernte einfahren. Weil im Mai die Regenzeit begonnen hat, sind viele Hungernde auf den schlammigen Landwegen nicht mehr zu erreichen; sie müssen aus der Luft versorgt werden.

Im al-Sabah Children's Hospital in Juba, dem einzigen Kinderkrankenhaus im Südsudan, werden 20 zu Tode erschöpfte Säuglinge und Kleinkinder mit Nährlösung hochgepäpelt. Sie haben einen aufgedunsenen Bauch, spindeldünne Gliedmaßen, spitze Rippenknochen, Ausschlag auf der pergamentdünnen Haut. Sie wimmern, zum Schreien sind sie zu schwach.

Die Mutter eines neun Monate alten Mädchens erzählt, wie ihr Mann von den Rebellen erschossen und das halbe Dorf ausgerottet wurde und wie sie es mit letzter Kraft schaffte, sich aus dem 600 Kilometer entfernten Malakal nach Juba durchzuschlagen. Ihr Kind ist bis auf die Knochen abgemagert. Es hat das Gesicht einer alten Frau.

Dem Gesundheitsministerium ist es in den drei Jahren seit der Unabhängigkeit noch nicht einmal gelungen, die wenigen Krankenhäuser in Juba zu renovieren. Der zuständige Minister sagt am nächsten Morgen den vereinbarten Gesprächstermin wieder ab. Er fühle sich nicht wohl, erklärt einer seiner Sekretäre, die in kahlen Büros hinter leeren Schreibtischen sitzen – und den ganzen Tag nur auf den Abend warten.

Rund 200 000 Staatsbedienstete bevölkern die vielen Ministerien und Ämter, darunter viele Exrebellent, die nach dem Bürgerkrieg eine neue Aufgabe brauchten. Von der Verwaltung eines modernen Staatswesens haben sie keine Ahnung.

Juba, eine Barackensiedlung mit einer halben Million Einwohnern, hat sich in die Welthauptstadt der Hilfsindustrie verwandelt. Zurzeit sind hier rund 200 Entwicklungsorganisationen tätig, staatliche, kirchliche und private, hinzu kommen die Uno-Friedenstruppen und diverse Agenturen der Vereinten Nationen. Weil es so viele sind, hat die Zulassungsbehörde sogar eigene Autokennzeichen für ausländische Nichtregierungsorganisationen ausgegeben.

In den vergangenen drei Jahren hat vermutlich kein Land der Welt pro Kopf mehr internationale Unterstützung erhalten, allein im



Cholera-kranke Kinder in Juba: Welthauptstadt der Hilfsindustrie

Gründungs-jahr waren es 1,4 Milliarden Dollar. „Gemessen am Aufwand sind die Ergebnisse dürftig“, sagt ein EU-Diplomat. Hunderte Millionen seien in der Hauptstadt Juba geblieben, im Rest des Landes existiere der Staat nicht.

Über drei Viertel der geschätzt zehn Millionen Südsudanesen sind Analphabeten, jeder Dritte ist chronisch unterernährt, nur ein Prozent hat Zugang zu Strom. Die Müttersterblichkeit ist die höchste der Welt. Auf dem neuesten „Index fragiler Staaten“ liegt das Land auf Platz eins, vor Somalia.

Dabei ist der Südsudan ein potenziell reicher Staat. Er verfügt über Öl, wertvolle Mineralien, Tropenholz und fruchtbares Agrarland, das halb Afrika ernähren könnte. In Friedenszeiten sprudelten aus seinen Ölquellen noch bis zu 350 000 Barrel pro Tag, infolge der Kriegswirren schrumpfte die Fördermenge auf 160 000 Barrel. Die Regierung erhält für jedes Fass 68 US-Dollar, dürfte also im laufenden Wirtschaftsjahr immer noch rund vier Milliarden Dollar einnehmen. Doch der Reichtum versickert. Schon vor 2011 stellte ein vertraulicher Bericht von Bilanzprüfern fest, dass Mil-

lionen Petrodollar auf Bankkonten in Genf abgezweigt wurden. Nach der Unabhängigkeit vervielfachte sich die unterschlagene Summe.

Im Juni 2012 schickte Präsident Salva Kiir einen Brief an 75 hohe Staatsbeamte. Er forderte sie auf, gestohlene Öleinnahmen zurückzuerstatten, insgesamt vier Milliarden Dollar. „Wir haben vergessen, wofür wir einst kämpften, und angefangen, uns auf Kosten unseres Volkes zu bereichern“, mahnte der autokratisch herrschende Staatschef. Er und seine Minister reden öffentlich gern über Transparenz, gute Regierungsführung und Bekämpfung der Korruption.

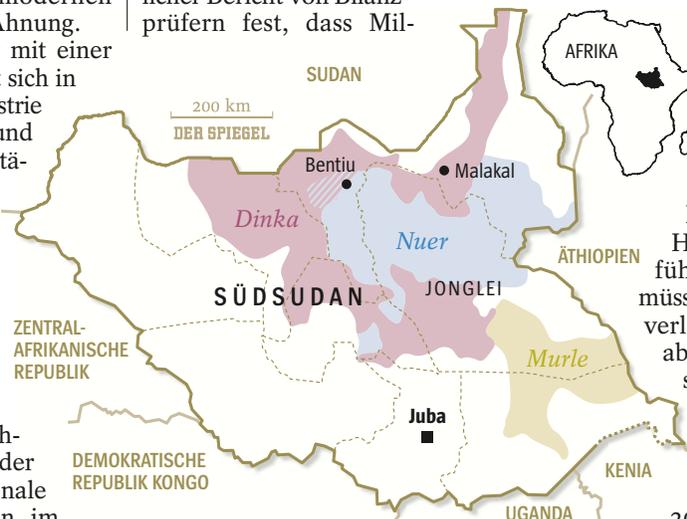
„Die Demokratie liegt uns im Blut“, sagt der Präsident. Er weiß, was die westlichen Geberländer hören wollen.

In diesen Tagen bereitet die Regierung die Jubelfeiern zum dritten Geburtstag des Südsudan vor. Auf Großplakaten steht: „Der Kampf geht weiter. Unsere Mission ist noch nicht vorbei.“ Heimatvertriebene wie John Kom Yak empfinden solche Parolen als Hohn. Der 47-Jährige floh mit seiner Familie nach dem Ausbruch der Kämpfe nach Topping, in das Flüchtlingslager am Rand von Juba, das Blauhelme der Unmiss schützen. Die Friedensmission der Vereinten Nationen soll demnächst auf insgesamt 12 500 Mann aufgestockt werden, ihr Mandat wurde Ende Mai um sechs Monate verlängert.

„Sie werden noch viel länger bleiben müssen“, sagt Yak, ein hochgewachsener Nuer mit Schmucknarben auf der Stirn. Er sitzt im Schatten einer Akazie und spielt Domino mit ein paar alten Männern. Auf ihren Handys zeigen sie Fotos von den Gräueltaten in ihrem Dorf. „Das haben die Soldaten der Regierung angerichtet, diese verdammten Dinka“, sagt Yak. Er hat seine Mutter verloren, die Schwiegereltern, die Söhne.

Yak arbeitete nach der Unabhängigkeit als Dorfpolizist, das Gehalt reichte aus, um seine elfköpfige Großfamilie zu ernähren. Nun ist ihm außer den Kleidern am Leib, seiner Uniform und ein paar Habseligkeiten nichts geblieben. „Wir fühlen uns wie Gefangene, aber wir müssen hier bleiben. Wenn wir das Camp verlassen, werden wir von den Dinka abgeschlachtet.“ Das Stammesdenken sei jetzt wieder viel stärker als das Nationalgefühl, sagt Yak. „Das Nation Building war nur eine Illusion.“

Im Camp Topping haben über 20 000 Binnenvertriebene Zuflucht



gefunden. Sie hausen in windschiefen Zelten, schlafen auf feuchten Matratzen, 65 Personen müssen sich eine Latrine teilen. Wenn sie von den Tanklastern Wasser holen, versinken sie in knöcheltiefem Morast.

Viele Flüchtlinge haben keine Hoffnung mehr auf einen stabilen Frieden. Sie halten auch nicht viel von dem Abkommen, das Präsident Kiir und Rebellenführer Machar am 10. Juni unterzeichnet haben. Denn schon zweimal, im Januar und im Mai, wurde eine Waffenruhe vereinbart – und von beiden Seiten nach wenigen Tagen gebrochen.

Diesmal aber haben die Nachbarstaaten Sanktionen angedroht, sollten die beiden Erzfeinde den jüngsten Friedensvertrag nicht erfüllen. Er sieht vor, dass sie binnen 60 Tagen eine gemeinsame Übergangsregierung bilden, um den Südsudan vor dem endgültigen Scheitern zu bewahren.

„Wir werden Frieden und Wohlstand schaffen“, sagt David Yau Yau vom Volk der Murle. Der ehemalige Theologiestudent zählt zu den berühmtesten Warlords, die ihre eigenen Regionalkriege führen. Nach einer verlorenen Wahl scharte er eine Truppe Aufständischer um sich und terrorisierte die Bevölkerung im Bundesstaat Jonglei. „Wir sind für all diese Ereignisse mitverantwortlich“, bekennt Yau Yau, „aber jetzt wollen wir uns versöhnen.“ All diese Ereignisse, das sind: Raubzüge, Vergewaltigungen, Versklavung von Kindern, ethnische „Säuberungen“.

Die wahre Ursache der Krise sei die systematische Benachteiligung seiner Heimatregion, erklärt Yau Yau. Es gebe dort keine Teerstraßen, keine Schulen, keine Krankenhäuser, nichts. Yau Yau fordert einen fairen Anteil an den Ölgewinnen, künftig will er den Bezirk Pibor, „mein Territorium“, selbst verwalten. Mit einer zehnköpfigen Delegation ist er in die Hauptstadt gereist, um mit der Regierung die Modalitäten auszuhandeln. An diesem Abend steht ein Dinner mit Staatschef Kiir an.

Vor ein paar Monaten wäre diese Mission noch lebensgefährlich gewesen. Yau Yau hat bereits einen Mordanschlag überlebt. Er war ein Erzfeind des Präsidenten, seine Krieger kämpften gegen die Regierungsarmee und töteten oder vertrieben Dinka und Nuer aus ihrem Machtgebiet. Seit Kurzem gehört der Rebellenführer zu den Verbündeten des Präsidenten, Kiir hat Yau Yau sogar zum General gekürt und will dessen Truppe in die Armee integrieren. Er hat nun einen Widersacher weniger.

Bartholomäus Grill



Videoreportage:

Im Cholera-Krankenhaus

spiegel.de/app272014suedsudan
oder in der App DER SPIEGEL



Die Unsterblichen

Global Village Warum sich eine Gruppe russischer Wissenschaftler auf der Insel Gavdos auf griechische Götter beruft

Am äußersten Gipfel von Gavdos, auf einer Klippe gut 20 Meter über dem Meer, steht ein überdimensionaler Stuhl verloren in der Landschaft. Der Stuhl ist rund 2,50 Meter groß und steht nur auf einem Bein, es ist exakt an der Stelle im Felsen verankert, die den geografisch südlichsten Punkt Europas markiert.

„Wir haben von hier das ganze Europa vor uns“, sagt Aleksej, ein russischer Physiker. Der Platz lade ein, „den Blick zu weiten und zu öffnen für eine ganzheitliche Welt und deren Bedeutung für die Zukunft Europas“.

Aleksej, 50, hat den Stuhl zusammen mit einigen Freunden erdacht und auch den Hintersinn dazu, sie kennen sich aus mit tieferen Einsichten. Seit rund 15 Jahren leben sie zusammen auf der Insel, ehemalige Physiker, Atomforscher, Raumfahrtexperten vor allem aus Russland und der Ukraine, ausgestiegen aus ihrer alten Welt, aus Labors und Hörsälen.

Sie alle eint eine Einsicht: „Uns interessiert, wie die Welt funktioniert“, sagt Aleksej, „aber es blieben zu viele Fragen offen, die die Physik nicht beantworten kann.“ Er glaubt nicht an endgültige Wahrheiten, er ist sicher, dass es noch andere Sphären gibt als die von der Naturwissenschaft beschriebenen.

Nach ihnen sucht er. Aleksej hat an einem Raumfahrtinstitut in Moskau geforscht, bis er zu der Erkenntnis kam, dass „Logik und Denken nicht alles ist, um das Leben zu verstehen“. Was zum Beispiel ist Licht, warum gibt es Schwerkraft? Die Menschheit habe sich an Lebensmodelle gewöhnt, „deren letzter Ursprung physikalisch oder wissenschaftlich nicht zu erklären ist“, sagt auch Alla, 47, eine Kristallphysikerin aus Charkiw in der Ostukraine.

Um die Welt und die menschliche Existenz besser verstehen zu können, zogen die russischen Wissenschaftler nach Gavdos, ins Mutterland der griechischen Philosophen. Die Insel liegt rund 35 Kilometer südlich von Kreta im Mittelmeer. Es gibt noch nicht einmal ein Dorf auf Gavdos, nur ein paar Flecken mit zusammengewürfelten Steinhäusern, in denen im Sommer rund 150 Menschen leben, im Winter nicht einmal die Hälfte.

Der Legende nach ist hier der mythische Ort, an dem Homers Nympe Kalyso den vom Trojanischen Krieg heimfahrenden Odysseus sieben Jahre lang nicht aus ihren Fängen ließ. Die Wissenschaftler hingegen lässt seit ihrer Ankunft auf der Insel die Sinnsuche nicht mehr los.

Den Kern ihrer „philosophischen Schule“, zu der sie sich hier zusammengefunden haben, bilden neben Aleksej und Alla der Teilchenphysiker Aleksander, 50, aus Moskau, die Pädagogin Rachel, 43, aus Zürich und der Ingenieur Marek, 50, aus Kattowitz.

Jeden Morgen gegen sechs Uhr trifft sich die Gruppe und diskutiert, oft unterstützt von Gästen und Sympathisanten, ihre Vorstellung von einer ganzheitlichen Welt, in der Natur und Wissenschaft, Menschheit und Götter gleichberechtigt Platz nebeneinander haben. In einem unterirdischen Konfe-

renzraum, einige Meter tief in den Berg gegraben, berufen sie sich dazu gern auf die griechischen Götter.

In der Antike waren es die Menschen gewohnt, mit Göttern zu leben, sagt Aleksej, warum also nicht auch heute? Viele göttliche Wesen hätten damals als unsterblich gegolten, wie Zentaur, ein Pferd mit Menschenkopf, oder der Minotaur, ein Mensch mit Stierkopf.

Die Gruppe strebt nach Unsterblichkeit, sie sei die eigentliche Bestimmung des Menschen. Und die Wissenschaftler sind be-seelt vom Glauben, dass es wie in der antiken Mythologie möglich sein müsse, „einen gleichgewichtigen Zustand zwischen Sterblichen und Unsterblichen zu erreichen“. Darum dreht sich ihr ganzes Streben, darum sind sie hier und verkriechen sich täglich stundenlang in den Berg.

Als Beleg für ihren Glauben dient ihnen ihr Freund Andrej. Der Mitbegründer der Gruppe, ein russischer Nuklearforscher, war nach dem Unglück von Tschernobyl als „Liquidator“ im Katastrophenreaktor eingesetzt worden. Er wurde dabei schwer verstrahlt. Zur Überraschung vieler Experten ist er aber noch immer am Leben und putzmunter und philosophiert mit Gleich-



Mitglieder der Physikerkommune auf Gavdos

Keine Zeit, verrückt zu sein

gesinnten inzwischen in einer russischen Dependence der „philosophischen Schule“.

„Es gibt physikalisch keinen Grund zu sterben“, behauptet Aleksander. Schließlich glaubten ja viele Religionen nicht nur an die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch an die Auferstehung des Fleisches. Versatzstücke der Quantenphysik und der Relativitätstheorie, buddhistische und andere religiöse Fragmente sowie Relikte aus antiken Mythologien treiben die Kommune an.

Die Unsterblichen von Gavdos und ihr Stuhl spalten die Inselbewohner. Manche halten den Stuhl für „kommunistische Monumentalkunst“ und die Gruppe schlichtweg für Spinner.

„Wir haben keine Zeit, verrückt zu sein“, sagt Aleksander, der Teilchenphysiker. Und tatsächlich, seine Freunde und er können überraschend pragmatisch sein. Sie bauen neue Häuser für die Bewohner der Insel, sie reparieren ihre Autos und Fischerboote, restaurieren die vielen kleinen Kapellen der Gläubigen. Als Gegenleistung und Dank bekommen sie Obst und Wein oder eine Ziege, manchmal helfen sie auch umsonst. Dann verzeihen die Einheimischen den Wissenschaftlern sogar den komischen Stuhl.

Manfred Ertel



Capello



Prandelli



Hodgson

WM-Trainer Teure Verlierer

Geld schießt Tore, lautet ein Klischee im Fußball, und die WM bestätigt es. Ganz oben auf der Liste der Torjäger standen nach der Vorrunde die Topverdiener Neymar, Lionel Messi, Thomas Müller, Arjen Robben und Karim Benzema. Aber erklärt Geld auch, wie man Tore schießt –

und wie man sie verhindert? Eher nicht, wenn diese WM der Maßstab ist. Die drei bestbezahlten Trainer des Turniers schieden in der Vorrunde aus: Fabio Capello, Coach der Russen, mit einem Jahresgehalt von knapp 8,4 Millionen Euro, der Engländer Roy Hodgson mit rund 4,4 Millionen Euro jährlich und der Italiener Cesare Prandelli mit einer Apanage von 3,2 Millionen Euro per annum. Der Trainer, der am

dürftigsten entlohnt wird, sorgte hingegen mit für das begeisterndste Spektakel – der Mexikaner Miguel Herrera, der sich mit 160 000 Euro Grundgehalt im Jahr zufriedengibt. Das ist in etwa so viel, wie Kollege Capello in einer Woche einsackt. Sabri Lamouchi, Trainer der Elfenbeinküste, liegt mit 770 000 Euro jährlich nur im unteren Mittelfeld. Gemessen am Pro-Kopf-Einkommen im jeweiligen Land ist

Lamouchi indes der bestbezahlte Coach: Seine Gage liegt 795-mal über dem jährlichen Durchschnittsverdienst in der Elfenbeinküste. Die Hälfte der 32 WM-Trainer streicht mehr als eine Million Euro pro Jahr ein, Joachim Löw rangiert mit etwa 2,7 Millionen Euro auf Platz sechs – vier Plätze vor Jürgen Klinsmann, der als Coach des US-Teams rund zwei Millionen Euro jährlich kassiert. wul

Fußballfans Mehr Gewalt

Bei Einsätzen im Umfeld von Fußballspielen hat sich die Zahl der verletzten Polizisten in der abgelaufenen Saison 2013/2014 im Vergleich zur vorherigen Spielzeit nahezu verdoppelt: Den neuen Spitzenwert von 158 verletzten Beamten führt die Bundespolizei auf den vermehrten Einsatz von Pyrotechnik bei gewaltbereiten Fans zurück. Auch sei die Szene insgesamt härter geworden. Rund jede dritte festgestellte Straftat bei Fußballeinsätzen war ein Gewaltdelikt, in der Vorsaison war es noch rund jede vierte. Die Zahl der „repressiven Einsätze“ stieg laut Bundespolizei „erheblich“. aul



Bengalische Feuer im Stadion von Energie Cottbus

Ein scheuer Löwe

Vermarktung Fußballstars nutzen heute vor allem soziale Netzwerke als Werbepattform. Mesut Özil ist der populärste deutsche Spieler bei Facebook – obwohl er wenig zu sagen hat. *Von Alexander Osang*



Vor ein paar Tagen hat der deutsche Nationalspieler Mesut Özil über Facebook erklärt: „Der Löwe – mein Lieblingstier.“

Dazu sieht man das Bild eines Löwen, hinter dem Mesut Özil hervorschaut.

Özil trägt ein Adidas-Hemd. Das Löwenbekenntnis ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden, ins Türkische, Arabische, Portugiesische, Spanische und Englische. Fast 150 000 Menschen mögen bislang die Tatsache, dass Özils Lieblingstier der Löwe ist.

Mesut Özil ist nicht nur in Deutschland einer der beliebtesten Fußballer, sondern auf der ganzen Welt. Er stammt aus Gelsenkirchen, hat aber auch für Werder Bremen und Real Madrid gespielt und ist momentan beim FC Arsenal London beschäftigt. Er ist ein Weltstar. Fast 30 Millionen Menschen folgen ihm über verschiedene soziale Netzwerke, allein 20 Millionen auf Facebook. Damit ist er der mit Abstand populärste deutsche Fußballer dort.

Als öffentliche Persönlichkeit dagegen wirkt Mesut Özil weniger beeindruckend.

Er bewundert den Löwen, erinnert selbst aber eher an den kleinen Sid aus „Ice Age“, das Faultier mit dem großen Herzen. Man möchte ihn in den Arm nehmen. Özil flüchtet vom Spielfeld, er läuft mit Kopfhörern oder im Schatten größerer Spieler durch die Mixed Zone, wo die Journalisten warten. Wenn er doch anhält, rattert er Rasenmähersätze wie Dustin Hoffman in „Rain Man“. Wer mich kennt, weiß, dass ich lieber auf der zehnten spiele, aber der Trainer sieht mich weiter rechts, und ich bin hier, weil ich der Mannschaft helfen will.

Mesut Özil gibt ungenervt Interviews. Alles, was er sagen will, sagt er über Facebook und Twitter. Dort erscheint er nachdenklich und schlagfertig. Nach dem Spiel gegen Ghana postete er: „Was für ein intensives Match – kaum noch Kraft, etwas zu schreiben.“

170 000 Menschen mögen diesen Satz bis heute.

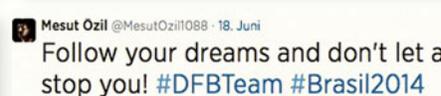
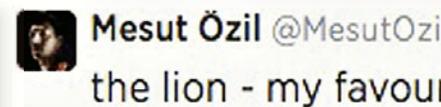
Anfang voriger Woche stellte er ein Foto auf seine Facebook-Seite, auf dem er beim Training im WM-Quartier Bahia ein Rugby-Ei fängt: „Auf dem Weg zur Rugby WM-2015?“, stand dahinter. „Nein, ich bevorzuge nach wie vor mein Lieblingsspielzeug, den Fußball.“

110 000 Menschen fanden das gut.

Es heißt, die Weltmeisterschaft in Brasilien sei die erste WM der sozialen Netzwerke. Mesut Özil ist ein gutes Beispiel dafür. Er entzieht sich den traditionellen Medien, weil er seine Interessen über andere Kanäle besser verwirklichen kann. Sein Medienberater Roland Eitel sagt, dass

Firmen beim Abschluss von Werbeverträgen heute zuallererst nach den Klickzahlen fragen.

Özil hat einen bis 2020 laufenden Werbevertrag mit Adidas, der 20 Millionen Euro wert sein soll. Bastian Schweinsteiger informiert seine Facebook-Freunde über einen Spot der Kopfhörermarke, für die er



wirbt, Thomas Müller berichtet auf Facebook über ein Grill-Modell. Ist Mesut Özil auf seinen Seiten zu sehen, trägt er meist ein Adidas-Hemd.

Vor einiger Zeit hat sich Mesut Özil den zweiten Vornamen seiner Freundin auf seinen Adidas-Schuh schreiben lassen. Grace. Er hat den Schuh mit dem Handy fotografiert und auf Facebook gestellt. Sechs Millionen Menschen haben sich das angeschaut.

„Wenn man das produziert hätte, mit Fotografen und Studio, hätte man viel Geld bezahlt“, sagt Eitel. „Dann hätte man Anzeigen kaufen müssen, noch mal Geld bezahlen. Und dann wäre nicht mal klar gewesen, ob man überhaupt seine Zielgruppe erreicht.“

So aber schicken sie das Foto zu einer kleinen Webagentur in München, mit der

sie zusammenarbeiten. Eitel, der früher mal für die *Stuttgarter Zeitung* gearbeitet hat, kümmert sich um den Text. Er lässt ihn in verschiedene Sprachen übersetzen und schickt ihn um die Welt. Indonesien ist ein interessanter Markt. Sie haben ausgerechnet, dass Mesut Özil über die sozialen Netzwerke zu über 80 Prozent seine werberelevante Zielgruppe erreicht. Das sind Menschen zwischen 14 und 25.

„Da gibt es praktisch keine Streuverluste“, sagt Eitel. Er ist seit 25 Jahren in der Medienberatung. Zu seinen Klienten gehören seit langer Zeit auch Jürgen Klinsmann und Jogi Löw. Das Geschäft hat sich über die Jahre ein wenig verändert, aber eigentlich macht Eitel immer noch dasselbe. Er bringt die Interessen seiner Klienten in die Öffentlichkeit. Und das funktioniert

heute am effektivsten über die sozialen Netzwerke. Noch während der WM 2006 habe der damalige deutsche Trainer Klinsmann darauf bestanden, dass keine Zeitungen im Mannschaftsquartier herumlägen. Heute sei das keine Gefahr mehr. Niemand lese mehr Zeitungen.

Eitel sitzt im Journalistendorf Toko Village, das unweit des WM-Trainingslagers der deutschen Nationalmannschaft steht. Er müsse hier vor Ort sein, um die Stimmungen zu erfühlen, sagt er. Man könne Twitter und Facebook nicht von zu Hause aus füttern. Er hat momentan das Problem, dass Mesut Özil nicht so richtig auf die Fifa-Pressekonferenz will, für die er bereits angekündigt ist. Er weiß, dass Özil zumachen kann, wenn der Druck zu groß wird. Er sagt dann: Ich muss gar nichts. Er lebe nicht in einer Welt, in der Pressesprecher irgendeine Art von Einfluss haben. Die Funktionäre sind nicht die Guten. Sie sind nur da. Neutrale Wesen mit Interessen. Keine Freunde.

Man muss das vorsichtig handhaben.

Mesut Özil fühlt sich seit Kurzem ungerecht bewertet. Er ist einer der brillantesten deutschen Angreifer, ein Spieler, der vorzüglich ins Konzept von Jogi Löw passt, er hat in der Qualifikation die meisten Tore geschossen, aber plötzlich heißt es: Die Körpersprache stimmt nicht. In kritischen Situationen verschwinde er. Er sei kein Kämpfer.

Außerdem singt er die Hymne nicht.

Mesut Özil ist Muslim. Er ist der beliebteste muslimische WM-Fußballer im sozialen Netzwerk, beliebter als Karim Benzema, sagt Eitel, aber das hat seinen Preis. Die muslimische Welt reagierte empfindlich, als Özil ein Weihnachtsfoto von sich und seiner Freundin Mandy Capristo postete. Mit Baum. Außerdem erkannte jemand auf einem Partybild eine Weinflasche.

„Das kam in Izmir natürlich nicht gut an“, sagt Eitel. „Aber Mesut steht dazu. Auf der Feier waren 50 Leute. Er trinkt nicht, aber er will seinen Gästen nichts vorschreiben. Das ist er nicht.“

Aber was ist er dann?

„Er steht da drüber“, sagt Eitel. „Er ist über.“

Über was?

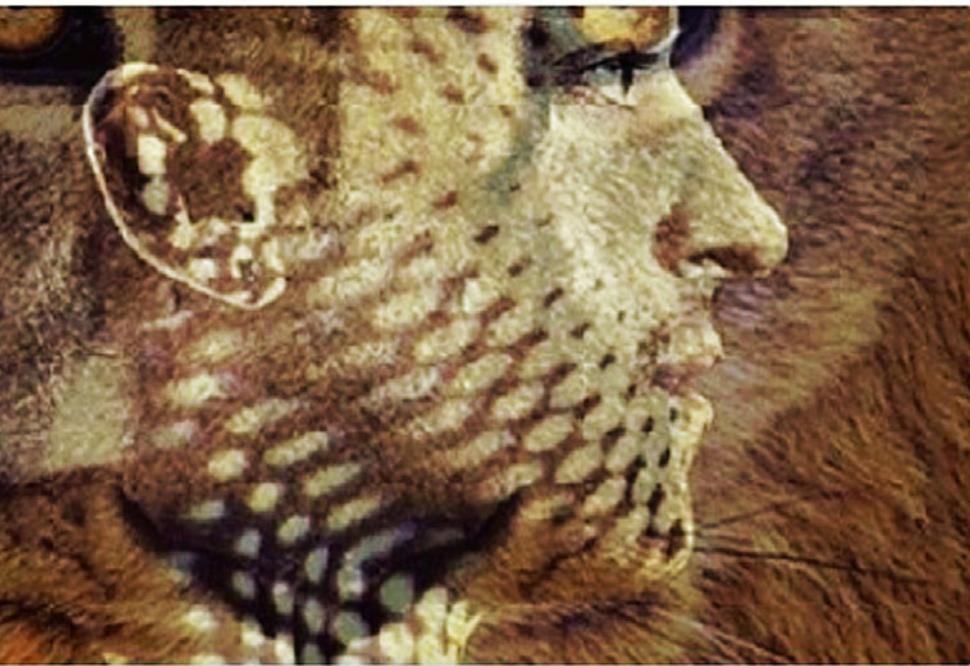
„Überreligiös. Über den Dingen schwebend. Niemandem verpflichtet.“

Er erwähnt das Tattoo, das Özil seit Kurzem trägt. „Only God Can Judge Me“, steht auf seinem Oberarm. Eine Tätowierung, die direkt an das deutsche Volk und andere religiöse Eiferer gerichtet zu sein scheint. Nur Gott richtet über mich. Ein Satz wie aus einem Queen-Song.

Man muss an die Geste denken, die ein anderer deutscher Fußballer gerade aus-

11088 · 20. Juni

rite animal #WorldCup #Brasil2014



nyone



nd Videos anzeigen



Per Membraner
Grill Gesellschaft Deutsche Stadion Kampfsport
#WORLD2014 #Bananenweisse pic.twitter.com/puD6FPOSq

Mesut Özil @MesutOzil088 · 12 Std.
Hehe ;-) #GER #Özil #DFBTeam
"@dougillsnyt: President Obama watches the USA vs Germany World Cup game #worldcup pic.twitter.com/puD6FPOSq"



5 Tsd 4,9 Tsd Mehr Fotos und Videos anzeigen

Nationalspieler in sozialen Medien

„Über den Dingen schwebend“

probiert. Der heißt Mario Götze und hat, nachdem er sein erstes Tor bei dieser Weltmeisterschaft erzielte, die Arme ausgebreitet und in den Himmel geschaut. Wer ist dort oben? Gott? Der Regisseur? Schwer zu sagen. Götze hat ein Bild dieser Geste auf Facebook gepostet. Es ist oben und unten von dicken schwarzen Streifen gerahmt, sodass der posierende Götze aussieht, als sei er in einen Sergio-Leone-Film geraten. Darüber steht der Satz: „Vielen Dank, dass ich gesund bin und meinen Traum leben kann.“

Man fragt sich, was Götze wichtiger ist: die Geste oder das Tor.

Jürgen Klinsmann hat kurz vor der Fußballweltmeisterschaft beschrieben, wie sich junge Fußballer in den sozialen Netzwerken verirren können. Es sei nicht unproblematisch, ein Leben zu führen, dessen Ziel darin bestehe, virtuelle Zustimmung zu bekommen.

Von Mesut Özil weiß man, dass er gern die türkische Eierspeise Menemen isst. Seine Entourage besteht aus einem Cousin, einem Kumpel, dem es schlecht geht, und einem Kumpel, dem es gut geht. Nach Saisonabschluss fahren alle zusammen nach Las Vegas.

„Ich sehe mich bei Mesut als Bestärker. Als Verstärker“, sagt Eitel am Tag vorm deutschen WM-Spiel gegen die USA. Er ist nach Recife geflogen, weil alle seine drei Klienten in der Stadt sind. Löw, Klinsmann, Özil. Er hat gestern Abend mit Jürgen Klinsmann, Berti Vogts und Andreas Herzog gegessen.

Tagsüber hat Eitel Mails beantwortet. Google Alert, das er auf die Namen Klinsmann, Löw und Özil programmiert hat, quillt wie der süße Brei. Es läuft gut für Eitels Klienten.

Schließlich geht auch Mesut Özil in die Fifa-Pressekonferenz. Er schlägt sich gut. Als ihn jemand fragt, was es für ihn bedeute, dass der Ramadan in dieser Woche beginne, gibt er die wunderbare Antwort: „Ich kann leider da nicht mitmachen, weil ich halt arbeite.“

Was also muss bei Mesut Özil verstärkt werden?

„Er soll als der super Junge rüberkommen, der er ist. Ein anständiger, moralisch integrier Mensch. Auf dem Boden geblieben. Höflich, bescheiden“, sagt Eitel. „Sicher, er fährt Ferrari. Aber als Tito Vilanova, der frühere Trainer des FC Barcelona, gestorben ist, hat er sein Beileid gepostet. Ich weiß nicht, wie viele Real-Spieler das getan haben.“

Eitel erwähnt das Wohltätigkeitsprojekt, an dem Özil sich beteiligt. Big Shoe. Da werden Operationen für Kinder in der Dritten Welt bezahlt. Özil kümmert sich um elf Kinder. Seine Fußballmannschaft. Er ist ein Familienmensch. Er hat Bilder seiner Nichte gepostet.

Eitel hätte gern, dass er gelegentlich etwas aus der WG berichtet, in der er während der Weltmeisterschaft wohnt. Er ist mit Khedira, Podolski, Mertensacker, Boateng und Zieler zusammen. Aber die Mannschaftsführung will keine Bilder aus dem Campo. Bundestrainer Löw sind die sozialen Netzwerke suspekt.

Ein Interview mit Mesut Özil kommt nicht zustande, aber Roland Eitel bietet an, ihm Fragen zu übermitteln. Er mailt die Antworten ein paar Stunden später. Auf die Frage nach dem Unterschied zwischen sozialen und traditionellen Medien gibt es folgende Antwort:

„Das ist nicht zu vergleichen. Für mich sind die sozialen Medien eine ganz andere Form der Darstellung und der Kommunikation. Traditionelle Medien berichten für eine breite Masse – wir kommunizieren mit den Fans.“

Das Wunderbare an einem Medienberater wie Roland Eitel ist, dass er gar nicht erst so tut, als habe Mesut Özil die Fragen beantwortet. Eitel mag zwar mit den neuen Medien umgehen, aber er ist alte Schule. Er ist ehrlich. Er sagt, er habe schon mal mit ihm geredet, aber Mesut fehle einfach die Zeit.

Eitel war selbst Journalist, vielleicht begreift er, auf welch absurdes Spiel sich Journalisten und Fußballstars geeinigt haben. Man feilt mit Sprechern und PR-Agenturen um die Wörter von 20-jährigen Spielern, als gehe es darum, die Kuba-Krise zu beenden.

Nach dem verregneten Fußballspiel gegen die USA spielt sich in der Mixed Zone das gleiche Schauspiel wie jedes Mal ab. Spieler laufen wortlos an den Journalisten vorbei, andere wie Hummels, Lahm und Mertensacker reden gern, Schweinsteiger schweigt in diesen Tagen aus irgendeinem geheimnisvollen Grund, und auch Mesut Özil scheint sich an den Mikrofonen vorbeischleichen zu wollen.

Aber dann bleibt er doch stehen und redet. Es sind die Sätze, die er so sagt, Sätze, in denen oft das Wort „natürlich“ vorkommt, aber dann bittet ihn ein englischer Journalist um einen englischen Satz. Özil will zunächst nicht, sagt aber schließlich: „We are happy here, because we want to win the World Cup.“

Es ist ein schöner, wahrer Satz. Aber er überlebt es nicht. Kurz darauf postet nämlich jemand im Namen von Mesut Özil zum verregneten USA-Spiel: „Die Wasserschlacht auch ohne Schwimmflügel gemeistert: Sieg und Gruppenerster! Yeah!“

Zwei Minuten später gibt es 8000 Menschen auf dieser Welt, denen das gefällt. Nach zehn Minuten sind es 20000, nach einer Stunde 100000, und irgendwann ist es wahr.

Nackte Könige

Euphorie Die Südamerikaner dominierten die ersten zwei Wochen der WM. Jetzt träumen sie von einer „historischen Rache“ an Europas Fußball.

Alvaro Pereira ist Abwehrspieler für Uruguay, und er lässt sich nicht so leicht aufhalten. Von einem Engländer schon mal gar nicht. 61. Minute im zweiten Gruppenspiel seiner Mannschaft: Das Knie eines englischen Stürmers knallte mit voller Wucht gegen Pereiras Schläfe, der Verteidiger blieb regungslos liegen, es sah nicht gut um ihn aus. Der Mannschaftsarzt signalisierte dem Trainer: auf jeden Fall auswechseln. Als Pereira das mitbekam, fing er an zu toben. Ruderte mit den Armen, schrie Richtung Ersatzbank. Pereira wollte unbedingt weiterspielen, und er spielte weiter, bis zum Schluss. Uruguay gewann. Und Alvaro Pereira sprach später von einem „Moment des Wahnsinns“.

Kann man so sagen.

Familie Cerda kommt aus La Serena in Chile, und sie lässt sich nicht so leicht davon abhalten, ihre Elf anzufeuern. 4000 Kilometer Entfernung sind noch lange kein Grund. Die sechs Cerdas fahren mit einem Ford-Pick-up nach Rio, während der ersten WM-Wochen übernachteten sie auf einer Tankstelle an der Copacabana, Vater und Mutter schliefen auf der überdachten La-depritsche, der Sohn legte sich mit seiner Frau und den beiden Kindern in die Fahrerkabine.

Ihr Auto ist mit chilenischen Flaggen bedeckt, ihre Gesichter haben die Cerdas zu Ehren der Nationalmannschaft La Roja rot bemalt. Für Karten reichte die Reisekasse nicht, aber glücklich sind sie trotzdem. Wegen der Ergebnisse. „Europas Fußball ist am Ende“, sagt Eduardo Cerda. „Seine Spieler sind alt und erschöpft. Unsere jung und hungrig. Diese WM gehört Lateinamerika.“

Kann man auch so sagen.

Dies war bislang ihre WM, die WM der Chilenen, der Brasilianer, der Kolumbianer, der Argentinier, der Uruguayer. Für das Achtelfinale qualifizierten sich diese fünf südamerikanischen Teams, dazu Mexiko und Costa Rica. Von den 13 europäischen Mannschaften waren nach der Gruppenphase nur noch 6 übrig. Die früheren Weltmeister England, Italien und Spanien gehörten nicht mehr dazu.

Wie kommt das?

Dies war bislang die WM der Lateinamerikaner, weil sie mit Wucht und Wille spielten, getragen von der Leidenschaft ih-





WM-Touristin vor Suárez-Foto, argentinische Fans: „Der nächste Champion kommt von diesem Kontinent“

rer Fans. Die sangen selbst dann noch die Nationalhymne, wenn die Musik längst verklungen war. Sangen weiter von Männern, die sich für ihr Vaterland opfern.

Für die Mannschaften war das der Einsatzbefehl. Als ihre Gegner erschöpft nach Luft schnappten, rannten und grätschten und passten sie immer noch, als ginge es um ihr Leben. Sie ließen sich nicht so leicht bremsen von Hitze und Luftfeuchtigkeit.

Es war aber nicht allein die Leidenschaft, die Kolumbien, Costa Rica und Chile durch die Vorrunde trug. Ihr Erfolg beruhte auch auf taktischem Geschick. Die Europäer haben versucht, bei dieser WM das zu spielen, was sie gewohnt sind: Ballbesitz, Kontrolle im Mittelfeld. Sie hätten das spielen müssen, was in Brasilien gefordert ist.

„Entweder ganz vorn versuchen, den Ball zu erobern, oder, wenn das nicht gelingt, sich ganz schnell und kompakt zurückziehen, um auf Konter zu lauern“, sagt Frank Wormuth, Chefausbilder der Trainer beim DFB. So haben es die Lateinamerikaner gemacht. Es ist die Art von Fußball, mit der Real Madrid die Champions League gewonnen hat. Dass die Südamerikaner das können, ist kein Zufall.

Die europäischen Mannschaften haben ihre taktische Überlegenheit verloren, weil die meisten Spieler aus Lateinamerika inzwischen bei einem Klub in Spanien, England, Frankreich, Italien oder Deutschland unter Vertrag stehen. Aus Argentinien WM-Kader spielen 19 von 23 Profis in Europa, bei Kolumbien sind es 16, bei Brasilien 18, bei Uruguay 16, bei Chile 15. Sogar bei Costa Rica sind es 11. Sie sind international erfahren und bestens geschult.

Diego Godín aus Uruguay etwa wurde mit Atlético Madrid spanischer Meister. Kolumbiens Mittelfeldstrategie James Rodríguez ist erst 22, landete aber bereits vor vier Jahren beim FC Porto; er führte den Klub zu drei Meisterschaften und zum Gewinn der Europa League. Im Sommer vergangenen Jahres wechselte er zum AS Monaco. Für 45 Millionen Euro.

Aber nach Lionel Messi und Neymar, die beide für den FC Barcelona spielen, ist Luis Suárez der größte Star. Der Stürmer aus Uruguay, angestellt beim FC Liverpool, ist ein begnadeter Torjäger. Aber auch ein Quartalsirrer. Die Fifa sperrte ihn vergangene Woche für neun Länderspiele und verhängte vier Monate Berufsverbot, weil er den Italiener Giorgio Chiellini in die Schulter gebissen hatte.

Für Suárez ist die WM vorbei, trotzdem erzählt seine Geschichte viel über den südamerikanischen Fußball. Suárez kommt von ganz unten, ein Straßenkicker, der den Sport genutzt hat, um reich zu werden.

Er stammt aus einer zerrütteten, aus einer armen Familie. Suárez hat gesagt, er könne es sich nicht leisten, auch nur einen Ball verloren zu geben. Weil er meint, dieser eine Ball könne ihn alles kosten, was er sich aufgebaut hat.

Sein Wille und sein Siegeshunger, aber auch der Zorn und Kontrollverlust entspringen der Angst, wieder in den Gossen Montevideos zu landen. Wenn ihn ein Spieler daran hindern will, ein Tor zu schießen, versteht er das nicht als sportliche Handlung, sondern als Angriff auf sich, auf seine Frau, seine Kinder. Das entschuldigt nichts, erklärt aber einiges. In seiner Heimat lieben sie ihn, egal was er auch anstellt. Selbst der Präsident nahm ihn nach dem Biss in Schutz. Er meinte, Suárez werde nicht dafür gelobt, „ein Mensch mit guten Manieren, sondern ein guter Fußballspieler zu sein“. Er sieht das so: „Die Strafe ist eine Aggression gegen die Jungs des uruguayischen Volkes.“

Solche Sätze, genau wie die Auftritte der lateinamerikanischen Mannschaften bei dieser WM – sie drücken das neue Selbstbewusstsein dieser Länder aus, ihre gewachsene Bedeutung. Für Costa Rica und Kolumbien zum Beispiel ist die WM eine Chance, ihr Image als Bananen- und Kokainrepublik abzuschütteln: Sie präsentieren sich als solide Demokratien mit weltläufigen Fans.

Früher war die WM vor allem eine Veranstaltung für Südamerikas Reiche, nur

sie konnten sich Flüge nach Europa, Asien und Südafrika leisten. Die Einkommensunterschiede sind weiterhin riesig, doch in den letzten Jahren sind Millionen Lateinamerikaner in die Mittelschicht aufgestiegen.

Von den knapp drei Millionen Tickets, die vor dieser WM verkauft wurden, ging knapp die Hälfte an Brasilianer, 61 000 Argentinier kauften eine Karte, 55 000 Kolumbianer, etwa 39 000 Chilenen. Die WM ist ein einziges Heimspiel für die Lateinamerikaner, und der Heimvorteil ist das älteste Mittel, um Spiele zu gewinnen.

Es sind wahre Völkerwanderungen, die Südamerikas Fans veranstalten. Mehr als 100 000 Fans aus Argentinien fielen zum Spiel gegen Nigeria in Porto Alegre ein, doch nur jeder Fünfte hatte ein Ticket.

„Der Fußball in Südamerika hat sich seit den Fünfzigerjahren demokratisiert, er ist heute Teil der kulturellen Identität“, sagt der Soziologe Mauricio Murad von der Universität des Bundesstaates Rio de Janeiro. Europas Fußball begriff Südamerika immer in erster Linie als Zuliefermarkt, was bei der WM passiert ist, sagt Murad, „ist eine Art historische Rache“.

Vergangene Woche begossen Lateinamerikas Fußballfans in Rio das Ende der europäischen Vorherrschaft. Sie saßen in der Bar Cervantes, Uruguayer, Kolumbianer, Argentinier, und drei Mexikaner mit Sombreros so groß wie Wagenräder drängten sich an der Theke. „Der König ist nackt“, rief einer von ihnen und lachte über das frühe Aus der Spanier, der einstigen Kolonialmacht. Er klopfte sich stolz auf die Brust und rief: „Der nächste Champion kommt von diesem Kontinent!“

Kann man so nicht sagen. Vielleicht werden sie doch noch gebändigt.

Bisher war es die WM der Lateinamerikaner. In Südafrika aber standen immerhin auch sechs Mannschaften aus Süd- und Mittelamerika im Achtelfinale. Ins Halbfinale schaffte es ein Team. Ins Finale keines.

Peter Ahrens, Rafael Buschmann, Jens Glüsing, Maik Großekathöfer

Der Kontrolleur

Nationalmannschaft Toni Kroos steht im deutschen Team für Präzision und modernen Spielstil. Er wurde lange verkannt und wird heute noch oft unterschätzt.

Im kleinen Flughafen von Porto Seguro, von dem aus die deutsche Mannschaft zu ihren WM-Spielen aufbricht, gibt es einen Buchladen, dort liegt ein sogenannter Kulturreiseführer für Deutschland aus. Brasilianer lernen darin etwas über deutsche Lebensart, die wichtigsten deutschen Begriffe sind kursiv gedruckt: *Gemütlichkeit*, *Bierstube*, *SchwarzwälderKirschtorte*, *Betriebsrat*. Daneben findet sich überraschend ein eigenes Kapitel zum Terminus *Klarheit*, portugiesisch *clareza*.

Die Autoren halten Klarheit für einen essenziellen Bestandteil des deutschen Denkens. Nicht umsonst, schreiben sie, wählten die Bürger des Landes zur Begrüßung die Formel „Alles klar“, während die Brasilianer fragten, ob „alles gut“ sei. Wenn alle Instruktionen verstanden seien, jeder sich darüber im Klaren sei, fühlten sich die Deutschen wohl.

Der deutsche Mittelfeldspieler Toni Kroos, 24, findet das einleuchtend. Er saß Anfang der vergangenen Woche in der Interviewzone nahe dem DFB-Camp in Santo André, dachte für einen Augenblick darüber nach und entschied: Klarheit zähle für ihn zu den „guten Eigenschaften“, auch und vor allem auf dem Fußballplatz. „Es sind unsere Ziele, dass wir klar sind, gut organisiert, dass wir kompakt als Team auftreten, und zwar offensiv wie defensiv“, sagte er und klang wie ein Trainer.

Wenn Fußballer über Klarheit im Spiel sprechen, meinen sie nicht nur Nachdruck und Entschiedenheit, sondern auch Akkuratheit. Wenn es um Genauigkeit geht, um saubere, einfache Pässe, ist Kroos der Experte. Er will dafür sorgen, dass seine Mannschaft mit präzisiertem Fußball das Spiel kontrolliert; Spieler wie er bewahren das Team vor einem Rückfall in den Rumpelfußball vergangener Zeiten. „Wir können das Spiel auch kontrollieren, wenn wir den Ball nicht haben – indem wir den Gegner mit hoher Intensität anlaufen. Wichtig ist, dass alle mitmachen, dass wir attackieren.“ Solche Sätze sagte Kroos, als er im Trikot im Freien saß, nur ein kurzes Rasenstück vom Atlantikstrand entfernt.

So sprechen überzeugte Schüler Pep Guardiolas. Sie fühlen sich fürs große Ganze verantwortlich, nicht nur für sich selbst. Kroos ist ein typischer Guardiola-Spieler, mit seinen Fertigkeiten am Ball und seinem Verständnis vom Wesen des Spiels passt er exakt ins Flachpassmuster, das der katalanische Trainer seinen Teams unterlegt, früher dem FC Barcelona, nun Bayern



Nationalspieler Kroos im WM-Gruppenspiel gegen Ghana: Fürs große Ganze verantwortlich

München. Und da der Bundestrainer Joachim Löw die taktische Spielgeometrie der Guardiola-Bayern auf die Nationalelf übertrug, wurde Kroos zur Schlüsselfigur.

In Brasilien schwang er sich beinahe unbemerkt zum Chef auf dem Rasen auf, am Ende der Gruppenphase bei der WM war seine Bedeutung auch in der Öffentlichkeit angekommen. „Gott sei Dank hat es nur bei den Leuten länger gedauert, nicht bei den Trainern“, formuliert er bissig.

Kroos ist in Brasilien Deutschlands Knotenpunkt, während andere schwächeln, mit der Hitze kämpfen wie zeitweise Philipp Lahm, mit Blessuren oder der eigenen Schwerfälligkeit wie Sami Khedira. Kroos wurde zum Drehkreuz der deutschen Passwege. Er wird gesucht, nicht nur weil ihm Anspiele der Kategorie Weltklasse gelingen wie in der 84. Minute des Spiels gegen Ghana, ansatzlos steil nach vorn durch die Mitte, in den Lauf von Thomas Müller.

Zeichnet man Toni Kroos' Wege auf dem Platz nach, erhält man ein besonderes Exemplar abstrakter Malerei, eine Mischung aus Wassily Kandinskys „Kompo-

sition 8“ und den Fußabdrücken eines Steptänzers. Kroos ist ständig auf Achse, auf kurzen Strecken unterwegs, denn kaum hat der Ball seinen Fuß verlassen, bietet er sich als Destination oder Zwischenstopp im Passverkehr wieder an. „Es ist wichtig, dass man dem Mitspieler eine Option gibt“, sagt er mit seinem immer etwas kehligen Stimmchen. Manchmal baut er einen Hüpfen in seine Bewegungen ein wie zum Beweis seiner Spiellaune. „Ich will zeigen, ich will den Ball auch.“

Er zeigt außerdem, dass er nun die Anerkennung spürt. Er kann jetzt öffentlich lachen, sogar über sich selbst und sein nüchternes Naturell, das ihm wahlweise als Coolness oder Phlegma ausgelegt wird – „je nachdem, wie das Spiel ausgeht“, spöttelt er. „Ich bin ja froh, dass ich die Eigenschaft habe, vor großen Spielen nicht groß aufgeregt oder hibbelig zu sein.“

Es gab Zeiten, da war Toni Kroos anscheinend unsichtbar. In der Wahrnehmung der Menschen fand er im Prinzip nicht statt. Wann immer Joachim Löw in den vergangenen zwei Jahren der WM-

Qualifikation nach den Einsatzchancen des jungen Mannes von der Ostsee gefragt wurde, gab der Bundestrainer irritiert zurück, als hätte er nicht verstanden: Kroos? Natürlich spiele Kroos mit.

Dennoch fehlte der Bayern-Profi wieder in den Aufstellungen, welche die WM-Vorschauhefte druckten, ebenso in den Wunschformationen der Fans. Sogenannte Experten hatten ihn auch nicht auf der Rechnung. Es sind die gleichen Experten, die glaubten, Kroos passe nicht zu Trainer Guardiola.

Deutschlands Nummer 18 fragt sich, wie das kommt. Vielleicht werde die Arbeit im hinteren Mittelfeld übersehen, denn für „die Leute“ seien im Fußball „die Aktionen oft erst ab dem Strafraum interessant, wenn ein Tor fallen könnte“. Allerdings war vielen Beobachtern Kroos' Spiel schon früher zu dezent, als sein Arbeitsplatz noch weiter vorn, in Strafraumnähe, lag.

Die Bayern holten das Offensivtalent aus Greifswald als 16-Jährigen von Hansa Rostock. Als der Bayern-Trainer Jürgen Klinsmann nichts mit Kroos anfangen konnte, liehen ihn die Münchner an Bayer Leverkusen aus, wo ihn der Trainer Jupp Heynckes über einen Umweg zur Bundesliga schulte. Er bildete ihn auf der linken Außenposition für spätere Aufgaben im Zentrum aus – auf einem Platz, von dem aus er seine Schusskraft mit dem rechten Fuß zur Geltung brachte, wenn er mit dem Ball von links in die Mitte zog.

Eine ähnliche Aufgabe hat Löw in der Nationalelf inzwischen Mesut Özil zugezogen, auf der rechten Seite. Nur tut sich der Deutschtürke sichtlich schwer, dies nicht als Degradierung zu verstehen.

Kroos begreift schnell. Nach seiner Rückkehr zu den Bayern rückte er bald auf die sogenannte Zehnerposition des vermeintlichen Spielmachers und dann weiter zurück – dorthin, wo heutzutage die Musik spielt. Bei Guardiola gibt es den „Zehner“ nicht, und Kroos erfüllt die Anforderung an einen Lenker mit Kontrollfunktion, weil

Spieler wie er bewahren das Team vor einem Rückfall in den Rumpelfußball vergangener Zeiten.

er den aggressiven Zweikampf lernte, den man bei der Balleroberung braucht. Diese Qualität sprechen ihm die Kritiker noch heute ab, wohl aus Gewohnheit.

„Ich glaube, viele haben diese Entwicklung bei mir in den letzten Jahren nicht gesehen“, sagt Kroos. „Wenn ich nicht defensiv mitgearbeitet hätte, wäre ich nicht seit mittlerweile vier Jahren Stammspieler bei Bayern München.“

Im gewonnenen DFB-Pokalfinale gegen Borussia Dortmund vor gut sechs Wochen war seine Aggressivität in der Defensive stilbildend. Das Tempo, in dem er Entscheidungen fällte, gewonnene Bälle ohne Um-

schweife nach vorn transportierte oder auch mal zur Sicherheit in den eigenen Reihen bewahrte, machte ihn zum Herrscher über das Spiel. Er kontrollierte und dominierte es.

Jetzt war WM, im klimatisierten Zelt in Santo André saß Kroos auf dem Podium der Pressekonferenz. Ein amerikanischer Reporter garnierte eine freundliche Frage an ihn mit einer Information, die er irgendwo aufgeschnappt hatte. Früher habe er, Kroos, sich ja in wichtigen Spielen versteckt. Kroos lief rot an, beinahe wäre ihm der Kragen geplatzt.

Er wird den Ruf der partiellen Teilnahmslosigkeit nicht los. Zwei wichtige Spiele der deutschen Turniergeschichte haben den Ruf geprägt. Im WM-Halbfinale 2010 vergab Kroos freistehend eine Torchance; kurz darauf fiel Spaniens Siegtor. Als wesentlich schlimmer bewertet wurde seine spätere Reaktion vor der Presse: Kroos wirkte gleichgültig.

Natürlich habe er sich damals geärgert, sagt er heute, es war ja Deutschlands einzige Chance im ganzen Spiel. „Aber es war nicht mehr zu ändern.“ Es ist weder Phlegma noch Schmerzfreiheit, die man da heraushört. Nur kolossale Sachlichkeit.

Sein zweiter Fehler war, dass er beim Halbfinal-Aus der EM 2012 gegen Italien in Warschau überraschend auf dem Platz stand. Löw hatte drei Änderungen im Team vorgenommen, die ihm nach herrschender Meinung zum Verhängnis wurden. Kroos spielte gegen Italien nicht mal besonders schlecht, aber er gehörte dazu, er gilt seither als Bestandteil vermeintlich fataler Trainerentscheidungen – wie ein Beteiligter an einem Verbrechen.

Löw hatte im Prinzip nur eine Entwicklung vorweggenommen. Er stellte damals schon Özil rechts außen auf, Kroos zur Absicherung ins Zentrum. Die Rollenverteilung entspricht beider Qualitäten, heute wohl unwidersprochen. Kroos trägt mehr Verantwortung.

Im WM-Spiel gegen Ghana musste er jedoch mehr davon schultern, als ihm lieb sein konnte. Sein Mitstreiter Khedira brachte die nötige Handlungsschnelligkeit nicht auf, die Außenspieler Özil und Mario Götze fügten sich ins Kombinationsspiel nicht ein. Beim offenen Schlagabtausch gegen Ende der Partie verloren sogar die beiden Münchner Kontrollspieler Kroos und Lahm zeitweise den Überblick.

Ein Spiel, das derart entfesselt hin- und herwogt, unterhaltsam fürs Publikum, aber nicht kontrollierbar fürs Mittelfeld, nennt Pep Guardiola „deutsch“. Kroos nennt es „wild“. Oder „Harakiri“.

Ein solcher Kontrollverlust kann den Deutschen passieren, wenn Löw seine Mannschaft zwar im Ballbesitz-Stil Guardiolas ausstaffiert, aber wichtige Prinzipien des Interieurs nicht übernimmt. Wesentlich wäre, dass man im Zentrum für Überzahl sorgt, um das Passspiel in Gang zu halten. Doch das fällt schwer, wenn die

Außenverteidiger nicht ins Mittelfeld vorrücken wie bei Bayern – in Löws WM-System ist das nicht vorgesehen.

Als problematisch erweist sich auch der Plan, verlorene Bälle nicht unbedingt schon in des Gegners Hälfte zurückzuerobern. Nach Löws Strategie soll die Mannschaft

den Gegner ab und zu getrost kommen lassen, wie die Fußballer sagen, ihm die Initiative einräumen, um Raum für eigene Konter zu generieren. Lahm, ein zum Mittelfeldspieler umgeschulter Verteidiger, ist als Ordnungsmacht aber nicht für ein Spiel ausgebildet, das immer wieder auf ihn zurollt. Spiele des FC Bayern finden fast ausschließlich in der Hälfte des Gegners statt, so will es Guardiola.

So kamen, nach ein paar Fehlpässen gegen Ghana, Diskussionen im deutschen Lager auf, ob Lahm überhaupt ein passabler Mittelfeldmann sei; die Frage berührt auch Kroos' Rolle als dessen Mitstreiter und Komplementärspieler. Dahinter verbirgt sich eine Grundsatzdebatte zwischen Traditionalisten und Vertretern der Moderne, ein Richtungsstreit.

Anhänger altdeutscher Fußballtugenden fordern, wenn es nicht rund läuft, gern eine robuste Note fürs defensive Mittelfeld – mehr Khedira und weniger Lahm. In München sind sie dann immer für Javi Martínez.

Löw will jedoch im Mittelfeld nicht das Spiel des Gegners zerstören lassen, er will das eigene ankurbeln. Toni Kroos steht idealtypisch für diese Richtung.

Mit seinem Münchner Vereinskollegen Bastian Schweinsteiger als Partner anstelle von Khedira sahen die Kombinationen im Mittelfeld beim 1:0-Erfolg gegen die USA schon wieder flüssiger aus, in einer Partie allerdings, die nur die Intensität eines Saisonvorbereitungsspiels erreichte. Immerhin attackierte die deutsche Mannschaft ihren Gegner deutlich weiter vorn. Und sobald die Abwehrspieler Anstalten machten, geordnetes Passspiel durch weite Befreiungsschläge zu ersetzen, drückte Kroos demonstrativ die Handflächen Richtung Boden, um damit zu sagen: ruhig bleiben!

Wenn an diesem Montag in Porto Alegre gegen Algerien für die Deutschen die K.-o.-Phase beginnt, wird ein höheres Spieltempo nötig sein. Doch auch ab dem Achtelfinale, findet Kroos, „ist das A und O, erst mal nicht in Rückstand zu geraten“.

Das ist klar.

Jörg Kramer



Faule Äpfel

Wettbetrug Ein Zockerpate behauptet, bei der WM in Brasilien seien Spiele verschoben worden. Ist das möglich?

Vor dem WM-Gruppenspiel zwischen Kamerun und Kroatien meldet sich Wilson Raj Perumal via Facebook. Er schreibt, die Partie werde 4:0 für Kroatien ausgehen, außerdem werde es in der ersten Halbzeit eine Rote Karte geben. „Bye“, steht am Ende der Nachricht.

Zehn Stunden später, um 19.49 Uhr Ortszeit in Manaus, pfeift der portugiesische Schiedsrichter Pedro Proenca die Partie ab. Kroatien gewinnt 4:0. In der 40. Minute musste der Referee den Kameruner Alex Song wegen einer Tätlichkeit vom Platz stellen.

Wilson Raj Perumal ist ein notorischer Wettbetrüger. Der in Singapur geborene Tamile gehört zu den großen Paten der Zockerszene. Er hat in den vergangenen Jahren Millionen verdient mit manipulierten Fußballspielen in Mittelamerika, in Europa, in Afrika. Perumal weiß, wie man Profis und Schiedsrichter besticht, er kennt alle Tricks. Und er weiß, was in der Wett-szene so läuft.

Perumal schreibt über das Team Kamerun: „In dieser Mannschaft gibt es sieben faule Äpfel.“ Er glaube, das Team habe alle drei WM-Gruppenspiele verschoben. Perumal mutmaßt, die Spieler seien von einem malaysischen Syndikat geschmiert worden. Namen nennt er nicht.

Der SPIEGEL hat seit einigen Jahren unregelmäßigen Kontakt zu Perumal. Die Facebook-Chats mit dem Wettbetrüger sind interessant, aber auch anstrengend. Manchmal antwortet er blitzschnell, auf Englisch, manchmal vergehen Stunden. Manchmal reagiert er monatelang überhaupt nicht.

Bis vor wenigen Tagen hielt sich Perumal in Finnland auf. Mitte April wurde er dort verhaftet, als er mit einem gefälschten Pass ins Land gereist war. Vorige Woche wurde Perumal nach Ungarn geflogen, wo er vor seiner Festnahme in Finnland in polizeilichem Hausarrest saß. Perumal ist Kronzeuge in einem großen Prozess gegen die Wettmafia. Die ungarischen Behörden haben ihn wieder an einen geheimen Ort in die Nähe der Stadt Debrecen verbracht. Der Zockerkönig macht keine Angaben zu seinem Verbleib, nur so viel: „Ich kann alle WM-Spiele gucken.“

Beim Chat mit dem SPIEGEL schimpft Perumal über die Auftritte einzelner Mannschaften und Spieler bei der WM. Er



Matchfixer Perumal: „Man kann jede Summe dieser Welt setzen“

schreibt, man möge den englischen Spielern für ihre schlechten Leistungen „die drei Löwen vom Trikot reißen“. Er trauert mit den Spaniern, die „mein Favorit waren“. Dazwischen kommen seine Einschätzungen zu Kamerun.

Es gibt keinen Beweis dafür, dass das Spiel Kamerun gegen Kroatien manipuliert wurde. Oder irgendein anderes Spiel der Afrikaner. Ist es überhaupt denkbar, dass Partien bei einer Weltmeisterschaft verschoben werden? Bei einem Turnier, bei dem jedes Spiel von dutzenden Kameras beobachtet wird, bei dem jede Spielsituation, jederstellungsfehler, jedes Foul in Superzeitlupe analysiert wird?

„HAHAHA!!!!!!“, lautet Perumals Antwort im Chat.

Nach dem Spiel zwischen Kamerun und Kroatien, den Leistungen von Honduras und nach den vielen strittigen Schiedsrichterentscheidungen verwandelte sich Brasilien in ein Land der Verschwörungstheoretiker. Der Weltverband Fifa bekam so viele Medienanfragen zu Verdachtsmomenten bei Vorrundenspielen, dass er sich dazu genötigt sah, in Rio de Janeiro eine Pressekonferenz zu dem Thema abzuhalten. Auf dem Podium saß Sicherheitsdirektor Ralf Mutschke und erklärte: „Wir wissen, dass das Interesse der Wettbetrüger insbesondere an einer WM sehr groß ist. Hier können sie eine Menge Geld verdienen. Bislang haben wir aber keine Hinweise auf ein manipuliertes Spiel.“

Die Fifa lässt von ihrem Tochterunternehmen „Early Warning System“ täglich weltweit Quotenentwicklungen analysieren. Sobald irgendwo eine Quote einbricht oder eine überdurchschnittlich hohe Wett-einzahlung getätigt wird, schlägt das Überwachungssystem Alarm.

„Oh man, come on“, schreibt Perumal im Chat. Eine Warnanlage habe ihn nie erwischt, behauptet er. „Das sind nur Spielzeuge.“ Die Quotenpolizei der Fifa wertet Meldungen von rund 400 Wettanbietern aus. Weltweit gibt es aber mehr als 20 000 Wettportale. Die Dunkelziffer dürfte sogar noch höher liegen, da viele der Quotenjongleure illegale Angebote bereitstellen. „Mit den richtigen Kontakten kann man jede Summe dieser Welt setzen“, schreibt Perumal.

Wilson Raj Perumal ist ein professioneller Betrüger, ein Berufslügner. Oft klingen seine Schilderungen aus der Zockerwelt eher nach Fiktion als nach Wirklichkeit. Vielleicht war die Vorhersage des Kamerunspiels nur Zufall. Angeberglück.

Andererseits gibt es keinen anderen Matchfixer, der so offen Einblicke in die Schattenwelt des Fußballs gibt. In seiner Autobiografie „Kelong Kings“, die Perumal während einer Haftzeit in Ungarn verfasste, beschreibt er detailliert, wie er und seine Bande Nationalspieler unter anderem in Nigeria, Südafrika oder Honduras gefügig machten. „Mit Nutten klappte das sehr gut“, schreibt Perumal. Einmal habe er einen Spieler, der bei einer Betrügerei nicht mitmachen wollte, mit einem Baseballschläger verprügelt.

Perumal wurde in den vergangenen 20 Jahren sechsmal verhaftet. Er ließ sich nie vom Zocken abbringen. Er soll sogar voriges Jahr, während des Hausarrests in Ungarn, Spielmanipulationen organisiert haben. Hat er auch bei der WM in Brasilien die Finger im Spiel?

Die Antwort kommt schnell. „Too hot“, schreibt Perumal: zu heiß.

Dann bricht er den Kontakt ab.

Rafael Buschmann

Ernährung

„Biofleisch ist auch betroffen“



Der Lebensmittelhygieniker **Lüppo Ellerbroek**, 58, vom Berliner Bundesinstitut für Risikobewertung

über Krankheitserreger auf deutschen Hühnern

SPIEGEL: Geflügelrezepte beginnen oft mit den Worten: Waschen Sie das Hühnchen gründlich. Ist das sinnvoll?

Ellerbroek: Das Waschen bewirkt, dass die Keime auf dem Geflügel vielleicht auf bis zu ein Hundertstel reduziert werden. Die vollständige Entfernung von Bakterien erreicht man damit nicht. Andererseits besteht die Gefahr, dass sich Krankheitserreger über die Wassertropfen in der Küche verteilen und sich dann auf anderen Lebensmitteln niederlassen.

SPIEGEL: Soll man Geflügel also besser nicht abspülen, wie es amerikanische Verbraucherschützer empfehlen?

Ellerbroek: Wichtiger als das Waschen ist auf jeden Fall das Garen. Die Keime werden nur abgetötet, wenn das Fleisch mindestens zwei Minuten lang auf wenigstens 70 Grad Celsius erhitzt wurde. Außerdem sollte man darauf achten, dass sich Keime aus dem Geflügelfleisch nicht ausbreiten; man sollte also die jeweiligen Messer und Schneidebretter nicht für andere Lebensmittel nutzen.

SPIEGEL: Wie sehr sind deutsche Supermarkthühnchen belastet?

Ellerbroek: Campylobacter, der häufigste Erreger von Magen-Darm-Erkrankungen, fand sich bei einer aktuellen Untersuchung auf 62 Prozent der Proben. EU-weit liegen wir damit knapp unter dem

Durchschnitt. Im Sommer gibt es mehr Keime als im Winter.

SPIEGEL: Welche Folgen hat das für die Verbraucher?

Ellerbroek: Insgesamt wurden im Jahr 2011 in Deutschland mehr als 70 000 Fälle von Campylobacter-Infektionen beim Menschen gemeldet. Sie nehmen manchmal einen schweren Verlauf, darum sollten Kleinkinder, Schwangere, Senioren oder Personen mit geschwächtem Immunsystem grundsätzlich kein ungegartes Fleisch essen. Biofleisch ist übrigens auch betroffen.

SPIEGEL: Brauchen wir strengere Standards in den Schlachthäusern?

Ellerbroek: Die Haltung und Schlachtung von Geflügel ist in den letzten Jahren so verbessert worden,

dass Salmonellen stark zurückgedrängt werden konnten.

Die menschlichen Erkrankungen mit Campylobacter sind bisher allerdings nicht rückläufig.

Hier sollte es weitere Maßnahmen geben. me



Kommentar

Tesla zu verschenken

Drei epochale Autos brachte Amerika hervor: Mit dem Ford Modell T startete die Massenproduktion, mit dem Jeep die Befreiung Europas. Das dritte monumentale Kraftfahrzeug der USA schuf die Nasa – es parkt noch heute auf dem Mond. Nun fühlt sich ein junges Unternehmen aus Kalifornien berufen, der Welt erneut ein bahnbrechendes Vehikel zu beschenken: Tesla will der Inbegriff des fortschrittlichen Elektroautos sein – und neuerdings auch noch wohltätig. Alle Firmenpatente, erklärte Tesla-Chef Elon Musk kürzlich, seien fortan frei verfügbar. Seine wahren Konkurrenten, bloggte er in die Welt, seien nicht die wenigen anderen E-Auto-Hersteller, sondern die verstockten alten Autokonzerne, die noch immer den Markt mit diesen entsetzlich attraktiven Benzinautos überschwemmen. „Great Job, Elon“, applaudierte ein Tesla-Jünger online und brachte seinen Stolz zum Ausdruck, sowohl das Auto als auch Aktien des

Unternehmens erworben zu haben. Was aber sollen die elektrophoben Wagenbauer nun von Tesla lernen? Musk verschenkt die Anleitung für ein Auto, in dem der gesamte Bodenbereich mit entflammaren Computerbatterien vollgestopft ist und das trotzdem noch keine wirklich befriedigende Reichweite hat, dafür aber einen Preis, der es als Schlüssel zur benzinfreien Massenmotorisierung disqualifiziert. Die scheinbar großzügige Freigabe der Rezepte zur Stromfahrt ist nicht mehr als eine weitere PR-Aktion für ein unausgereiftes Fahrzeugkonzept. Tesla macht trotz allen Jubels erneut Verluste, nährt aber unverdrossen die Illusion von einer Mobilität ohne Ökosünde und ohne Kompromisse. In Wahrheit wird das Elektroauto leider noch lange nicht der grüne Erlöser der PS-Gesellschaft sein. Es ist festgefahren im Kosten-Nutzen-Schlamassel – mit oder ohne freien Zugriff auf Tesla-Patente.

Christian Wüst

Fußnote

1816

Belgier haben im vergangenen Jahr die in ihrem Land erlaubte aktive Sterbehilfe in Anspruch genommen – das sind im Schnitt fünf Menschen pro Tag. Ihre Zahl lag damit fast 27 Prozent höher als im Vorjahr. Die meisten, die mit ärztlicher Hilfe aus dem Leben schieden, waren zwischen 70 und 90 Jahre alt. Die seit 2002 legale Euthanasie wird unter Flamen weit aus stärker akzeptiert als unter Wallonen.

Geburt eines Blutsaugers

Hier schlüpft eines der gefährlichsten Tiere der Welt: Unter Wasser hat die Larve der Gelbfiebermücke vier Entwicklungsstadien durchlaufen, dann hat sie an der Oberfläche eine Puppe gebildet. Aus ihr befreit sich das erwachsene Insekt, das neben dem Gelbfieber auch das Denguefieber übertragen kann.



Luftfahrt Merkel-Jet wird Kotzbomber

Ein Airbus A310, der einst der DDR-Fluggesellschaft Interflug gehörte und dann als gesamtdeutsche Regierungsmaschine „Konrad Adenauer“ im Einsatz war, wird derzeit in Hamburg umgerüstet für eine dritte Karriere: Parabellflüge. Das 1989 erbaute Flugzeug, das ehemals DDR-Bonzen, später Helmut Kohl, Gerhard Schröder und Angela Merkel möglichst sanft und ereignislos an ihr Ziel bringen sollte, soll künftig als „Zero-G“-Flieger Momente der Schwerelosigkeit

erzeugen. Stationiert im französischen Bordeaux, wird der A310 ab kommendem Jahr im Auftrag der europäischen Raumfahrtbehörde Esa oder des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt abheben. Die Insassen, zumeist Astronautenanwärter und Forscher, erreichen bei jedem der oft dutzendfach geflogenen Parabellflug-Manöver einen Zustand der fast totalen Gewichtlosigkeit, der 22 Sekunden andauert, in der Häufung aber nicht selten starken Brechreiz auslöst – weshalb die Schwerelosigkeits-Jets spöttisch Kotzbomber genannt werden. Statt der bisherigen VIP-Ausstattung mit

Konferenzraum, Kanzlerbett und Kanzlerdusche verfügt die frühere Regierungsma-

schine künftig nur über extra gepolsterte und bestens abwischbare Innenwände. me



Passagiere während eines Parabellflugs



BRYAN CHRISTIE

214 539*
künstliche
Hüftgelenke
wurden 2012
in Deutschland
eingesetzt.

148 989*
künstliche
Kniegelenke
wurden 2012
in Deutschland
eingesetzt.

Quelle: Barmer GEK; *Erstimplantationen

Bewegung gegen den Schmerz

Medizin Knie, Hüften – eine wachsende Zahl von Menschen hat Arthrose. In kaum einem Land werden so häufig künstliche Gelenke eingepflanzt wie in Deutschland. Doch wer genug Sport treibt, kann sich die Operation ersparen.

Ein rundlicher Körper hebt und senkt sich unter einem blauen Tuch. Nur das rechte Bein ragt hervor. Der Orthopäde Georg Matziolis schneidet die Haut auf, verodet blutige Gefäße, schiebt Fleisch zur Seite und klopft mit einer Klemme auf das Gelenk.

Tok, tok, Tok. Kein Knorpel mehr da. Knochen reibt auf Knochen. Deshalb konnte die 58 Jahre alte Frau vor Schmerzen keinen Schritt mehr tun. Nun bekommt sie ein neues Kniegelenk.

Am Oberschenkelknochen und am Schienbein sägt Matziolis jeweils die kaputte Gelenkoberfläche ab und ersetzt sie durch Metallprothesen, die er auf die Knochenflächen zementiert und mit Hammer schlägen einpasst. Er bewegt das Knie mit seinen Händen, nickt zufrieden und lässt die Wunde vom Assistenten zunähen. 35 Minuten dauert der Eingriff an der Klinik für Orthopädie und Unfallchirurgie des Waldkrankenhauses im thüringischen Eisenberg. Matziolis sagt: „Komplikationslos durchgeführt.“

Schon als Schüler hat Matziolis davon geträumt, Menschen zu operieren. Der zierliche Arzt war bei seiner Berufung Deutschlands jüngster Lehrstuhlinhaber in der Orthopädie. Der Professor ist 39 Jahre jung und hat schon mehr als 500 neue Hüften und mehr als 1000 neue Knie eingebaut.

Mit der Orthopädie hat Matziolis sich eine der größten Wachstumsbranchen der Medizin ausgesucht. Die Patienten stehen Schlange – gehen können die meisten von ihnen nicht mehr.

In kaum einem Land der Welt werden, bezogen auf die Einwohnerzahl, so viele künstliche Gelenke eingesetzt wie in Deutschland. Jedes Jahr sind es rund 150 000 neue Knie und mehr als 210 000 neue Hüften.

Die Eingriffe sind das letzte Mittel im Kampf gegen ein Leiden, das weite Kreise der Bevölkerung befallen hat. Der Knorpelschwund, in der Fachsprache Arthrose (nach dem griechischen „Arthron“ für „Gelenk“) genannt, betrifft nicht nur die

Alten. Er kann bereits in jungen Jahren beginnen. Zunächst bereitet er keine Beschwerden. Eines Tages jedoch ist die letzte Knorpelschicht aufgebraucht.

Andrea Niehus, eine Lehrerin aus dem niedersächsischen Goslar, war mit dem Wohnwagen in der Bretagne unterwegs, als es geschah. Sie wollte eine Wanderung an der Küste unternehmen und beugte sich nach unten, um noch schnell die Schuhe zu binden. Sie hatte das Gefühl, es bohre sich ein glühender Dolch in ihre rechte Hüfte. Da war sie 47 Jahre alt.

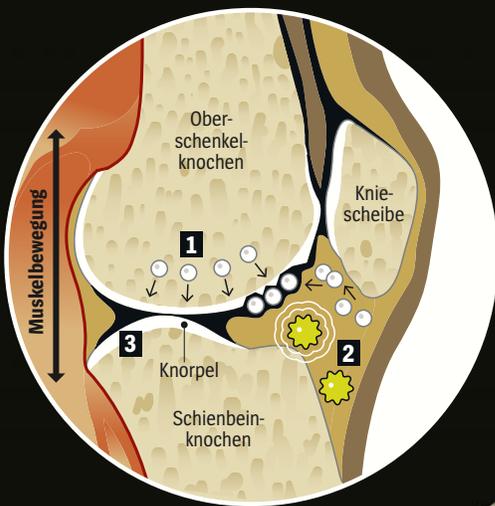
Für eine Arthrose sei Frau Niehus eigentlich zu jung, sagte ihr Arzt und tippte auf eine Schleimbeutelentzündung. Doch eine Kernspinnuntersuchung ließ keinen Zweifel. Der Knorpel sei futsch gewesen, erzählt Niehus: „Ich konnte keinen Meter mehr gehen.“

Es ist ein Schicksal, das derzeit so vielen Menschen in Deutschland droht wie niemals zuvor. Die 1964 geborenen Einwohner, die den geburtenstärksten Jahrgang aller Zeiten bilden, werden in diesem Jahr 50. Und um dieses Alter herum gibt sich das heimtückische Leiden, die Arthrose, häufig zu erkennen.

„Die Babyboomer kommen jetzt ins Alter, in denen die Knochen wehtun“, sagt Fritz Uwe Niethard, 69, Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft für Orthopädie und Orthopädische Chirurgie. Was das Reparieren von Hüften, Knien und Wirbelsäulen angeht, stünden die Deutschen weltweit mit an der Spitze.

Muskel- und Skeletterkrankungen verursachen die meisten Fehltag in Deutschland – noch vor Erkältungen und seelischen Störungen. Sie sind der Grund für ein Fünftel aller Arbeitsunfähigkeitstage. Rund 30 Millionen Menschen in Deutschland leiden an Rückenschmerzen, an Hüftbeschwerden, kaputten Knien und anderen orthopädischen Erkrankungen. Jedes Jahr nehmen die Bürger mehr Medikamente gegen Gelenkschmerzen.

Der Bewegungsapparat des Menschen, so die überholte Lehrmeinung, sei eben nur auf eine Lebensdauer von 50 Jahren



Heilende Bewegung

Wie körperliche Aktivität gegen Arthrose helfen könnte

- 1** Stammzellen wandern in die Gelenkflüssigkeit, haften sich an den Knorpel und erneuern ihn.
- 2** Bestimmte Zellen des Immunsystems („Makrophagen“) setzen Botenstoffe frei, welche die Entzündung bekämpfen und den Schmerz lindern.
- 3** Das vermehrte Fließen von Gelenkschmiere führt dazu, dass der Knorpel besser mit Nährstoffen versorgt wird.



Orthopäde Matziolis: Schon mehr als tausend neue Knie eingebaut

ausgelegt. Danach sei der Homo sapiens auf sich selbst gestellt.

Die größte Last muss dabei das Knie tragen. Mediziner untersuchten in einer Studie 1000 Kniegelenke – 610 von ihnen wiesen beschädigten Knorpel auf. Aber im Hüftgelenk hält der Knorpel auch nicht lange. Ist der Knorpel einfach ein Pfusch der Schöpfung?

Nein, lautet die Antwort von Medizinern, die sich eingehend damit befasst haben. Von einer Fehlkonstruktion könne keine Rede sein. Das Problem sei vielmehr der falsche Lebensstil.

„Die Leute vergleichen den Körper mit einem Auto und die Gelenke mit den Reifen und denken: Nach 50 000 Kilometern

sind die nun mal abgefahren“, sagt Henning Madry, 45, der den Lehrstuhl für Experimentelle Orthopädie und Arthroseforschung des Universitätsklinikums des Saarlandes innehat. „Doch diese Vorstellung ist falsch. Unsere Gelenke sind durchaus auf ein langes Leben ausgelegt. Ich kenne Menschen, die alt sind und sich ohne Schmerzen bewegen können. Wir müssen nur richtig mit unserem Knorpel umgehen.“

Zum rechten Umgang gehört regelmäßige Bewegung. Beat Knechtle aus der Schweiz ist 50 Jahre alt – aber seine Gelenke sind weiter gelaufen als die Hundertjähriger. Knechtle ist Extremsportler und rennt seit 20 Jahren jeden Tag zehn

Kilometer. Er spürt nicht mal ein Zwicken in den Gelenken.

Warum nur? Ist die Arthrose am Ende gar kein „Gelenkverschleiß“ – anders als es Lehrbücher der Medizin bis heute behaupten? Wenn mechanische Beanspruchung den Knorpel gar nicht zerstört, ist es dann vielleicht sogar die fehlende Aktivität, die den Knorpel verkümmern lässt?

Eine Rolle spielt das Körpergewicht. Zu viele Pfunde üben nicht nur mechanischen Druck aus; Fett enthält auch biochemische Botenstoffe, die Entzündungen in den Gelenken hervorrufen. Mit anderen Worten: Speck ist ein Knorpelgift.

Diese Erkenntnis führt gerade zu einem neuartigen Ansatz im Kampf gegen das Volksleiden. „Wir versuchen, die Arthrose ohne Operation zu therapieren“, sagt der Orthopäde Wolfgang Ertel, 55, der die Klinik für Unfall- und Wiederherstellungschirurgie der Charité (Campus Benjamin Franklin) leitet. Zusammen mit Kollegen aus verschiedenen Instituten wird Ertel im Sommer ein spezielles Training für Menschen mit Arthrose im Knie erproben. Die geplante Studie soll jenes Material erhalten, stärken und vielleicht sogar verjüngen, das einen Menschen zur Bewegungsmaschine macht.

Knorpel enthält Wasser (rund 70 Prozent), Kollagenfasern und andere Proteine (etwa 25 Prozent) sowie Zellen (5 Prozent). Diese Zusammensetzung des Knorpels macht die Gelenkflächen reibungsarm; im Knie reicht ihr Reibungskoeffizient an den von Schlittschuhen auf Eis heran.

Ermöglicht wird das durch zwei Eigenschaften des Knorpels: Einerseits hat er eine perfekt glatte Oberfläche; zum anderen ist er von der sogenannten Gelenkschmiere, auch Synovialflüssigkeit genannt, überzogen. Diese wird von Zellen der Gelenkinnenhaut abgesondert, ist schleimig und füllt sämtliche Gelenkhöhlen aus. Sie schmirt nicht nur, sondern versorgt den Knorpel auch mit Nährstoffen.

Wenn diese Zauberschicht fehlt, versagen die Gelenke den Dienst – und das Leben wird zur Qual. Im Fachblatt *Seminars in Arthritis & Rheumatism* erzählen Ärzte die Geschichte einer Frau aus Deutschland: Schon in der Jugend taten ihr die Hüften weh, sobald sie sich ein wenig körperlich ertüchtigte. Sie bekam Medikamente und Physiotherapie – doch nichts half. In den folgenden Jahren bekam die Patientin ein künstliches Gelenk nach dem anderen eingebaut: rechte Hüfte, linke Hüfte, rechter Knöchel, rechtes Knie, rechte Schulter, linkes Knie. Dazu noch eine Operation an der Lendenwirbelsäule.

Erst als sich die Frau mit 43 Jahren in der Universitätsklinik in Erlangen untersuchen ließ, erfuhr sie endlich, warum sie

so leiden muss: Ihr Erbgut ist an einer Stelle mutiert, sodass ihr Körper bestimmte Kollagenfasern nicht herstellen kann.

„Das Kollagen ist notwendig für die Festigkeit des Gelenkknorpels“, sagt Stefan Mundlos vom Max-Planck-Institut für molekulare Genetik in Berlin, an dem er angeborene Fehler der Knorpelbildung erforscht. In schweren Fällen führen solche Erbfehler, die durch spontane Mutationen in der embryonalen Entwicklung entstehen können, früh zum Tod. Die in Erlangen untersuchte Frau hatte noch einen vergleichsweise leichten Schaden im Kollagen, jedoch erscheint ihr Leben wie eine Tortur.

Die durch den Lebensstil beeinflussten Arthrosen treten sehr viel häufiger auf als die genetisch bedingten. Sie betreffen meistens das Knie, die Hüfte und die Wirbelsäule. Unter Rückenschmerzen leiden rund 80 Prozent der Bürger irgendwann einmal im Leben. Sie klingen häufig von allein ab und werden im höheren Alter sogar seltener, weil die Wirbelsäule mit der Zeit verknöchert. Dadurch ist sie nicht mehr so anfällig für schmerzhafte Verbiegungen. Orthopäden sprechen von der „wohltätigen Teilversteifung der Wirbelsäule“.

Der Schmerz im Knie oder in der Hüfte dagegen wird mit der Zeit immer schlimmer. Ilse Streiff aus Braunschweig etwa ist es so ergangen. Die Witwe eines Fabrikbesitzers lebt in einer Residenz für betuchte Senioren. „Die Schmerzen in den Knien kamen immer wieder“, erinnert sich Streiff, 92. „Eines Tages konnte ich keine Treppen mehr steigen.“

Bei rund 20 Prozent der Patienten sind Entzündungen, Fehlstellungen, Bänderrisse oder Knochenbrüche, die sich bis ins Gelenk ziehen, der Grund für die Arthrose. Diese Ursachen scheiden bei Streiff aus. Sie sei vor vielen Jahren einmal aus dem Fenster im ersten Stock gefallen, erzählt sie schmunzelnd. Dabei habe sie sich einen Wirbelkörper verknackt. Knie und Hüfte aber seien heil geblieben.

Ilse Streiff gehört zu jenen 80 Prozent der Patienten, bei denen die Ärzte nicht sicher sagen können, warum das Gelenk im Laufe der Zeit erkrankt. „Das ist die primäre Arthrose. Und primär ist eine Umschreibung dafür, dass wir nicht wissen, wo es herkommt“, sagt Georg Matziolis in seinem Büro im Waldkrankenhaus in Eisenberg. „Es sind nicht immer die Patienten, die man so im Hinterkopf hat: der Marathonläufer, der es mit dem Sport übertreibt. Oder der Übergewichtige, der sich nicht an den Rat des Hausarztes hält. Es sind häufig ganz normale Menschen wie du und ich, die eine Arthrose kriegen.“

Doch so normal ist der Lebensstil der normalen Patienten auch wieder nicht.

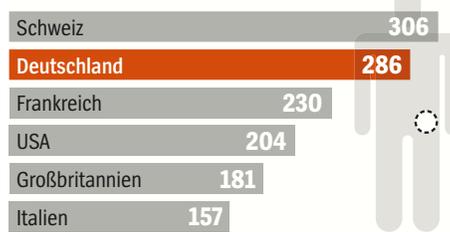
Der moderne Zivilisationsmensch streift nicht mehr wie seine Urahnen durch die Savanne, sondern lebt in der Industriegesellschaft. Und das geht auf die Gelenke, sagt der Paläopathologe Michael Schultz von der Universität Göttingen. Durch einen verwinkelten Flur zeigt Schultz, 68, den Weg ins Knochenlager, das Oberlicht ist vergittert, Pappkartons stapeln sich bis unter die Decke.

Tausende Skelette aus dem Frühmittelalter hat der Forscher in seiner spannenden Karriere untersucht, darunter einige von Menschen, die älter als 60 Jahre wurden und zu ihrer Lebenszeit als Greise galten. An ihren Knochen kann Schultz ablesen, welche Gebrechen die Leute vor 1500 Jahren plagten. Die Männer hatten demnach vergleichsweise häufig Arthrose in der Schulter – vermutlich weil sie in der Landwirtschaft arbeiteten und Werkzeuge wie den Dreschflegel führten. Bei Frauen sei eher das Ellenbogengelenk betroffen ge-

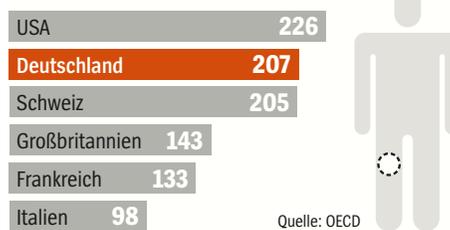
Ersatzteil-Chirurgie

Gelenkoperationen je 100 000 Einwohner, 2011

Hüfte



Knie



Quelle: OECD

wesen, sagt Schultz, offenbar weil sie mit der Handmühle mahlten, Wassereimer trugen und andere Arbeiten in Haus und Hof verrichteten.

Doch was ist mit dem Knie?

„Es ist merkwürdig“, sagt der Paläopathologe, „aber das Kniegelenk war damals seltener mit Arthrose befallen als Schulter, Ellenbogen und Hüfte, und zwar bei den Frauen wie bei den Männern.“ Heute sei dies anders. Das Knie leide mehr als alle anderen Gelenke in der modernen Umwelt. „Wir sind heute übergewichtig und untertrainiert. Das führt dazu, dass das größte Gelenk des Körpers, das Kniegelenk, zerstört wird.“

Gewiss, nicht jeder dicke Mensch hat kranke Gelenke. Aber mit zusätzlichen

fünf Kilogramm auf den Rippen steigt die Wahrscheinlichkeit, an einer Kniearthrose zu erkranken, um 36 Prozent. Einerseits setzt der Körper den Knorpel unter Druck und kann ihn mechanisch beschädigen. Zum anderen stellt das Fettgewebe bestimmte biochemische Botenstoffe (Adipozytokine) her, die wie ein Gift auf die Gelenke wirken. Sie gelangen in die Gelenkflüssigkeit, können die Gelenkhaut entzünden und den Abbau von Knorpel bewirken. Es liegt an diesen Adipozytokinen, dass fettleibige Menschen auch Arthrosen an Gelenken entwickeln, die mechanisch wenig belastet werden – etwa an der Hand.

Jeder zweite Deutsche ist inzwischen übergewichtig, was wiederum dazu führt, dass auch die Arthrose um sich greift. Der Anteil der dicken Kinder nahm in Deutschland binnen zehn Jahren um 50 Prozent zu. Rund 80 Prozent von ihnen werden auch als Erwachsene zu viel wiegen. Was sie an Fett zu viel haben werden, das wird ihnen an Muskeln fehlen.

Doch die Gelenke brauchen starke Muskeln, um normal funktionieren zu können. Sie verkümmern, wenn sie von den Muskeln nicht bewegt werden.

Bei manchen Menschen passiert das freilich nicht, weil sie träge sind, sondern aufgrund von seltenen Erkrankungen des Zentralnervensystems: Das Gehirn kann die Muskeln nicht mehr ansteuern, die Gelenke bekommen keinen mechanischen Reiz mehr, der Knorpel bildet sich zurück. Nicht viel anders kann es einem eigentlich gesunden Menschen ergehen, der seine Muskeln aus Bequemlichkeit nicht beansprucht und darüber Fettpolster ansetzt. Seine Kraft schwindet, was er anfangs unbewusst auszugleichen versucht, indem er anfängt zu watscheln. Diese veränderte Ganghaltung aber belastet die Gelenke nur noch stärker und beschleunigt das Fortschreiten der Arthrose.

Es sei ein teuflischer Kreislauf, schreiben Mediziner im Fachblatt *PM&R*: „Der kombinierte Effekt von Fettleibigkeit und degenerierten Gelenken kann Angst vor Bewegungen (Kinesiophobie) hervorrufen, weil belastende Tätigkeiten wie Gehen, Treppensteigen und andere Alltagsaktivitäten Schmerzen verursachen.“

Aber es gibt in der Tat auch Bewegung, die schadet. Das Rennen auf hartem Untergrund wie Asphalt, Beton und Steinplatten ist ein weiterer Grund dafür, dass der Knorpel leiden muss. Denn als der Bewegungsapparat sich in der Evolution entwickelte, sei er darauf eingestellt worden, auf Sand, Wiese und Waldboden zu laufen, sagt Paläopathologe Schultz. Selbst die teuersten Joggingsschuhe könnten einen fernernden Untergrund nicht ersetzen.

„Manchmal sehe ich bei uns in Göttingen die Studenten laufen, auch überge-

DER SPIEGEL



Lehrerin Niehus, Seniorin Streiff: Ist der Knorpel ein Pfusch der Schöpfung?



wichtige, mit tollen Schuhen“, erzählt Schultz. „Und wo laufen die? Nicht etwa auf dem Rasenstreifen, nein, auf den Betonplatten. Oft ist die Kraft weg, nur der Wille treibt die vorwärts. Die prusten wie eine Lokomotive und stampfen mit den Beinen auf – und schlagen dabei im Kniegelenk ihren Knorpel kaputt.“

Beim normalen Laufen lastet ungefähr das Vierfache des Körpergewichts auf dem Knie. Das Gelenk ist allerdings so konzipiert, dass es einen Sicherheitspuffer hat und natürliche Bewegungen locker meistern kann, solange der Untergrund stimmt.

Anders sieht es aus, wenn man stolpert. Dann wirkt das ungefähr Siebenfache des Körpergewichts auf das Knie, es kann überlastet werden. „Wer seine Muskeln nicht trainiert, der kommt häufiger in Stollersituationen“, sagt Georg Duda, 48, vom Berlin-Brandenburg Center for Regenerative Therapies der Charité. In den meisten Fällen bleibe das Stolpern folgenlos, aber irgendwann könne der Knorpel beschädigt werden. „Die Fehlbelastung kann dann nicht mehr ausgeglichen werden“, so Duda.

Der Knorpel ist das schwächste Glied im Gelenk. Schlaffe Muskeln kann man stählen, dünne Knochen wieder stärken; aber der Knorpel wird nicht mit Blut versorgt und wächst nicht nach. Allerdings enthält er Zellen. Kleine Verluste kann der Knorpel ausgleichen und seine Aufgabe noch lange erfüllen. Doch wird er allzu sehr malträtirt, weicht er zurück wie entzündetes Zahnfleisch. Von diesem Schwund, der sich über Jahre hinziehen kann, spürt der Mensch lange nichts. Doch eines Tages ist die letzte Knorpelschicht futsch, das Gelenk scheuert blank. Der Schmerz tötet nicht, lässt einen aber auch nicht leben.

Die Arthrose verändert das Gelenk. Abgesehen von den Verschleißspuren können Wucherungen entstehen, die wie Wülste aussehen. Es sind jene Spuren, an denen Paläopathologe Schultz auch viele Tausend Jahre nach dem Tod eines Menschen erkennen kann, ob dieser zu Lebzeiten an Arthrose litt. Zellen des körpereigenen Immunsystems attackieren lose Knorpelfetzen und lösen Arthroseschübe aus. „Eine Arthrose ist immer mit einer sekundären Gelenkentzündung, einer Arthritis, gekoppelt“, sagt Schultz. „Das beeinflusst sich gegenseitig.“

In diesem Stadium ist das Leiden kaum mehr umzukehren. Jetzt greifen die meisten Patienten zu Schmerztabletten. Diese können Entzündung bekämpfen, den Schmerz mindern und das Gelenk immerhin wieder beweglicher machen. Das Volksleiden Gelenkschmerz ist maßgeblich dafür verantwortlich, dass der Verbrauch des Wirkstoffs Ibuprofen in Deutschland von Jahr zu Jahr zunimmt (siehe Grafik Seite 107). Die Pillen behandeln nur die Symptome. Viele Patienten

wollen aber wieder gesund werden und probieren einen Heilversuch nach dem anderen aus. Andrea Niehus, die Lehrerin aus Goslar, etwa ließ sich Hyaluronsäure ins Hüftgelenk spritzen, einen Bestandteil der Gelenkschmiere. Die Injektion soll das Gelenk wieder in Gang bringen und gegen die Schmerzen helfen.

Der Heilversuch klingt bestechend – nur leider heilt er eben nicht. Bei Andrea Niehus war der Effekt gleich null. Das Verfahren hilft nur dem Orthopäden, der sich jede Injektion mit rund 100 Euro bezahlen lässt. Einen klinischen Nutzen hat das Verfahren vielen Studien zufolge nicht. Der Berliner Georg Duda konstatiert: „Das Spritzen von Hyaluronsäure oder irgendwelchen Flüssigkeiten kann den Knorpel nicht wiederaufbauen.“

Ebenso wenig können Nahrungsergänzungsmittel die Arthrose kurieren. Die Substanz Glukosamin etwa ist ein Bestandteil des Bindegewebes und wird als knorpel-schützende Essenz vermarktet. Allerdings wird das Glukosamin im Darm verdaut und kann den Knorpel gar nicht direkt regenerieren. „Da werden so viele Mittel angepriesen, das bringt alles nichts“, sagt der Orthopäde Henning Madry aus dem Saarland. „Es gibt kein Wundermittel.“

Patienten, die das (oftmals nach leidvoller Erfahrung) verstanden haben, kommen in die Phase, in der sie sich danach erkundigen, was die Chirurgie ihnen zu bieten hat. Aber auch hier sind Scharlatane unterwegs.

Manche Ärzte preisen die Arthroskopie als Heilmittel an. Allein in Krankenhäusern schieben sie jedes Jahr in mehr als 875 000 Gelenke röhrenförmige Instrumente, über die winzige Fasszangen oder andere Werkzeuge eingebracht werden. Sie zupfen im Knie herum und spülen literweise Flüssigkeit hinterher. Fertig ist die sogenannte Kniegelenkstoilette. Sie gehört zu den häufigsten medizinischen Eingriffen in Deutschland.

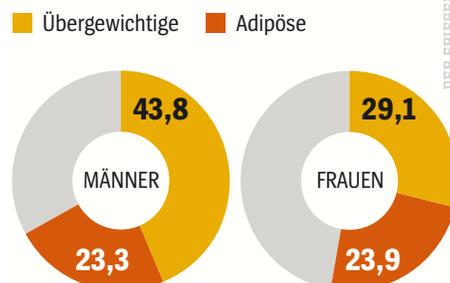
Auch die Braunschweigerin Ilse Streiff wurde von ihren Ärzten zur Arthroskopie überredet. Zuerst kam die linke Seite dran, dann die rechte, jeweils unter Vollnarkose. Beide Eingriffe erwiesen sich als wirkungslos, der Schmerz breitete sich weiter aus. „Die letzte Zeit war dann richtig bitter“, sagt Ilse Streiff. „Ich konnte nicht mehr zum Tanzen gehen.“

Die Kniegelenkstoilette wirkt so gut oder so schlecht wie eine Scheinoperation, bei der man den Eingriff nur vortäuscht. Das haben US-amerikanische Ärzte und Gesundheitsforscher in einer Studie nachgewiesen, die im renommierten *New England Journal of Medicine* erschienen ist.

Wenn der Knorpel zerstört ist und die Schmerzen nicht mehr auszuhalten sind, dann bleibt Patienten nur noch eines: das

Gift für die Gelenke

Übergewichtige in Deutschland, in Prozent



Quelle: RKI/DEGS1 2008–2011

DER SPIEGEL

FOTOS: STEFAN THOMAS KROEGER / DER SPIEGEL

kaputte Gelenk gegen ein künstliches eintauschen. Ilse Streiff hat lange gezögert: „Ich dachte lange Zeit: Lohnt sich das in meinem Alter noch?“ Sie war 83 Jahre alt, als sie links ein neues Knie erhielt. Mit 85 kam rechts ein künstliches Kniegelenk hinzu. Mit 86 schließlich rechts ein neues Hüftgelenk.

Mit ihren drei Endoprothesen ist Ilse Streiff in der Seniorenresidenz unterwegs. Männer sind nur wenige zu sehen, dafür zahlreiche Witwen. Viele von ihnen hätten neue Gelenke, sagt Streiff. „Man tauscht sich aus. Die meisten sind zufrieden.“

Tatsächlich nimmt eine geglückte Operation den Schmerz. Das hat auch Andrea Niehus erfahren, die Lehrerin aus Goslar. Sie hat sich wenige Tage nach ihrem 50. Geburtstag links ein neues Hüftgelenk einbauen lassen. Die rechte Seite ließ sie ein Jahr später machen.

Jetzt steigt Niehus 21 Treppenstufen in ihrem verwinkelten, 500 Jahre alten Fachwerkhaus in der Goslarer Altstadt empor und kehrt mit einem alten Marmeladenglas in der Hand zurück. Darin schwimmt in einer Flüssigkeit ein abgesägter Hüftkopf, so groß wie ein Tischtennisball. Sie hat ihn nach der Operation mitgenommen und findet, er sei im Glas besser aufgehoben als in ihrem Körper. Mit dem Ersatzgelenk ist sie über den Harz gewandert und war in Kärnten Ski fahren.

Zur „Operation des Jahrhunderts“ haben Ärzte im Fachblatt *The Lancet* das Einbauen künstlicher Hüftgelenke ernannt. Bis in die Sechzigerjahre habe die Arthrose ältere Menschen „zum Krüppel gemacht“, schreiben sie, heute könnte man ihnen mit Prothesen helfen.

„Wer früher mit 60 Jahren ein kaputtes Hüftgelenk hatte, der war ein Greis und saß im Lehnstuhl“, bestätigt auch Fritz Uwe Niethard von der Deutschen Gesellschaft für Orthopädie und Orthopädische Chirurgie. „Heute kriegt er ein neues Hüftgelenk und geht auf den Golfplatz.“

Patienten sind allerdings gut beraten, sich ein Krankenhaus zu suchen, in dem die Eingriffe häufig vorgenommen werden. Je erfahrener die Operateure sind, desto besser sitzt das neue Gelenk.

Das Wissenschaftliche Institut der AOK hat die Daten von knapp 150 000 Hüftpatienten daraufhin ausgewertet, ob sich die Wunde entzündete, ob die Gelenkprothese wackelte, ob der Patient während oder kurz nach der Operation starb. Die Unterschiede waren beträchtlich: Das Risiko für eine Komplikation war in Kliniken mit weniger als 45 Eingriffen pro Jahr um ein Drittel höher als in Kliniken mit mindestens 201 Eingriffen pro Jahr.

Wie gut ein neues Gelenk hält, das kann der Patient aber auch selbst beeinflussen. Wer nach der Operation die Beinmuskulatur gezielt trainiert und sich re-



Joggerinnen: Der Mensch ist eine Bewegungsmaschine

gelmäßig bewegt, der festigt den Sitz des Implantats. Die Braunschweigerin Ilse Streiff etwa hat die Reha jedes Mal drei Wochen eisern durchgezogen – mit dem Erfolg, dass sie ihre drei Kunstgelenke gar nicht spürt.

Ihre Tochter Friedel, 68, die auch ein neues Knie hat, sei leider bei der Reha ein wenig nachlässig gewesen, erzählt Frau Streiff. Als sie vor einiger Zeit zusammen durch Braunschweig liefen, konnte die Tochter der Mutter nicht folgen. „Mama, kannst du denn noch?“, fragte sie. „Mein Knie tut schon weh.“

Aber auch ein noch so gut eingepasstes Kunstgelenk kann sich mit der Zeit lockern. Jüngere Patienten müssen damit rechnen, dass ihr Kunstgelenk eines Tages ausgewechselt werden muss. Andrea Niehus in ihrem Goslarer Häuschen schreckt das nicht: „Bei der nächsten Operation bin ich vielleicht 65 Jahre alt und bei der übernächsten 80.“

Möglicherweise halten die neuen Implantate sogar 30 Jahre, aber ein grundsätzliches Problem können die Medizin-

techniker bisher nicht lösen. „Es gibt keine biologische Verbindung zwischen einem Implantat und dem Knochen“, erklärt Orthopäde Niethard. Aufgrund der natürlichen Alterung werde die Knochenrinde dünner und die Maschen der Knochenbälkchen größer. Deshalb verliere die Prothese eines Tages den Kontakt zum Knochen. Die erste Prothese muss aus dem Knochen geschlagen werden. „Mit jedem Wechsel geht Knochensubstanz verloren“, sagt Niethard. „Deswegen kann eine zweite oder dritte Prothese nicht so fest verankert werden und hält nicht so lange wie die erste.“

Vermutlich werden die Medizintechniker niemals ein Gelenk konstruieren können, das an das Original heranreicht. Umso wichtiger wäre es, mit der angeborenen Ausstattung sorgfältiger umzugehen. Anstatt die Knochen zu schonen, sollte man sie bewegen.

Die von Thomas Mann im Roman „Der Zauberberg“ beschriebenen Liegekuren sind aus orthopädischer Sicht anfechtbar. Bettruhe verändert den Gelenkspalt, weil der unterbeschäftigte Knorpel verkümmert. Die durch Bewegungsmangel begünstigten Arthrosen gehören zu den häufigsten Gründen, warum ältere Menschen ins Pflegeheim müssen. Sie haben ihren Körper durch Nichtstun lahmgelegt. Im *Journal of Anatomy* konstatiert Mediziner: „Ohne mechanische Anregung fällt der Knorpel dem Schwund anheim.“

Viele Menschen sehen das anders. Irrigerweise meiden sie das Laufen, aus Sorge, sie würden die Knie ruinieren. Doch offenbar können Menschen jede Woche Dutzende Kilometer rennen, ohne Gelenkschäden zu erleiden. In einer Studie wurden die Daten von knapp 75 000 Frei-

Ibuprofen-Präparate

verordnete Tagesdosen in Deutschland, in Millionen

Quelle: Arzneiverordnungs-Report





Paläopathologe Schultz: Skelette aus dem Mittelalter verraten die Arthrosen unserer Vorfahren

zeitläufer ausgewertet – ein Hinweis auf vermehrte Arthrose ergab sich nicht.

In der Schweiz unternimmt der Extremsportler Beat Knechtle, der selbst Arzt ist, einen einzigartigen Selbstversuch. In den vergangenen 20 Jahren ist er jeden Tag 10 Kilometer gerannt und dann noch 70 Kilometer Fahrrad gefahren und hat darüber Buch geführt. Mit einem Kernspintomografen ließ Knechtle links Knöchel, Knie und Hüfte untersuchen und alles von anderen Medizinern auswerten.

Die Kollegen haben nicht den geringsten Knorpelschaden entdecken können.

Knechtle hatte allerdings auch das Glück, dass er sich weder die Bänder

noch die Muskeln ernsthaft verletzte. Tatsächlich spüren manche Hobbyläufer Schmerzen im Knie und haben Angst vor Arthrose. Das „runner's knee“ rührt jedoch von Problemen mit Sehnen und Bändern und hat mit mechanischer Überanspruchung des Knorpels offenbar nichts zu tun.

Selbst wenn ein Knie bereits arthrotisch ist, müsse das nicht das Ende der Läuferkarriere bedeuten, sagt Martin Engelhardt, Chefarzt der Klinik für Orthopädie, Unfall- und Handchirurgie am Klinikum Osnabrück. Der Arzt weiß das aus eigener Erfahrung. Vor einiger Zeit wurde sein Knie stets dick und tat weh, wenn er einige Minuten gejoggt war.

Daraufhin stellte Engelhardt sein Training um und fuhr fortan mit dem Fahrrad zur Arbeit. Die stete Bewegung führte dazu, dass die Zellen der Gelenkinnenhaut vermehrt Gelenkschmiere herstellten. Durch das Fahrradfahren hat sich das Knie so weit erholt, dass Engelhardt heute sogar wieder laufen kann.

Auf die heilende Kraft der Bewegung setzt auch der Berliner Orthopäde Wolfgang Ertel. Für seine Studie sucht er gerade 300 Menschen, die unter noch moderater Arthrose im Knie leiden und Schmerzen verspüren. Ein Jahr lang sollen die Testpersonen, aufgeteilt in verschiedene Gruppen, das malade Bein trainieren.

Einige der Probanden werden von Psychologen unterstützt, um herauszufinden, ob dies einen zusätzlichen Nutzen hat. Mit Ultraschall und Laboruntersuchungen wollen die Studienärzte untersuchen, was genau körperliche Bewegung im Gelenk bewirkt. Die Vermutung: Die stete Aktivität führt zur Wanderung von Stammzellen, die den Knorpel erneuern könnten.

„Wir versuchen, das Fortschreiten der Arthrose zu bremsen oder ganz zu stoppen“, sagt Ertel. „Nach der Studie werden wir hoffentlich wissen, was wir Menschen mit Kniebeschwerden raten sollten.“

Schon jetzt wecken andere Studien die Hoffnung, dass Menschen der Arthrose sogar dann entgegenwirken können, wenn sie bereits erkrankt sind. Mit jedem Kilogramm Körpergewicht, das ein Mensch sich abtrainiert, verringert sich die Last auf die Kniegelenke um den Faktor vier. Wer zehn Prozent abnimmt, der hat spürbar weniger Gelenkschmerzen.

Dennoch seien viele Patienten nur schwer in Bewegung zu bringen, klagt der Orthopäde Henning Madry aus dem Saarland. Gerade von seinen übergewichtigen Patienten höre er oft: „Ich kann ja keinen Sport machen, weil das Knie wehtut.“ Madry entgegnet dann: „Sie müssen schwimmen oder hungern, damit Sie dünner werden. Dann werden Sie sich auch wieder bewegen können.“

Vor einiger Zeit wurden Madrys Worte erhört – von einem dicken Autolackierer, dessen Knie knirschten. Dem 49 Jahre alten Mann war das Treppensteigen eine Qual. Er war 1,80 Meter groß und wog 115 Kilogramm. Die Diagnose ergab eine großflächige Arthrose im Bereich der rechten Kniescheibe. Nach anderthalb Jahren stellte der Autolackierer sich wieder beim Orthopäden vor. Er hatte 25 Kilogramm abgenommen und konnte ohne Schmerzen laufen.

Jörg Blech



Video: So werden Gelenkschäden erkannt

spiegel.de/app272014gelenke
oder in der App DER SPIEGEL

Seltsamer Schwan

Geschichte Irrwitzige Verschwörungstheorien umranken die Illuminaten. Jetzt gibt es eine neue Spur zum rätselhaften Deckengemälde der Loge.

Drei große Söhne hat Ingolstadt hervorgebracht: Horst Seehofer, Frankenstein (der im Roman dort sein Monster erschafft) und den Kirchenrechtsprofessor Adam Weishaupt. Der gründete im Jahr 1776 den Geheimbund der Illuminaten.

Üble Schurkereien, vom geplanten Papststurz bis zum Streben nach Weltherrschaft, werden dem Orden nachgesagt. Angeblich stieß er die Französische Revolution an. Bei Bestsellerautor Dan Brown reicht seine Tradition bis zu den keltischen Druiden zurück – was allerdings ebenso falsch ist wie Gerüchte, die „Erleuchteten“ hätten Adolf Hitler zu ewigem Leben erwecken wollen und ihre Losung „Ewige Blumenkraft!“ den Hippies gesteckt.

Scheidet man Wahrheit von Lüge, bleibt immer noch genug Erstaunliches übrig.

Im Verborgenen, wie unter einem Schleier, bekämpfte der in rund 70 Logen tätige Verein die katholische Kirche und die Despotie. Sicher ist, dass Goethe (unter dem Codenamen Abaris) mitmachte. Auch der schneidige Adolph Freiherr von Knigge gehörte dazu.

Als die Obrigkeit den Verein 1785 verbot, war er auf rund 2000 Anhänger, zu meist hohe Beamte, angeschwollen: eine Schattenelite, bereit zur kalten Revolution und zum stillen Marsch durch die Institutionen. Bei den Rädelsführern fand man Pläne für einen Umsturz in Bayern.

„Vollkommenes Stillschweigen“ mussten die Anhänger schwören. Initiationen fanden im Wald oder in dunklen, abgedichteten Zimmern statt. Wie Frankenstein wollte Weishaupt einen „neuen Menschen“ schaffen, allerdings nicht aus Leichenteilen, sondern im sittlichen Sinne: „Wir sind die Streiter gegen Finsternis, dieses ist der Feuertienst.“

Über die wirkliche Schlagkraft der Gruppe gehen die Ansichten auseinander. Manche Forscher sehen in dem Ganzen nur „romantischen Mummenschanz“. Doch nun gibt es eine neue Spur.

Die Mutterloge der Illuminaten befand sich in einem Saal, verborgen im Hinterhof der Theresienstraße 23 in Ingolstadt. Ge-

tagt wurde unter einem Deckengemälde, das den Zweiten Weltkrieg nur schwer beschädigt überstand. Es existiert zwar eine alte, verblasste Zeichnung sowie ein Foto aus dem Jahre 1938. Doch zu dem Zeitpunkt war das Originalgemälde bereits überpinselt und verändert worden.

Jetzt ist eine weitere, farbige Skizze aufgetaucht. Das Dokument lag im Keller des Grafikers Johannes Rothe, 87, aus Meerane



Skizze der „Illuminatendecke“ (Ausschnitt)
Folterknechte schleifen die Nase ab

in Sachsen. Dessen Vater, der Kunstmaler Oskar Rothe, hatte im Jahr 1903 offenbar von einem Okkultisten den Auftrag erhalten, die sechs mal acht Meter große Illuminatendecke zu restaurieren. Bevor der Mann zu sanieren anfang, hielt er den Ist-Zustand fest.

Diese Tuscheskizze liegt dem SPIEGEL vor. In der Mitte zeigt sie eine antike Götterversammlung: Über zwei Meereswesen, die in Muschelhörner blasen, schweben auf einer Wolke neun Personen, von denen die Götter Mars (mit Lanze), Neptun (Dreizack) und Saturn (Sichel) anhand ihrer Ausrüstung identifizierbar sind. Darüber thront Göttervater Jupiter, dargestellt mit Krone, Zepter und Blitzbündel.

Um das Zentralbild ranken sich insgesamt acht weitere Darstellungen. Eine davon zeigt einen Mann, dem Folterknechte mit einem Mühlstein die Nase abschleifen.

Welcher Sinn steckt dahinter? Der Forscher Kay Reinhardt vermutet, dass hier „die Grundwerte der Geheimgesellschaft verschlüsselt“ dargestellt seien. Die Kunsthistorikerin Christina Grimminger sieht es anders. Sie glaubt, das gewaltige Deckenfresko sei schon 50 Jahre zuvor im Barock entstanden. Mit den Illuminaten habe es gar nichts zu tun.

Doch die Sache bleibt wirr: Neben dem Göttervater Jupiter sitzt seltsamerweise ein Schwan. Niemand weiß, warum.

Dass die Illuminaten dunkle Chiffren liebten, steht außer Frage. Als Kennzeichen für ihren Orden nutzten sie die Eule der Minerva. Jedes Mitglied hatte einen Tarnnamen, der eine hieß Odin, der andere Osiris oder Tamerlan. Selbst geografische Begriffe wurden bei ihnen verklaustriert. München nannten die Geheimniskrämer Athen, aus Frankfurt machten sie Edessa.

Die Verschwiegenheit ging so weit, dass frisch Angeworbene über die Absichten des Zirkels bewusst getäuscht wurden. Die Logenbosse aus der „Mysterienklasse“ gaben sich anfangs harmlos und friedfertig. Erst nach dem Aufstieg in höhere Ränge wurde den Neuen mitgeteilt, dass es in Wahrheit darum gehe, den Staat zu unterwandern und den Absolutismus zu beseitigen. Weishaupt selbst nannte sich Spartacus – nach dem Anführer der römischen Sklavenrevolte.

Dass die Esoteriker am Ende politisch nichts auf die Reihe kriegten, verdanken sie vor allem drei Denunzianten aus den eigenen Reihen. Die Verräter reichten internes Wissen an die Polizei weiter. Die Verschwörer flogen auf. Viele verloren ihren Job.

Der auf dem Gemälde dargestellte Schwan symbolisiert Reinheit und Glück. Weishaupt dagegen umgab schwarze Nacht. Er musste aus Bayern fliehen.

Matthias Schulz



Berg der Finsternis

Geologie Drei westliche Forscher begaben sich auf eine verwegene Expedition: Im Tyrannenstaat Nordkorea erkundeten sie einen der gefährlichsten Vulkane der Erde, um seinen Ausbruch vorherzusagen.

Die Bewohner des nordkoreanischen Dorfes Sin Mu-Song hatten noch nie zuvor Menschen von der anderen Seite der Erde zu Gesicht bekommen. Es kam daher einer Sensation gleich, als diese drei fremdartigen Gestalten plötzlich durch die Ortschaft stiefelten. Die Landung Außerirdischer hätte kaum mehr Eindruck gemacht.

Die Unbekannten befanden sich auf einer ebenso außergewöhnlichen wie wagemutigen Mission. Die beiden britischen Geologen Clive Oppenheimer und James Hammond sowie ihre US-amerikanische Kollegin Kayla Iacovino waren unterwegs zum höchsten Berg Nordkoreas, der gleich-

zeitig einer der gefährlichsten Vulkane der Welt ist: zum Paektusan.

Doch wie kommen drei Wissenschaftler aus dem Westen, von denen die Frau sogar aus den verhassten Vereinigten Staaten stammt, in die völlig abgeriegelte Diktatur?

Nach ihrer Rückkehr aus dem verstörenden Land schildern die Beteiligten jetzt ihre Eindrücke und Erlebnisse. Es ist die pure Verzweiflung, die nordkoreanische Behörden dazu trieb, den Forschern einen Spalt zu dieser rätselhaften Welt zu öffnen. Denn der Paektusan rumpelt wieder vernehmbar – nach einer hundertjährigen Ruhephase. Wann bricht er aus?

Ein Teil des Vulkans befindet sich auf dem Gebiet Chinas, wo das Massiv den Namen Changbai shan trägt. Im August 2012 schlugen chinesische Vulkanologen im Fachmagazin *Geophysical Research Letters* Alarm: Offenkundig sei die Magmakammer des Berges „erwacht“; es sei „dringend geboten, diesen aktiven und sehr gefährlichen Vulkan scharf zu beobachten“.

Keine übertriebene Warnung: Vor etwa 1000 Jahren entlud sich der Paektusan in seiner bislang heftigsten Eruption. Damals spie der Vulkan eine Aschewolke 29 Kilometer hoch in die Stratosphäre.

Der Ausbruch gilt als ähnlich heftig wie die Eruption des Tambora auf der indone-



Kratersee Cheonji
am Paektusan

sischen Insel Sumbawa im Jahr 1815, die weltweit einen Temperatursturz und Hungersnöte verursachte. Ähnlich apokalyptisch könnten die Folgen sein, wenn der Paektusan wieder ausbricht – die Auswirkungen könnten auf dem ganzen Globus spürbar sein, mit Sicherheit aber wären sie fatal in der Region.

Noch mehr Hunger können die Menschen in Nordkorea jedoch kaum ertragen. Einem Bericht der Uno zufolge haben etwa sechs Millionen Nordkoreaner nicht genug zu essen. Nordkoreas Diktator Kim Jong Un hat sich zwar selbst eine stattliche Leibesfülle angefüllt, sein Volk aber lässt er darben.

Dafür verblüfft der Herrscher mit dem Mondgesicht immer wieder durch bizarre Auftritte. Kürzlich etwa suchte der „Oberste Führer“ eine Wetterstation in der Hauptstadt Pjôngjang auf und belehrte die anwesenden Meteorologen, wie man wissenschaftlich korrekte Wettervorhersagen erstellt. Wie man allerdings einen Vulkanausbruch vorhersagt, weiß auch der allwissende Kim Jong Un nicht.

Aus diesem Grund nahm eine nach außen hin regierungsunabhängige Organisation in Pjôngjang Kontakt auf zu dem international bekannten Vulkanologen Clive Oppenheimer von der University of Cambridge. Der britische Forscher holte

dann seine Kollegen Hammond und Iacovino mit ins Boot.

Für die Gelehrten war dieser Auftrag ein Hauptgewinn. Denn der Paektusan ist nicht nur einer der bedrohlichsten feuer-speienden Berge der Erde, sondern auch einer der am wenigsten erforschten.

Dass überhaupt Erkenntnisse über die Wucht des Paektusan-Ausbruchs vor 1000 Jahren vorliegen, ist das Ergebnis einer Expedition des deutschen Vulkanologen Hans-Ulrich Schmincke. 1993 durfte der Forscher aus Kiel das Gebiet des Paektusan bereisen und an jener dicken Bimssteinschicht kratzen, unter der die gesamte umliegende Vegetation bei dem Jahrtausendausbruch begraben wurde.

Als Schmincke das Gelände an der sagenumwobenen Stätte erkletterte, schien dort noch alles ruhig zu sein. Doch seither mehren sich die Anzeichen, dass ein Ausbruch unmittelbar bevorstehen könnte.

Eine Heerschar nordkoreanischer Geologen befasst sich ausschließlich mit dem Paektusan; doch die einheimischen Wissenschaftler stoßen schnell an ihre Grenzen. „Sie sind völlig abgeschnitten von der wissenschaftlichen Welt“, sagt Kayla Iacovino. Das Internet stehe den Gelehrten aus dem Reich Kim Jong Uns nicht zur Verfügung.

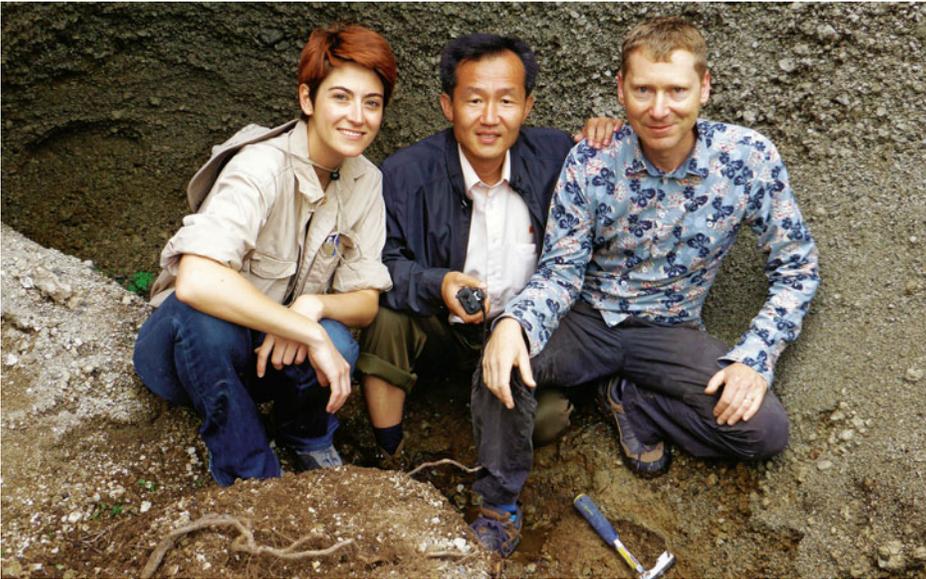
Vor der Ankunft der Kollegen aus dem Westen reichten die nordkoreanischen Vulkanologen bei Oppenheimer, Hammond und Iacovino eine Wunschliste mit wissenschaftlichen Aufsätzen ein, auf die sie bis dahin keinen Zugriff gehabt hatten. Die frischeste Publikation, nach der sie verlangten, stammt aus dem Jahr 2003. „Sie wussten gar nicht, dass längst aktuellere Erkenntnisse erhältlich waren“, erläutert Iacovino den Rückstand.

Wie sehr ihren nordkoreanischen Kollegen die Erkenntnisse aus aktuellen Studien fehlen, erkannten die Forscher aus dem Westen bald. Bedeutende Funde von früheren Eruptionen wussten die Fachleute aus Pjôngjang nicht richtig zu deuten.

Als eine der gefährlichsten Folgen eines Vulkanausbruchs können sogenannte Lahars auftreten – dann verbindet sich die ausgestoßene Asche des Vulkans mit Regen und Schutt zu einem tödlichen Schlammstrom, der ganze Ortschaften unter sich begraben kann.

„Wir haben überall am Paektusan Anzeichen für solche Lahars gefunden“, berichtet Iacovino. Den nordkoreanischen Wissenschaftlern sei gar nicht klar gewesen, welche Bedrohung damit einset verbunden war. Daraus könne man ihnen aber keinen Vorwurf machen, sagt Iacovino. „Sie haben bisher nur einen einzigen Vulkan zu Gesicht bekommen – und das ist der Vulkan in ihrem Land“, erzählt die Gesteinskundlerin.

Dass die Kooperation zwischen der häufig als stalinistisch bezeichneten Diktatur



Vulkanforscher Iacovino (l.), Oppenheimer (r.): „Frauen sind zu schwach fürs Gelände“

und den Vulkanologen aus dem Westen überhaupt zustande kam, ist eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Jahre lang musste James Hammond, Geophysiker am Imperial College in London, mit viel Geschick und Geduld einen Papierkrieg führen, um die Reise in das verschlossene Land auf den Weg zu bringen.

Hartnäckig stemmten sich britische und amerikanische Behörden gegen das heikle Projekt. Dem Embargo der Vereinten Nationen folgend dürfen Ausländer nicht mal einen Laptop nach Nordkorea einführen – geschweige denn jenes anspruchsvolle technische Gerät, mit dem Oppenheimer, Hammond und Iacovino die Magmaunruhe des Paektusan vermessen wollten.

Wegen dieser bürokratischen Hürden stand das Vorhaben bereits vor dem Scheitern. Da schaltete sich die Royal Society ein – eine in der britischen Hauptstadt beheimatete Gesellschaft zur Wissenschaftspflege. Zwischen London und Washington liefen die Telefonleitungen heiß. Auf irgendeiner Leitungsebene muss es einem Repräsentanten der altherwürdigen Vereinigung gelungen sein, einen Entscheidungsträger von dem höheren Sinn der Mission zu überzeugen.

Zum Happy End konnte sich die Unternehmung allerdings erst wenden, nachdem die American Association for the Advancement of Science sich bereit erklärte, die Abenteuerreise im Namen der Wissenschaft zu finanzieren. Als auch dieses Hindernis beiseitegeräumt worden war, zeigte Nordkorea plötzlich ein ungekannt freundliches Gesicht.

Die Obrigkeit verfolgt ihre Bürger auf Schritt und Tritt, stößt brachiale Drohungen gegen die ganze Welt aus und beäugt die wenigen Touristen mit unverhohlenem Misstrauen. Doch als die Maschine der Air Koryo mit den drei Vulkanforschern an Bord gelandet war, präsentierte sich die Diktatur auf eine Weise, die noch nicht allzu viele Menschen erlebt haben.

Der Aufstieg zum Feuerberg im Land der Finsternis geriet für Oppenheimer, Hammond und Iacovino zum ausgelassenen Biwak. In Begleitung von etwa 25 Wissenschaftlern und einer Handvoll Übersetzern aus Nordkorea sammelte das Trio Blaubeeren, röstete Kartoffeln in der offenen Glut und alberte bei einem Feierabenddrink herum. „Geologen trinken gern ein Bier – offenbar auch in Nordkorea“, erzählt James Hammond.

Die Hauptaufgabe des Trupps bestand darin, an verschiedenen Stellen des Vulkans moderne Seismometer aufzustellen. In den kommenden Monaten und Jahren werden die Messgeräte das Rumoren unter dem Berg aufzeichnen. Vor allem Hammond wird damit beschäftigt sein, ein mögliches Muster aus den Daten herauszulesen, das Hinweise auf einen Ausbruch des Paektusan liefern könnte.

Wann wird der Vulkan zwischen China und Nordkorea wieder Feuer speien? „Das ist wie mit einem choleraschen Typen, der einen Wutanfall bekommt“, sagt Hammond. „Manchmal geht das sehr schnell, manchmal dauert es Jahrzehnte.“

Warum der Paektusan überhaupt so bedrohlich ist, bleibt für die Experten vorerst ein Rätsel. Der Berg liegt weit entfernt von dem pazifischen Feuergürtel, dessen brachiale Gewalt durch sich untereinander schiebende Erdplatten geschürt wird. Niemand vermag derzeit befriedigend zu erklären, aus welchen Quellen sich der nordkoreanische Feuerspucker speist.

Vor Ort hatten die Forscher vor allem mit Banalem zu kämpfen: wohin etwa mit der kostbaren Ausrüstung? Zu fürchten waren weniger Diebe als Sturm und Kälte – aber auch Kinder aus den umliegenden Dörfern, die gern mit Steinen auf schimmernde Objekte wie die wertvollen Solarmodule der Seismografen werfen.

Als Kommandozentrale für die Vulkanüberwachung hatten nordkoreanische Soldaten einen steinernen Bunker in den Berg

gemauert. „Was sie auf die Beine gestellt haben, ist fabelhaft. Alles, worum wir sie baten, haben sie geliefert“, lobt Hammond. Vor allem imponierte den Besuchern aus dem Westen die Fähigkeit ihrer Gastgeber zur Improvisation.

Gewöhnliche Reisende im dunklen Reich der Kims müssen strengen Auflagen folgen, wenn sie fotografieren möchten. Die Aufpasser der Partei achten argwöhnisch darauf, dass nur ja kein Motiv abgeleuchtet wird, das ein schlechtes Licht auf die Demokratische Volksrepublik Korea werfen könnte.

Kontakte zu gewöhnlichen Einheimischen sind generell ausgeschlossen. Das wusste auch Hammond, der dann umso erstaunter war, sich auf der Terrasse eines normalen Wohnhauses wiederzufinden. Die Bewohner, erzählt der Forscher, hatten sich bereit erklärt, einen Teil der Ausrüstung bei sich zu verstauen. Zur Begrüßung gab es Kürbissuppe, anschließend bot der Hausherr selbstgezogene Tabakblätter an, die eingewickelt in das Papier einer nordkoreanischen Zeitung geraucht werden.

Begeistert von so viel Gastfreundschaft wollte Hammond den Rest seiner Crew herbeirufen – stieß aber jählings doch auf Widerstand: Kayla Iacovino war nicht willkommen. Schon im Kindergarten lernen junge Nordkoreaner, dass Amerikaner die Ausgeburt des Bösen sind – selbst dann, wenn sie jemandem gegen einen Vulkan beistehen.

Für Iacovino war es anfangs ohnehin schwer, von ihren nordkoreanischen Kollegen akzeptiert zu werden. „Sie hatten Sorge, dass ich bei den Wanderungen nicht mithalten könnte, das habe ich deutlich gespürt“, berichtet die US-Forscherin.

„Später habe ich einen der Nordkoreaner gefragt: ‚Gibt es denn bei euch keine weiblichen Geologen?‘“, so Iacovino. „Er antwortete: ‚Doch, aber die bleiben im Labor. Frauen sind zu schwach für die Geländearbeit.‘ Dann habe ich auf mich gezeigt und gesagt: ‚Denkst du auch über mich so?‘ Er: ‚Nein, du bist eine starke Frau.‘“

Ob das Höflichkeit war, Diplomatie oder schlicht der Wahrheit entsprach, ließ sich nicht aufklären. Ein Gefühl der Zweideutigkeit begleitete die gesamte Expedition.

Am letzten Tag fuhr die Gruppe mit einem Bus zurück nach Pjöngjang. Die Stimmung war ausgelassen, es wurde gesungen. Dann baten die einheimischen Geowissenschaftler einen ihrer britischen Kollegen um einen Auftritt.

James Hammond, der während der gesamten Expedition einen braunen Cowboyhut trug, musste nach vorn. Er sollte rappen. Also rappete Hammond vor 30 Nordkoreanern. Der Bus grölte.

Frank Thadeusz

Der Tod der Heilerin

Seuchen Der bislang schlimmste Ebola-Ausbruch in Afrika ist außer Kontrolle. Weil die Bevölkerung den Ärzten misstraut, breitet sich die Epidemie aus.

Vermutlich brachten Flughunde das Virus aus Ostafrika mit. Die Tiere gelten in Guinea als Delikatesse. Durch Zubereitung und Verzehr von Flughundfleisch gelangte der Erreger in den Menschen – und löste in Westafrika den schlimmsten Ebola-Ausbruch aus, der jemals registriert wurde.

Vergangene Woche schlug die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen Alarm. „Die Epidemie ist außer Kontrolle geraten“, sagte Bart Janssens, der Einsatzleiter der Organisation. Die Infizierten leiden an Fieber und Durchfall, später kommen innere und äußere Blutungen hinzu. Rund 60 Prozent der Betroffenen sterben, selbst die Toten sind noch ansteckend.

Ihren Ausgang nahm die Seuche in der Nähe der Stadt Gueckedou im Süden Guineas. Mittlerweile gibt es rund 60 aktive Herde. Rund 340 Menschen starben nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO in Guinea, Sierra Leone und Liberia seit Jahresbeginn an der todbringenden Seuche.

„Ich habe schon mehrere Ebola-Ausbrüchen miterlebt“, erzählt die Würzburger

Krankenschwester Anja Wolz, Notfallkoordinatorin für Ärzte ohne Grenzen. „Und am Anfang war ich optimistisch, dass wir es auch diesmal bald in den Griff kriegen. Aber hier ist die Situation wirklich sehr schwierig. Wir fangen bei null an und kommen an unsere Grenzen.“

In dem Dreiländereck von Guinea, Sierra Leone und Liberia, in dem ebenso reger wie unkontrollierter Grenzverkehr herrscht, ist es nur mit großem Aufwand möglich, jene Menschen ausfindig zu machen, die Kontakt mit Ebola-Kranken hatten und sich möglicherweise angesteckt haben. Doch genau das ist die wichtigste Maßnahme, um die Seuche einzudämmen.

Im Idealfall suchen medizinisch geschulte Helfer die identifizierten Kontaktpersonen täglich auf, messen Fieber und befragen sie nach möglichen Ebola-Symptomen. Wer innerhalb von drei Wochen – der Inkubationszeit – nicht krank wird, bei dem ist die Gefahr gebannt. Wer Symptome entwickelt, kann seine Überlebenschancen verbessern, indem er umgehend ein Behandlungszentrum aufsucht.

Über 1400 Kontaktpersonen stehen derzeit unter Beobachtung. „Aber die Menschen in dieser Region sind ungewöhnlich mobil“, sagt der Epidemiologe Michel Van Herp. „Einen Mann haben wir vier Tage lang suchen müssen – in der Zwischenzeit war er durch fünf Dörfer gereist. So etwas kennen wir von früheren Ausbrüchen in Ostafrika nicht.“

Auch die Zusammenarbeit zwischen Helfern und Behörden in der Grenzregion klappt nicht immer reibungslos. „Manchmal“, kritisiert Van Herp, „ist es leichter für einen Kranken, eine Grenze zu überqueren, als für ein Ärzteteam.“



Möglicher Ebola-Überträger Flughund
Gefährliche Delikatesse

Unglückliche Zufälle haben die Seuche zusätzlich angefacht. Eines der ersten Opfer, das in Sierra Leone starb, war eine bekannte traditionelle Heilerin, die mit vielen Menschen Kontakt hatte. „Wenn ein Kind an Ebola stirbt“, sagt Van Erp, „rechnen wir damit, dass es zwei weitere Menschen angesteckt hat. Wenn eine solche Heilerin stirbt, rechnen wir mit 20 Infizierten.“

Vor allem die Beerdigungszeremonien bieten dem Erreger Gelegenheit, sich zu verbreiten – wenn etwa der hochinfektiöse Leichnam gewaschen oder zum Abschied umarmt wird. Und je bedeutender ein Mensch war, desto größer fällt auch diese Zeremonie aus. „Der Fall der Heilerin könnte erklären“, so Van Herp, „warum die Zahl der Ebola-Fälle in Sierra Leone innerhalb kurzer Zeit explodiert ist.“

Viele Menschen in Westafrika, wo es Ebola bislang nicht gab, wissen kaum etwas über diese Krankheit. „Das schürt Misstrauen“, sagt Stephan Becker, Leiter des Instituts für Virologie der Philipps-Universität Marburg. Der Mediziner hat dafür sogar Verständnis: „Was würden Sie denken, wenn Ihre Angehörigen in einer Behandlungsstation verschwänden und in einem Leichensack wieder rauskämen?“

Doch das Misstrauen führt dazu, dass Angehörige von Opfern Ebola-Symptome verschweigen oder sogar vor den Helfern fliehen – und damit andere in Gefahr bringen. „Es geht darum, das Vertrauen jeder einzelnen betroffenen Familie zu gewinnen“, betont Epidemiologe Van Herp. Nur so lasse sich die Infektionskette unterbrechen.

Wie mühsam das ist, hat Krankenschwester Wolz Anfang Juni in Kailahun im Osten von Sierra Leone erlebt. Auf einem Grundstück nahe der Kleinstadt wollte ihre Nothilfeorganisation eine Krankenstation errichten. Doch kurz vor der Eröffnung beknieten die Anwohner den Dorfbefehl, die Behandlungszelte zu verbieten – aus Angst vor Ansteckungen.

„Jetzt haben wir die Zelte praktisch im Urwald errichtet“, sagt Wolz. „Wir mussten dafür 150 Bäume fällen.“ Zum Glück hätten viele Freiwillige geholfen. Dennoch sei wertvolle Zeit verloren gegangen. Erst Mitte vergangener Woche konnte der erste Ebola-Patient aufgenommen werden.

Veronika Hackenbroch



Ebola-Opfer in Behandlungsstation in Guinea: „Wir fangen bei null an“



Callas 1963

Legenden

Denkmal für die Diva

Vielleicht ist ihr Nachruhm gerade deshalb so langlebig, weil ihre Karriere so kurz war. Innerhalb von nur zwanzig Jahren machte Maria Callas 26 Operngesamtaufnahmen im Studio und 13 Arienplatten, sie sang in Mailand, Rom, London und New York und wurde die Primadonna assoluta ihrer Zeit, bis heute der Inbegriff einer Operndiva. Maria Callas (1923 bis

1977), die bei der Oper nie lächerlich, sondern immer lebensnotwendig klang, machte nur einen fatalen Fehler: ihren Comeback-Versuch im Jahr 1974 nach ihrer Affäre mit dem Reeder Aristoteles Onassis. Dass sie am Mikrofon hingegen fast alles richtig machte, belegt bald eine opulente Box mit all ihren Studioaufnahmen, die im Herbst bei Warner Classics herauskommt. Für dieses Divendenkmal aus 69 CDs und mancherlei Zusatzmaterial wurden die Originalbänder penibel remastered und liebevoll aufpoliert. kro

Dokumentarfilme

Lebensmittel Kunst

Er sitzt auf einem Sofa neben einer prall aufgepumpten Sexpuppe und sagt: „Sucht, Gier, Besitzen, Abhängigkeit, Kunst.“ Der in Köln geborene Hollywood-Schauspieler Udo Kier, 69, wurde in den Siebzigerjahren durch die von Andy Warhol produzierten „Dracula“- und „Frankenstein“-Filme berühmt und entwickelte eine lebenslange Leidenschaft für moderne Kunst, besonders für die nahe am Trash. Die Dokumentation „Artholic“ von Hermann Vaske, die in dieser Woche auf dem Münchner Filmfest Premiere hat und im Herbst in die Kinos kommt,

begleitet ihn auf einer Grand Tour durch die Museen und Galerien Europas. Kier reist nach Frankfurt, Paris, Kopenhagen oder Berlin und trifft befreundete Künstler



Kier in „Artholic“

wie Rosemarie Trockel oder Marcel Odenbach. Mal sieht man ihn auf Socken durch das Kölner Museum Ludwig huschen, weil die von Hugo Boss gesponserten Schuhe zu eng sind, mal macht er aus dem Besuch des Bonner Kunstmuseums eine bizarre Performance, indem er vor dem Video einer schwingenden Glocke Schiller zitiert. Kiers Reise ist ein amüsanter, verspielter und manchmal durchgeknallter Egotrip. Wenn der Schauspieler in einem Restaurant sitzt, sein Essen zerpfückt und aus den Bestandteilen ein Gesicht bastelt, leuchten seine Augen. Keine Frage, für diesen Mann ist Kunst ein Lebensmittel. lob

Literatur

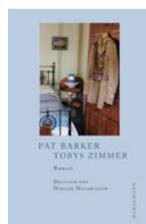
Das hässliche Gesicht des Krieges

Das sind Metaphern geworden: Etwas hat „tiefe Wunden gerissen“, ist „noch nicht vernarbt“. Von einer Zeit, da man erfahren konnte, wie solche Metaphern entstehen, erzählt der neue Roman von Pat Barker, 71, die sich durch ihre Trilogie „Regeneration“ auch in Deutschland einen Ruf als eine bemerkenswerte Gestalterin historischer Stoffe erschrieben hat. Das Lebens-thema der britischen Autorin ist seit je der Erste Weltkrieg – die Wunden, die er geschlagen hat, nicht nur in der Seele, sondern auch an den Körpern der heimgekehr-

FOTOS: MPTV / INTERTOPICS (O.); CAMINO VERLEIH (U.)

ten Soldaten; Schreckensfiguren, wie von Francis Bacon gemalt. Vielleicht ist dessen Ruhm ein spätes, verschämtes Echo auf einen Krieg, der für körperliche Entstellungen gesorgt hat, die man sich vorher nicht ausmalen konnte; auf diesen Gedanken kann kommen, wer Barkers jüngstes Werk über die Barbarei auf den Schlachtfeldern liest. Dabei umkreist sie das düstere Zentrum ihres Interesses mit spröder Eleganz: Die Heldin ihres Romans, Pazifistin wie ihre Freunde aus der wohlhabenden, gebildeten Boheme, lehnt es schlechterdings ab, sich mit dem Krieg zu beschäftigen: Nicht einmal Strümpfe für die Soldaten will sie stricken; die Maschine des Todes soll durch sie keinerlei Unterstützung erhalten. Gleichwohl hilft ihr die radikale Abwehr nicht. Ihr geliebter Bruder steht an der

Front und beschäftigt fortwährend ihre Gedanken. Und sie selbst, eine begabte Aktzeichnerin, wird von ihrem Professor als Portätistin verstümmelter Soldaten rekrutiert, deren zerfetzte Gesichter die Chirurgen wieder zu rekonstruieren suchen. Das historische Vorbild dieses Professors, der Arzt und Künstler Henry Tonks, verstand sich als einer, der nicht nur Wunden flicken, sondern auch Zeugnis ablegen wollte. Barkers Roman – subtil und lange nachwirkend – wird diesem Motiv gerecht. es



Pat Barker
Tobys Zimmer
Aus dem Englischen von Miriam Mandelkow.
Dörlemann Verlag, Zürich; 400 Seiten; 23,90 Euro.

Sammlung Gurlitt Noch mehr Bilder

Der Sammlung des kürzlich verstorbenen Kunsterben Cornelius Gurlitt sind offenkundig vier weitere Bilder zuzurechnen. Die Gemälde hatte Gurlitt seinem Schwager überlassen – angeblich als Leihgabe. Der Mann aus Kornwestheim, selbst Kunsthistoriker, hatte nach Bekanntwerden der Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Augsburg im Herbst 2013 (SPIEGEL 46/2013) der Polizei 22 Gemälde übergeben, 18 eigene und 4 von Cornelius Gurlitt. Seitdem lagern die Bilder beim Landeskriminalamt in Stuttgart. Die Task-

force „Schwabinger Kunstfund“ prüft nun die 22 Werke, die alle aus dem Nachlass des Kunsthändlers Hildebrand Gurlitt kommen. Die Werke stammen vorwiegend von niederländischen, französischen und deutschen Künstlern aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Zwar sollen keine herausragend bedeutenden Werke dabei sein, wohl aber eine Radierung von Pablo Picasso sowie ein Gemälde von Max Liebermann. Baden-Württembergs Innenminister Reinhold Gall (SPD) erklärte, ein Abgleich mit der „Lost Art“-Datenbank habe bislang keine eindeutige Übereinstimmung mit Sucheinträgen zu Raubkunst ergeben. one



Sichergestellte Gurlitt-Bilder in Österreich

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Spiralen der Höflichkeit



Eine knappe Woche in Oxford kann genügen, um sich in Deutschland ein wenig unwohl zu fühlen.

Natürlich liegt der Einwand nahe, dass die legendäre Kleinstadt, in der ich diese Tage verbrachte, eine weitläufige Puppenstube für ältere Gelehrte ist – am letzten Wochenende der akademischen Saison allerdings auch für

schwer ausschweifende Studenten nach dem Examen. Selbst das Paradies hat ein Souterrain.

Aber daran liegt es nicht, denn in jedem der verspäteten, schlecht ausgestatteten Züge des Landes und in jeder Schlange im Regen ist die Erfahrung zu machen, dass Situationen, die in Deutschland für starke soziale Friktionen sorgen, dort eher den gegenteiligen Effekt haben: Das durchschnittliche Pannopfer entschuldigt sich für Unannehmlichkeiten, die es selbst keinesfalls verursacht hat, und sorgt mit einer freundlichen Bemerkung für eine Hebung der allgemeinen Stimmung. Man könnte diese soziale Figur den Umgekehrten Mehdorn nennen.

Es weiß aber auch der Schaffner, den seine verspäteten Passagiere mit ausgesuchtem Zartgefühl von den Mängeln des Fernverkehrs ablenken, dass seine Tochter in Oxford kaum je Kunstgeschichte studieren wird – und wenn, dann werden die dort residierenden künftigen Premierminister und Schlossbewohner schon mit Anmut und Discretion dafür sorgen, dass sie sich fühlt wie ein Blutwurstzipfel im Shrimpscocktail. Die Praxis weitverbreiteter Höflichkeit hat nichts mit äußeren Faktoren zu tun, mit Chancengleichheit oder sozialer Gerechtigkeit, sondern nur mit inneren Bildern. Es ist offenbar möglich, den Menschen jenseits seiner Rolle als ein Lebewesen zu betrachten, das Anspruch auf Respekt und Freundlichkeit hat. Da gibt es Spiralen in beide Richtungen, und wir haben eher die nach unten erwischte.

Daran sind natürlich die Nazis schuld, das ist ja gar keine Frage. Davon aber mal abgesehen, wird schon Mephisto im „Faust II“ mit der Auskunft beschieden, dass man „im Deutschen lügt, wenn man höflich ist“. Grobheit hat also eine ausgereifte Tradition. Oder sollte man eher Direktheit dazu sagen, Authentizität, Ehrlichkeit?

Kaum ein anderes Volk, so stellt die ehemalige Uno-Dolmetscherin Susanne Kilian fest, tut sich so schwer mit der Übung des Small Talks. Komplimente lösen bei uns die Angst vor Ehebruch aus, und wer ganz grundlos freundlich ist, bereitet eine Übervorteilung vor. Andererseits erfährt der Brite schon in drei Sätzen über rein gar nichts, wo der andere herkommt, wie weit er es bringen kann und was er inzwischen verdient: Akzent, Vokabular und andere Eigenschaften des Sprachgebrauchs markieren eine soziale Landkarte, wo im Deutschen demokratische Wiese ist. Wenn man diesen sympathischen Umstand vielleicht ergänzen könnte durch ein bisschen Courtoisie ... Nicht, um Probleme zu kaschieren, sondern eher, um eine Stimmung zu schaffen, in der man sie lösen kann? (Und wie kann man Probleme lösen, wenn man dem Gegenüber zuallererst demonstrieren will, wer man ist?)

An dieser Stelle schreiben drei Kolumnisten im Wechsel. Nächste Woche ist Dirk Kurbjuweit an der Reihe, danach Claudia Voigt.



Minidrohne



Kartongebilde in der Münchner Amazon-Zentrale



Konzernchef Bezos



Amazon-Lager in Leipzig

Furchtbare Überraschungen

Buchmarkt Amazon erhöht den Druck auf die deutschen Verlage. Es geht um höhere Rabatte für den Internethändler. Renommiertere Verlage wie Piper, Ullstein, dtv, Hoffmann und Campe und Bastei Lübbe fühlen sich erpresst und fürchten um ihre Zukunft.

Die Amazon-Fassade in Schwabing wird von einem Spruchband geschmückt. „Ein Platz an der Sonne. Echte Freunde. Schöne Überraschungen“ steht dort. Silberne Buchstaben auf mattem Grund, die in der Junisonne glänzen. „Fruchtbare Ideen. Klare Verhältnisse“. Über zwei Fassaden ziehen sich die Wortpaare, und sie lesen sich wie ein höhnischer Kommentar zu dem Konflikt, den Amazon in diesem Sommer mit der deutschen Buchbranche austrägt.

In der Auseinandersetzung geht es um die schwedische Verlagsgruppe Bonnier, zu der in Deutschland so bekannte Verlage wie Piper, Carlsen oder Ullstein gehören. Verkauft Amazon ein E-Book von Bonnier, erhält das Unternehmen bislang etwa 30 Prozent des Verkaufspreises. Nun fordert Amazon bis zu 50 Prozent. Bisher weigert sich die Verlagsgruppe, diesem Ansinnen nachzugeben. „Amazon nimmt uns den Spielraum zum Überleben“, sagt Christian Schumacher-Gebler, oberster Chef aller deutschen Bonnier-Verlage. „Verhandlungen zu führen ist für uns als Händler Tagesgeschäft“, sagt Ralf Kleber, Geschäftsführer von Amazon in Deutschland.

Kleber ist gerade aus Seattle zurückgekehrt, wo Amazon seinen Hauptfirmensitz hat. Auf amerikanische Weise ist er gut gelaunt und unkompliziert. Die Tür zu seinem Büro steht offen: Ein Regal mit CDs, Fotos von der Familie, ein gedrucktes Buch sucht man vergebens. Der 48-Jährige trägt ein hellblaues Hemd, Jeans, und statt einer Krawatte hängt ein gelbes Band um seinen Hals, an dem die Zugangskarte für das Amazon-Haus baumelt. „Ralf“ steht groß darauf, klein darunter der Nachname.

Es ist nicht leicht, Zugang zu Amazon zu bekommen. Es gibt Buchverleger in Deutschland, die Kleber noch nie getroffen haben. Und bei der Interview-Anfrage des SPIEGEL zitiert die Pressesprecherin erst mal Jeff Bezos, den Gründer von Amazon: „We are willing to be misunderstood for long periods of time.“ Doch nun will Kleber reden, es werde einfach zu viel Falsches berichtet. Womöglich hat Amazon auch erkannt, dass der Streit mit dem Buchgewerbe das Image des Unternehmens beschädigen kann.

Um Druck auf die schwedische Verlagsgruppe auszuüben, verzögert Amazon in Deutschland die Auslieferung von gedruck-

ten Bonnier-Büchern, zu denen auch die Bände der „Harry Potter“-Reihe gehören. Was sonst ein oder zwei Tage dauert, braucht nun bis zu zehn. In den USA, wo Amazon einen ähnlichen Konflikt mit dem Hachette-Verlag ausficht, sind Autoren, Händler und Kunden in Rage. Über das Internet kann man Aufkleber „I Didn't Buy It On Amazon“ herunterladen. Außerdem strich der Konzern im Juni vorübergehend den erfolgreichen Kinofilm „The Lego Movie“ von seiner Vorbestellungsliste, weil es mit dem Unterhaltungskonzern Warner ebenfalls Uneinigkeit gab.

Aus der Sicht seiner Kunden zeichnet sich Amazon durch Vielfalt, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit aus. Wenn man nun in die Schlagzeilen gerät als gefräßiges Unternehmen, das nicht genug bekommen kann, könnte das die Kunden vergraulen.

Amazon ist ein digitales Warenhaus. Von der Waschmaschine über Schaukelpferde bis zur Motorsäge gibt es hier so gut wie alles. Es ist aber auch eine Weltmacht, die sich vorgenommen hat, das Leben der Menschen zu verändern. Die Art, wie sie einkaufen, arbeiten, fernsehen und wie sie lesen.

Begonnen hat das Unternehmen mit dem Handel von Büchern. Weil auch die größten Buchläden immer nur eine Aus-

wahl aller erhältlichen Bücher vorrätig haben können, war Amazon, das heute insgesamt rund 15 Millionen gedruckte Titel im Angebot hat, allen stationären Buchhandlungen rasch überlegen. Mit Büchern – gedruckt oder als E-Book – macht der Konzern heute schätzungsweise nicht mal mehr zehn Prozent seines Umsatzes, aber er verdient daran immer noch mehr als an den meisten anderen Artikeln.

Zwei Weltanschauungen prallen aufeinander. Für Amazon beginnt die Wertschöpfung, wenn ein Buch fertig ist.

plant, arbeiten Verlagslektoren mit den Autoren an dem Text. Und schließlich kümmert man sich in den Verlagen um die Pressearbeit und internationale Rechte. Dieser aufwendige Prozess macht das Buch zu einem Kulturgut. Und deshalb geht es bei diesem Streit nicht nur um ein paar Prozente hier oder dort. Es geht darum, die Kräfteverhältnisse auf dem Buchmarkt für die digitale Zukunft zu regeln. Zwei Weltanschauungen prallen da aufeinander. Für Amazon beginnt die Wertschöpfung eines Buchs erst, wenn es fertig ist. Nach den Bedingungen, unter denen es entsteht, fragt der Onlinehändler nicht. Auch nicht danach, wie viel ein Verlag bis dahin in die Qualität des Inhalts investiert hat. Weniger Gewinn für die Verlage schlägt zwangsläufig auf die Autoren und damit auf die Bücher durch. Doch für Amazons Manager bemisst sich der Wert eines Buchs an dessen Verkaufszahlen und nicht an dessen inhaltlichem Niveau.

„Wir haben Tausende von Lieferanten, mit denen wir ständig im Kontakt stehen, mit denen wir ständig unsere wirtschaftlichen Rahmenbedingungen verändern und anpassen“, sagt Kleber. Es fällt ihm schwer zu verbergen, dass der dauernde Verweis auf das Kulturgut Buch in seinen Augen eine Ausrede der Verlage für ihre eigene Behäbigkeit ist. „Was den Verlagen gerade begegnet, ist die Zukunft“, sagt Kleber. Der direkte Kampf der Buchbranche mit Amazon um die Zukunft begann im vergangenen Herbst. Jedes Jahr nach der Frankfurter Buchmesse setzen sich die Verlage mit ihren großen Händlern zusammen, den Buchketten wie Thalia und Hugendubel und natürlich auch mit Amazon. Man verhandelt über neue Stoffe, Mengen und Konditionen. Alexander Lorbeer ist seit verganginem Jahr Geschäftsführer von Ullstein, das wie Piper und Carlsen zum Bonnier-Konzern gehört und populäre Autoren wie Nele Neuhaus und Jo Nesbø unter Vertrag hat. Lorbeer hat bis vor zwei Jahren im Buchgeschäft bei Amazon in München gearbeitet. Warum Amazon sich ausgerechnet Bonnier ausgesucht hat, um seinen Kampf um die E-Book-Preise in Deutschland aus-

zu führen ist für uns als Händler Tagesgeschäft“, sagt Ralf Kleber, Geschäftsführer von Amazon in Deutschland.

Der direkte Kampf der Buchbranche mit Amazon um die Zukunft begann im vergangenen Herbst. Jedes Jahr nach der Frankfurter Buchmesse setzen sich die Verlage mit ihren großen Händlern zusammen, den Buchketten wie Thalia und Hugendubel und natürlich auch mit Amazon. Man verhandelt über neue Stoffe, Mengen und Konditionen.

Alexander Lorbeer ist seit verganginem Jahr Geschäftsführer von Ullstein, das wie Piper und Carlsen zum Bonnier-Konzern gehört und populäre Autoren wie Nele Neuhaus und Jo Nesbø unter Vertrag hat. Lorbeer hat bis vor zwei Jahren im Buchgeschäft bei Amazon in München gearbeitet. Warum Amazon sich ausgerechnet Bonnier ausgesucht hat, um seinen Kampf um die E-Book-Preise in Deutschland aus-

zufechten, kann auch er nur mutmaßen: „Wir sind groß genug, um Wirkung auf die ganze Branche zu entfalten, aber nicht so groß, dass Amazon sich selbst zu sehr schadet, wenn es unsere Bücher verzögert ausliefert.“

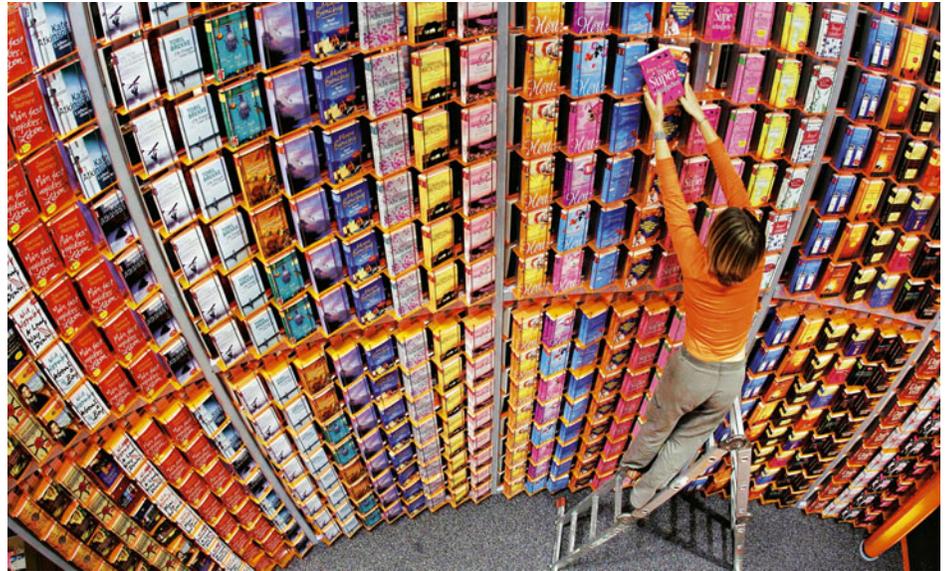
Günstigere Konditionen – bis zu 50 Prozent Rabatt – verlangt der Konzern nicht nur von Bonnier. Beim börsennotierten Verlag Bastei Lübbe wurde Amazon mit seiner Forderung ebenso vorstellig wie bei dtv in München. Und auch die Ganske-Gruppe, zu der unter anderem der Verlag Hoffmann und Campe gehört, verhandelt seit Herbst mit Amazon, bisher ohne Aussicht auf Annäherung. Noch werden alle Bücher dieser Verlage normal ausgeliefert. „Die ganze Branche verfolgt jetzt gespannt, wie standhaft Bonnier ist“, sagt Frank Häger, Buchvorstand der Ganske-Gruppe.

Vor dem ersten Termin der Bonnier-Verlage mit Amazon im Dezember bekamen Lorbeer und seine Kollegen eine E-Mail aus der Amazon-Zentrale in München: In diesem Jahr wolle der Konzern nicht bloß über die Print-Rabatte verhandeln, sondern erstmals auch über die E-Book-Konditionen. Man möge, ließ Amazon auf Nachfrage wissen, dem Konzern doch „perspektivisch“ einen Weg aufzeigen, die Rabatte zu vereinheitlichen. Schnell war klar: In den nächsten ein, zwei Jahren will Amazon bei E-Books statt bisher rund 30 Prozent genau so viel wie bei gedruckten Büchern, also bis zu 50 Prozent.

Amazon verfolgt damit eine klare Linie. Erst mal erscheint die Forderung auch nicht abwegig: Warum sollten bei Büchern, die ohne Papier und Druckkosten auskommen, nicht die gleichen Rabatte möglich sein wie bei analogen Büchern? Aus Sicht der Verlage ist die Situation komplizierter: Sie kämpfen um jeden Prozentpunkt, weil sie von ihrem Anteil an den E-Books auch die Autoren zahlen. Und die erhalten für ein digitales Buch bisher einen höheren Anteil als für ein gedrucktes Werk. Das zehrt auf, was bei Druck und Logistik gespart wird. Amazons Annahme, die Verlage verdienten am E-Book deutlich mehr, sei deshalb falsch.

Zusätzlich geht es den Verlagen aber um ein übergeordnetes Ziel. Sie wollen nicht in einen Handel einschlagen, den sie für eine Erpressung halten. „Jeder Prozentpunkt, den die Verlage jetzt nachgeben, bringt uns unweigerlich in Richtung der 50 Prozent Rabatt, die Amazon fordert“, sagt Ganske-Vorstand Häger. Die meisten Verlage fühlen sich schon seit Jahren von Amazon ausgequetscht. Sie fürchten das Monopol.

Und wie sieht es aus mit den Kosten von Amazon? Noch dürfte der Onlinehändler an den teuren gedruckten Büchern mehr verdienen als an den E-Books. Das



Stand auf der Frankfurter Buchmesse: Kampf um jeden Prozentpunkt

Einpacken und Verschicken der Bücher, schätzen Kenner, mache höchstens 20 Prozent der Kosten aus. Digitale Bücher werden billiger verkauft, zusätzlich sind die Rabatte bisher niedriger, und Amazon beruft sich auf hohe Investitionen in die Technik. Deshalb sitzt wohl auch Amazon in der Klemme: Seine Margen werden schmaler, je mehr das Geschäft mit den lukrativen Print-Büchern schwächelt und je größer der Anteil der E-Books wird.

Und es stehen weitere Schwierigkeiten bevor: Ab Januar ist es mit Amazons legalen Steuertricks in Europa vorbei. Bisher versteuert der Konzern, wie auch Apple, seine Einnahmen aus dem Verkauf von E-Books in Luxemburg – mit niedlichen drei Prozent Mehrwertsteuer. Die EU kippte das Steuerprivileg, ab 2015 müssen Mehrwertsteuern nun dort gezahlt werden, wo der Kunde sitzt. Amazon wird das Millionen kosten, denn fast überall in Europa sind für E-Books dann rund 20 Prozent Steuern fällig.

Alle paar Wochen wird nun zwar geredet und gemailt zwischen Amazon und Bonnier, doch es geht nicht voran. Aus Sicht von Amazon ist das auch deshalb ärgerlich, weil der Internethändler den E-Book-Markt in Deutschland erst richtig groß gemacht hat. Als der Konzern vor drei Jahren hierzulande in das Geschäft mit digitalen Büchern einstieg, schloss er mit allen führenden Publikumsverlagen Verträge, um deren E-Books zu vertreiben. Auf die Konditionen kam es damals nicht an. Wie immer bei Amazon ging Wachstum vor Profit. Amazon akzeptierte die Verteilung, auf die sich die Verlage bereits

mit Apple geeinigt hatten: 70 Prozent für die Verlage, 30 für Apple.

Heute hat Amazon mit dem Kindle nicht nur das brauchbarste Lesegerät auf den Markt gebracht, der Onlinehändler bietet auch längst die bekannteste Plattform für E-Books. Die allermeisten Leser gehen ganz selbstverständlich zu Amazon, wenn sie ein digitales Buch laden wollen.

Schenden Auges und Hand in Hand liefern Verlage und Buchhandel in diese Sackgasse. E-Books hielten beide lange für eine Bedrohung, die ihr gutes Geschäft mit den teuren gedruckten Büchern gefährden könnte. Alle Anläufe, eigene Portale für digitale Bücher zu etablieren, sind jämmerlich gescheitert. Der Hochmut von damals und die fehlende Weitsicht müssen nun teuer bezahlt werden. Die Weigerung der Buchbranche, dem Internethändler nun auch nur einen Jota entgegenzukommen, ist auch der Versuch, Amazons Macht im allerletzten Moment noch einzugrenzen.

Inzwischen bringt es Amazon in Deutschland auf einen geschätzten Marktanteil von etwa 50 Prozent bei digitalen Büchern – und lässt die Falle zuschnappen. „Ohne unsere Investitionen in Kindle gäbe es das heutige E-Book-Geschäft nicht, das vielen Autoren und Verlagen profitable Umsätze ermöglicht“, sagt Kleber. „Jetzt entwickelt sich das Geschäft rasant, und daran wollen wir einen fairen wirtschaftlichen Anteil haben.“

Auf die Frage, wo die Fairness endet und die Nötigung beginnt, haben sie bei Bonnier naturgemäß eine andere Antwort. Die Bonnier-Verlagsoberten verständigten sich nach der Leipziger Buchmesse im März darauf, nicht nachzugeben. „Wir müssen jetzt entscheiden, ob wir hart bleiben, auch wenn es gerade schmerzt, oder ob wir in den nächsten fünf Jahren in existenzielle Probleme rutschen“, sagt Lorbeer.



Animation: Was Sie über Amazon wissen sollten

spiegel.de/app272014amazon
oder in der App DER SPIEGEL

Vergangene Woche reichte der Börsenverein des Deutschen Buchhandels eine Beschwerde beim Bundeskartellamt ein. „Amazon verstößt mit seinem erpresserischen Vorgehen gegenüber Verlagen gegen das Kartellrecht“, so die Begründung. Auch die EU-Kommission interessiert sich für den Fall. Vor wenigen Wochen schickten die Wettbewerbshüter in Brüssel einen Bogen mit zehn Fragen an Amazon und an Bonnier.

Kleber kann die Aufregung nicht verstehen. Wenn Lidl Coca-Cola ausliste, weil sich der Discounter mit dem Brausekonzern nicht auf den Preis einigen könne, schreie die Republik doch auch nicht nach neuen Gesetzen und dem Kartellamt. Bücher und Brause, bei Amazon in München macht man da keinen Unterschied.

Im Übrigen gebe es die Bonnier-Titel ja auch weiterhin bei Amazon, sagt Kleber, nur eben ein bisschen später. Dass die Kunden ihre Bücher mit Verzögerung bekommen, liegt daran, dass der Konzern bei Bonnier erst nachbestellt, wenn das Lager leer ist. Was für Ullstein, Piper und Carlsen einem Boykott gleichkommt, ist für Amazon das legitime Recht jedes Händlers, seine Regale zu bestücken, wie es ihm passt. Jeder Artikel am Lager kostet Amazon Geld, das der Konzern für Bonnier derzeit nicht ausgeben mag. Die „Gesamtwirtschaftlichkeit“ des Kunden stimme gerade nicht, heißt das in der Amazon-Sprache.

Über Zahlen und Prozente redet Kleber nicht, zumindest nicht über die eigenen. „Das kann ich nicht kommentieren“ ist ein Satz, der im Gespräch mit ihm häufig fällt. „Wir haben Amazon unsere ganze Kalkulation offengelegt“, klagt Bonnier-Chef Schumacher-Gebler, „uns verrät der Konzern nicht einmal, wie viel Kindle-Reader er in Deutschland verkauft hat.“

Amazon ist berühmt dafür, seine Anleger mit einem gigantischen Versprechen bei Laune zu halten: Wenn Amazon sich erst im Leben von Milliarden Menschen unentbehrlich gemacht hat, dann fließt der Gewinn irgendwann von allein.

Noch macht der Konzern kaum Profit. Das Geld, das er einnimmt, investiert er in immer neue Ideen und Geschäfte, die Amazon noch größer und mächtiger machen sollen. In Drohnen etwa, die frische Lebensmittel binnen eines Tages in die Haushalte amerikanischer Großstädte liefern könnten. In Handys wie das gerade vorgestellte Fire Phone, mit dem man Produkte nur noch zu filmen braucht, um sie zu bestellen.

Amazon braucht Gewinne, und kaum ein Buchmarkt wäre besser dafür geeignet als der in Deutschland.

Mit 74,5 Milliarden Dollar Umsatz war das Unternehmen im vergangenen Jahr um mehr als die Hälfte größer als der Coca-Cola-Konzern. Übrig blieb ein dürerer Gewinn von 274 Millionen Dollar – Coca-Cola wirft 31-mal so viel ab. Die Aktionäre störte das nicht, jedenfalls so lange nicht, wie sie vertrauten, dass sich das Credo von Amazon-Chef Jeff Bezos in der Zukunft auch für sie auszahlt: Hauptsache, die Kunden sind glücklich. Doch seit Januar hat der Konzern 17 Prozent seines Aktienwerts verloren. „Ist der 20 Jahre dauernde Honeymoon zu Ende?“, fragte die *New York Times* Ende April.

Amazon braucht Gewinne, und kaum ein Buchmarkt wäre dafür besser geeignet als der in Deutschland. Er ist der zweitgrößte der Welt – und ein geschütztes Biotop. Der Grund dafür ist die deutsche Buchpreisbindung.

In den USA und in Großbritannien etwa werden Bücher immer billiger, viele E-Book-Bestseller kosten dort nur noch fünf Euro. Angezettelt hat den Preiskrieg Amazon. Die Rabatte der Verlage hat der Konzern dort genutzt, um die Preise zu senken und der Konkurrenz Kunden abspenstig zu machen. Den letzten „Harry Potter“ verkaufte Amazon in den USA, ohne daran zu verdienen. Das alles ist mit der Buchpreisbindung unmöglich. Jeder Euro, den Amazon den Verlagen hier abhandelt, kommt deshalb nicht den Kunden, sondern nur dem Unternehmen zugute.

Man bildet sich in Deutschland etwas darauf ein, ein Land der Literatur zu sein. Von der immer noch großen Begeisterung für das Buch hierzulande will der Online-

händler profitieren, ohne zu verstehen, worauf sie gründet. Ein gedrucktes Buch ist für Kleber ein P-Book. Dass die Verlage luxuriöse Empfänge geben und zum Teil in Villen residieren, ist ihm fremd. Er selbst hat kein Vorzimmer, sein Büro ist nicht größer als 20 Quadratmeter. Es klafft eine unüberbrückbare Differenz zwischen dem Konzern, der die Fassade seiner deutschen Zentrale mit Sprüchen wie „Pure Lebensqualität“ schmücken lässt, und Verlagen wie Piper, die sich in der Tradition des deutschen Expressionismus sehen.

Es wird in diesem Streit auch auf die Haltung der Autoren ankommen. Weil es ohne sie keine Bücher geben würde, wird es für die Verhandlungsposition der Verlage entscheidend sein, dass die Autoren hinter ihnen stehen. Amazon könnte versuchen, diese Verbindung aufzubrechen. Autoren werden mit dem traumhaften Versprechen unworben, ihnen 70 Prozent des Verkaufspreises zu zahlen, wenn sie ihre Bücher als Self-Publisher direkt über Amazon vermarkten.

Die gedruckten Bücher würden weiterhin in den traditionellen Verlagen erscheinen, während Amazon das Publizieren der E-Books übernimmt und auch jene Autoren an sich bindet, deren Bücher ausschließlich digital veröffentlicht werden. Damit würde den traditionellen Verlagen die Zukunft entrissen werden. Ein pessimistisches Szenario, aber kein undenkbares.

Ralf Kleber ist zuversichtlich, dass es eine Einigung geben wird. Es gehört zu Amazons Strategie, darauf zu vertrauen, dass der Kunde sich nicht groß dafür interessiert, welcher Kampf um den Handel des Buchs ausgefochten wird. Doch Leser sind eine gebildete Kundschaft. Und Amazon wäre nicht der erste Technologieriese, der feststellen muss, dass er im Erfolgsrausch das Gespür für die Befindlichkeit seiner Kunden verloren hat.



Amazon-Deutschlandchef Kleber: „Den Verlagen begegnet die Zukunft“

Isabell Hülsen, Claudia Voigt

„Irgendjemand zahlt immer“

SPIEGEL-Gespräch Der amerikanische Informatiker Jaron Lanier galt lange als Guru des Cyberspace. Heute ist er einer der schärfsten Kritiker des digitalen Kapitalismus und dessen allmächtiger Monopole.

Lanier, 54, gehört zu den Pionieren der digitalen Kultur. Schon als Teenager belegte er Universitätsseminare in Mathematik, er begeisterte sich früh für virtuelle Realität und arbeitete Anfang der Achtzigerjahre für die Firma Atari, die die ersten Videospiele auf den Markt gebracht hatte. Für ein Start-up-Unternehmen ersann er Konzepte für Datenbrillen, die später eine wichtige Rolle bei der Entwicklung von Google Glass spielten. Die Bücher „Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht“ (2010) und „Wem gehört die Zukunft?“ (2013) gehören zu den wichtigsten internetkritischen Veröffentlichungen der vergangenen Jahre. Im Oktober wird Lanier den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommen.

SPIEGEL: Herr Lanier, was ist schiefgegangen mit dem Internet?

Lanier: Das Internet an sich ist nicht das Problem. Das Problem sind einige frühere Entscheidungen, die das Internet bis heute prägen.

SPIEGEL: Welche?

Lanier: Als der Physiker Tim Berners-Lee vor 25 Jahren das World Wide Web, also das Internet in seiner gegenwärtigen Gestalt, erfand, entwickelte er eine Technik, die Websites miteinander zu verbinden, dies allerdings nur mit One-Way-Links. Das funktioniert einfach und schnell, hat aber einen Nachteil: Man kann nicht erkennen, wohin die Informationen gehen und was damit geschieht.

SPIEGEL: Mit welchen Folgen?

Lanier: Dass derjenige mit dem größten Computer die meisten Informationen sammeln kann und so die meiste Macht hat.

SPIEGEL: Sie kritisieren in Ihrem Buch „Wem gehört die Zukunft?“, dass die digitale Ökonomie die Mittelklasse schädigt*. Ist Tim Berners-Lee schuld, dass die Umsonstkultur ganze Branchen vernichtet?

Lanier: Berners-Lee ist kein schlechter Mensch, er hat damals ein Netzwerk speziell für Physiker gebaut und wollte nicht die Welt verändern. Aber uns muss klar sein: Die Umsonstkultur ist eine Täuschung, irgendjemand zahlt immer.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Lanier: Mein Lieblingsbeispiel ist das Übersetzungsprogramm von Google: Es ist kos-

* Jaron Lanier „Wem gehört die Zukunft?“. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 480 Seiten; 24,99 Euro. Das Gespräch führte der Redakteur Georg Diez.



tenlos und liefert Übersetzungen, als würde ein magisches Gehirn dahinterstecken, das alles automatisch macht. Aber wissen Sie, wie es wirklich funktioniert?

SPIEGEL: Keine Ahnung. Wahrscheinlich machen den Job riesige Computer irgendwo in den Weiten von Iowa.

Lanier: Nur teilweise. Jeden Tag sammelt Google im Netz massenhaft Übersetzungen, aus denen das Übersetzungsprogramm mithilfe von Cloud-Computing und Big Data die jeweils besten Übersetzungen herausfiltert und passend neu kombiniert. Die ursprünglichen Übersetzungen aber, die die Maschine benutzt, sind von Menschen gemacht, die nichts davon wissen, die dem auch nicht zugestimmt haben und die vor allem nicht dafür bezahlt werden. Und das ist nur ein Beispiel für das, was falsch läuft in der Informationsökonomie unserer Tage. Es wird so getan, als ob der Mensch gar nicht existierte. Es gibt ihn aber, und er wird auch weiter gebraucht. Er wird nur nicht bezahlt.

SPIEGEL: Und was hat das jetzt mit dem One-Way-Link zu tun?

Lanier: Gäbe es einen Two-Way-Link, könnte man verfolgen, was mit den Informationen geschieht – wenn also ein Teil meiner Übersetzung von Google benutzt wird, dann muss Google mir dafür auch etwas bezahlen. Das würde übrigens auch für die Musikindustrie oder den Journalismus funktionieren. Die ökonomischen und politischen Konsequenzen wären enorm.

SPIEGEL: Inwiefern?

Lanier: Die Menschen würden wieder für ihre Arbeit bezahlt, die globale wirtschaftliche Ungleichheit, die auch eine Folge des Internets ist, zurückgehen. Zum anderen wäre die Anonymität im Netz aufgehoben, weil jeder nachverfolgen kann, welche Information woher kam und wohin ging.

SPIEGEL: Die Anonymität im Netz ist für Sie ein großes Problem: Sie fördere die Dummheit und Gemeinheit der Menschen.

Lanier: So ist das, ja. Aber auch hier ist die Entstehungsgeschichte interessant. Das Internet hat seine Ursprünge einerseits in der linken Kultur der Sechziger- und frühen Siebzigerjahre, in der es auch eine Art

Techno-Optimismus gab. Andererseits basiert es auf militärischem, technokratischem Denken, das Netz ist ja auch eine militärische Erfindung. Beide Gedankenstränge sind bis heute präsent. Im Putsch gegen den chilenischen Präsidenten Salvador Allende 1973 kreuzten sie sich das erste Mal.

SPIEGEL: Wie bitte?

Lanier: Ja, Allende wollte in Chile den ersten kybernetischen Staat gründen, mit einem riesigen Computernetzwerk, das die Gesellschaft optimieren und für freie Informationen für alle sorgen sollte. Dann kam die CIA, stürzte diese linke Regierung und installierte ein autokratisches Regime. Heute wiederum bedient sich die NSA genau der Mittel, die sich die Linke ausgedacht hatte, um damit weltweit die Menschen zu überwachen. Das ist eine der ironischen Volten der Weltgeschichte, die man wohl mit einem Sinn für Humor nehmen muss.

SPIEGEL: Und was hat das mit der Anonymität zu tun?

Lanier: Es hat mit der Geheimniskrämerei der Linken zu tun und die hatte verschiedene Gründe: Die Anonymität half einem, dem Militärdienst in Vietnam auszuweichen, und sie half dabei, die harschen Drogengesetze zu umgehen. Der Besitz von Marihuana wurde, wenn man Pech hatte, härter bestraft als Mord. Angeblich wurde einer der ersten experimentellen Compu-

ter und nennen sie beim Vornamen: Sergey, Jeff und Mark.

Lanier: Ich verdamme die Community des Silicon Valley nicht als solche. Es gibt viel Gutes, was dort entsteht, und eine Art von Unschuld, die ich mag. Was ich nicht mag, ist die Selbstgerechtigkeit, mit der viele im Silicon Valley auf die Welt schauen.

SPIEGEL: Wann begann Ihre Entfremdung?

Lanier: Ein Schlüsselmoment war der Zusammenbruch des Hedgefonds Long-Term Capital Management, der Mitte der Neunzigerjahre mithilfe komplizierter mathematischer Modelle spektakuläre Gewinne erzielte und dessen Crash 1998 ein starkes Erdbeben an den Finanzmärkten auslöste. Es ging dabei im Wesentlichen darum, mit Computern so viele Daten wie möglich zu sammeln und zu Statistiken zu verarbeiten, die dabei helfen sollten, Prognosen über die Zukunft zu entwickeln, um das eigene Risiko zu minimieren und es anderen Leuten zuzuschieben. Eine Art Poker-Spiel mit Computern.

SPIEGEL: Die Welt verwandelte sich in ein mathematisches Modell.

Lanier: So funktioniert das heute fast überall: Die NSA arbeitet so, kriminelle Organisationen arbeiten so, Google und Facebook arbeiten so. Der Computer mit seiner Logik hat sich durchgesetzt. Im herkömmlichen Kapitalismus konkurrieren verschiedene Marktteilnehmer, jeder

„Im Cyberkapitalismus wird derjenige mit dem größten Computer zur weltbeherrschenden Macht.“

mit seinen eigenen Informationen, seiner eigenen Strategie, seinen Vor- und Nachteilen. Im Cyberkapitalismus erledigt das der Computer – und derjenige mit dem größten Computer ist den anderen überlegen und wird letztlich zur weltbeherrschenden Macht. Der Wettbewerb ist abgeschafft.

SPIEGEL: Aus der Hippie-Idee, die am Anfang des Internets steht, ist ein Werkzeug des Hyperkapitalismus und des Überwachungsstaats geworden.

Lanier: Und alles bündelt sich im Silicon Valley. Der Kult des Cyberkapitalismus hat eine Rhetorik der kreativen Zerstörung. Wie hieß es bei Facebook? „Move fast and break things.“ Und das alles auf der Grundlage libertären Denkens und der Staatsskepsis der Sechzigerjahre.

SPIEGEL: Sie sind Teil dieser Welt, Sie treffen oft auf die Herrscher dieser neuen Welt

mit seinen eigenen Informationen, seiner eigenen Strategie, seinen Vor- und Nachteilen. Im Cyberkapitalismus erledigt das der Computer – und derjenige mit dem größten Computer ist den anderen überlegen und wird letztlich zur weltbeherrschenden Macht. Der Wettbewerb ist abgeschafft.

SPIEGEL: Eine Art Monopol.

Lanier: Teilweise, und doch anders: Wer den größten Computer hat, ich nenne das wie in der griechischen Mythologie den Sirenen-Server, wird zur zentralen Steuerinstanz des Systems. Er definiert die Spielregeln neu. Amazon ist so ein Beispiel. Die beherrschende Stellung entsteht dabei

fast automatisch, wie nebensächlich, es ist ein natürlicher Prozess, der sich einzelnen Entscheidungen oder sogar der Absicht des Unternehmens entzieht.

SPIEGEL: Es geht nicht um Kapital, sondern um Kontrolle?

Lanier: Richtig. Im Grunde sind das gar keine Unternehmen, wie wir sie aus der Geschichte des Kapitalismus kennen. Es sind einfach Computer, die an einen Markt angeschlossen sind. Amazon zum Beispiel scheint sich ja förmlich zu weigern, Profit zu machen. Es schlingt nur immer mehr und mehr des Marktes an sich.

SPIEGEL: Was passiert, wenn einer Firma wie Amazon der ganze Markt gehört?

Lanier: Schwer zu sagen, weil die Logik dahinter eine völlig neue ist. Amazon wächst und wächst, aber das heißt nicht, dass sie eines Tages einfach ihre Marktposition ausnutzen und die Preise erhöhen, weil sie auf einmal Gewinn machen wollen, weil es das ist, was die Investoren wollen.

SPIEGEL: Ach nein?

Lanier: Nein. All diese Firmen, Amazon, Facebook, Google, sind deshalb so anders, weil sie einerseits kapitalistische Unternehmen sind, die Profit machen wollen, andererseits aber von einem digitalen Utopismus getragen sind, der letztlich zum Ziel hat, die gesamte Gesellschaft zu optimieren. Mehr noch: die gesamte Realität zu optimieren.

SPIEGEL: Klingt unheimlich.

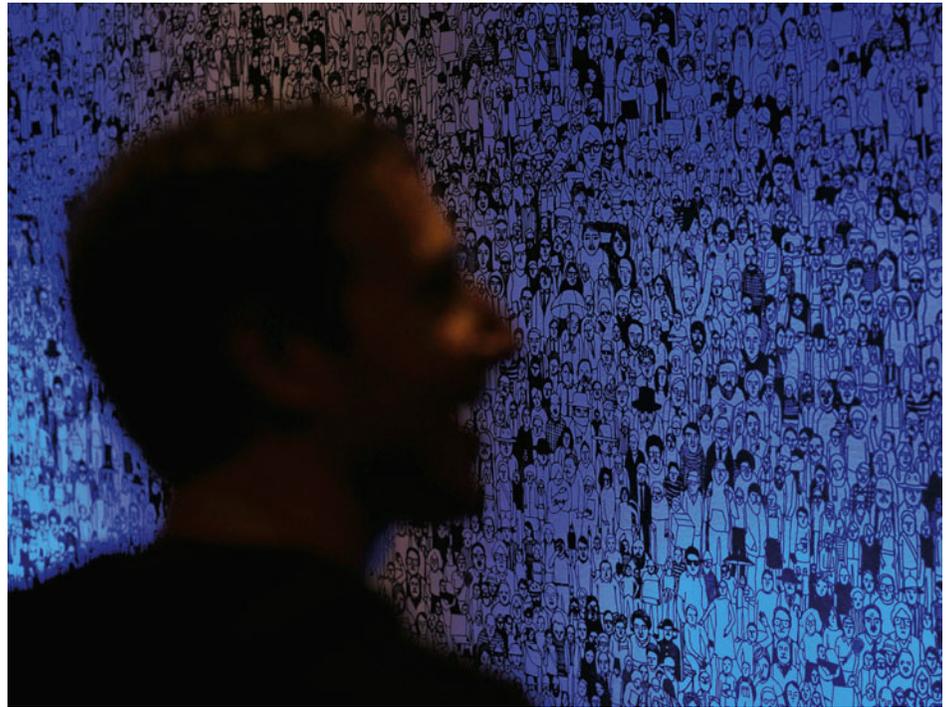
Lanier: Aber das ist die Kraft, die diese Leute antreibt, eine atavistisch und messianische Energie, die eine vage transzendente Idee speist, dass sie eine bessere Welt schaffen, ohne dass sie genau wissen, wie diese Welt eigentlich aussieht. Manchmal ist es der Glaube, dass Maschinen bald die Welt übernehmen. Manchmal ist es die Überzeugung, dass Computer den Menschen ewiges Leben verschaffen. Manchmal ist es die Vorstellung, dass die Welt durch eine einzige große künstliche Intel-

„Im Silicon Valley gibt es diese Einstellung, die sagt: Wir wissen am besten, was geht.“

ligenza ersetzt wird und wir alle auf einmal in einer perfekten digitalisierten Welt leben. Diese Unternehmer, Larry Page, Jeff Bezos, Mark Zuckerberg, haben eine Mission, die größer ist als der Kapitalismus. Und sie hat religiöse Züge.

SPIEGEL: Der Mensch wird dabei überflüssig?

Lanier: Viele Leute, die so schnell so reich werden, vergessen, wie das Leben für alle anderen Menschen ist, die nicht so reich sind. Andererseits ist es interessant zu sehen, dass gerade viele libertär denkende digitale Unternehmer mit Ideen sympathisieren, die einen eher sozialistischen Hintergrund haben.



Facebook-Gründer Zuckerberg bei einer Pressepräsentation: „Kein schlechter Mensch“

SPIEGEL: Sie vergleichen die digitale Ideologie ja auch mit dem Kommunismus und sprechen von „digitalen Maoisten“.

Lanier: Es ist im Kern eine Heilslehre, die mit dem Kommunismus vergleichbar ist, der als gute Idee begann, bevor alles in der Katastrophe und im Gulag endete. Ich sage nicht, dass das der Weg des Internets ist – aber im Silicon Valley gibt es diese Einstellung, die sagt: Wir wissen am besten, wie es geht. Technik löst alle Probleme der Welt. Wenn man uns nur machen lässt und der Rest einfach die Klappe hält, dann wird es allen besser gehen.

SPIEGEL: Eine Allmachtsfantasie.

Lanier: Bei solchen Bewegungen gibt es eine bestimmte Dynamik: Die Gründer und Pioniere konzentrieren Macht und Einfluss in ihren Händen, sie sind innovative und kreative Figuren. Die Frage ist, was passiert, wenn sie abtreten, freiwillig oder unfreiwillig. Dann kommen die

Geier, die Schurken, die Bösewichter. Wir haben das wieder und wieder gesehen im Lauf der Geschichte.

SPIEGEL: Nach Lenin kommt Stalin?

Lanier: Mark Zuckerberg ist definitiv nicht Stalin. Er ist nicht mal Lenin. Er hat eine gewisse Arroganz, aber er ist kein schlechter Mensch. Was all diese Pioniere letztlich antreibt, ist im Grunde der Versuch, den Tod zu verleugnen.

SPIEGEL: Welche Rolle spielen wir, die Nutzer, bei alledem? Wir, die wir glauben, wir könnten etwas umsonst haben, ohne zu merken, dass wir dabei selbst in Ware verwandelt werden, mit der diese Firmen handeln?

Lanier: Auch das gibt es immer wieder in der Geschichte: Macht erlangt man, indem man den Menschen auf kurze Sicht etwas gibt, was sie wollen oder brauchen, und damit eine langfristige Abhängigkeit schafft. Früher wurde man so König. Heute wird man Mark Zuckerberg.

SPIEGEL: Es wird für den Normalbürger erst langsam klar, wie das ganze Geschäft mit den Daten funktioniert.

Lanier: Das ist eine klassische kognitive Illusion: Natürlich weiß man im Grunde seines Herzens, dass da etwas nicht stimmen kann, wenn plötzlich einfach so eine Suchmaschine da ist, die man sehr praktisch benutzen kann, ohne dafür zu bezahlen. Das Problem ist: Nur wenn man bezahlt, behält man die Kontrolle über das, wofür man bezahlt.

SPIEGEL: Täuschen Google und Facebook also den Benutzer?

Lanier: Es ist jedenfalls ganz normal geworden, ein Unternehmen wie ein Potemkinsches Dorf zu gestalten. Wenn man mit den Leuten bei Amazon spricht, dann sagen die: Nein, nein, wir sind kein globaler Buchladen, wir sind die Schaltstelle für weltweite Logistik. Die Google-Leute sagen: Nein, nein, wir sind keine Suchmaschine, wir bauen ein riesiges elektronisches Gehirn, das die Menschheit transzendiert. In technizistischen Zeiten wie unseren gibt es immer wieder die Tendenz zu behaupten, dass der Mensch weniger mysteriös ist, als wir denken. Die Vorstellung ist, dass wir wie Maschinen funktionieren, ja, dass wir Maschinen sind. Daraus ist die Weltsicht der Nerds entstanden: Alles ist ein Problem, das gelöst werden kann. Die Welt kann am besten von einer technisch oder mechanisch denkenden Person verstanden werden. Für alles gibt es ein Computermodell. Am Ende



Autor Lanier in Berkeley: „Demokratie ist nicht möglich ohne Spiritualität“

ist die Realität selbst ein Problem, das man lösen kann.

SPIEGEL: Ist es eigentlich okay, wenn man Sie einen Hippie nennt?

Lanier: Ich verstehe das als Kompliment.

SPIEGEL: Sie haben mitgeholfen, das Konzept der Künstlichen Intelligenz weiterzuentwickeln.

Lanier: Ich war sehr jung damals, fast noch ein Teenager, als ich auf Marvin Minsky traf, der einer der Erfinder der Künstlichen Intelligenz ist. Er war mein erster und wichtigster Mentor. Das Faszinierende an der künstlichen Intelligenz ist die Möglichkeit, dem Durcheinander und den Schwierigkeiten der wirklichen Welt zu entgehen: Die Tatsache des Todes, die Einsicht, dass man niemals perfekt sein wird, all das kann man mit einer digitalen Persönlichkeit ändern. Das Menschenbild ist in gewisser Weise einfacher: Jeder ist ein Algorithmus.

SPIEGEL: Und das fanden Sie in den Achtzigerjahren attraktiv?

Lanier: Nein, es war etwas anderes. Ich suchte Intensität, ich war begeistert von den radikalen Experimenten, die mit der künstlichen Intelligenz machbar waren: Es war die Möglichkeit, fantastischere Träume zu schaffen, als man sie je träumen könnte.

SPIEGEL: Und alles ohne Drogen.

Lanier: Absolut. Ich interessierte mich mehr für Salvador Dalí als für Science-Fiction. Ich glaubte an die mystische Dimension von Erfahrungen. Information, dachte ich, existiert nicht wirklich, nur Erfahrung existiert. Information war für mich nichts weiter als entfremdete Erfahrung.

SPIEGEL: Klingt merkwürdig, dies von einem Computerexperten zu hören, der für Atari und Microsoft gearbeitet hat.

Lanier: Ich glaube, dass die besten Informatiker die sind, die Computer auf eine gewisse Weise hassen. Je skeptischer man dem Wert der Information gegenüber ist, desto besser ist man als Ingenieur oder Designer.

SPIEGEL: Sie sind darüber hinaus auch ein virtuoser Musiker. Wie Ihre Mutter.

Lanier: Sie starb bei einem Verkehrsunfall, als ich neun Jahre alt war. Sie war Pianistin und vor dem Krieg in Wien eine Art Wunderkind. Ich war auch ganz gut und spielte ihr etwas angeberhaft meine Beethoven-Sonaten vor. Nach ihrem Tod fing ich an, seltene spirituelle Flöten zu sammeln. Mein ganzes Haus ist voll mit alten asiatischen Blasinstrumenten. Es ist fast wie eine Krankheit.

SPIEGEL: Sie kommen aus einer jüdischen Familie. Wissen Sie, wie Ihre Mutter das Konzentrationslager überlebte?

Lanier: Ich weiß nicht einmal, in welchem Konzentrationslager sie war. Ich erlaube es mir nicht, mich an die Details zu erinnern, ich ertrage das nicht. Aber meine Mutter hatte blondes Haar und blaue Augen, damit hatte ihre Rettung wohl zu tun. Sie konnte falsche Dokumente benutzen. Sie hatte Glück.

SPIEGEL: Sie sind dann bei Ihrem Vater in der Wüste New Mexikos aufgewachsen.

Lanier: Wir hatten kein Geld, als meine Mutter starb. Dann brannte auch noch unser Haus ab. Also zogen wir aufs Land und bauten unser eigenes Haus. Ich durfte es entwerfen. Sieben Jahre lang haben wir daran gebaut, es war ein sehr seltsames Haus, ich hatte wohl schon immer einen Sinn für das Extreme.

SPIEGEL: Was war Ihr Vater von Beruf?

Lanier: Architekt, er hat Schaufensterdekorationen für Kaufhäuser entworfen und

eine Weile auch für Radiosender gearbeitet, er war, wie meine Mutter, ein ausgezeichnete Maler. Die beiden haben sich in New York kennengelernt. Die Familie meines Vaters stammt aus der Ukraine. Sie sind lange vor dem Zweiten Weltkrieg geflohen, während der Juden-Pogrome um die Jahrhundertwende.

SPIEGEL: Was haben Sie aus der Biografie Ihrer Eltern gelernt?

Lanier: Einen gesunden Sinn für die Grausamkeit des Schicksals. Mich hat auch die technologische Modernität des Nazi-Regimes stark interessiert. Das zeigt, dass technisches Denken keine Garantie dafür ist, dass Menschen nicht grausame Dinge tun. Es gab bei den Nazis einen eleganten Ingenieursgeist, einen futuristischen Drang, diesen Versuch, die Welt zu optimieren.

SPIEGEL: Klingt fast, als ob Sie vom Silicon Valley sprechen.

Lanier: Das Silicon Valley ist eine Insel, dort leben viele superreiche Leute aus eh schon wohlhabenden Familien. Jemand wie ich hat da eine andere Sicht auf die Dinge. Das gilt übrigens für viele, die aus Holocaust-Familien kommen: eine Skepsis gegenüber technologischem Utopismus. Und das gilt wohl auch für chinesische Einwanderer, die noch erlebt haben, was während der Kulturrevolution geschehen ist.

SPIEGEL: Man kann Ihre Bücher lesen als Manifeste für den Individualismus und das freie Denken.

Lanier: Ich habe im Jahr 2000 einen Text geschrieben, den ich „Ein halbes Manifest“ genannt habe – weil es mir nicht reicht, das Internet nur zu kritisieren. Das ist nur die halbe Geschichte. Der andere Teil der Geschichte sind die großen Möglichkeiten, die auch in der Technologie stecken.

SPIEGEL: Was kann man tun gegen die politische Bedrohung durch die NSA und gegen die ökonomische Bedrohung durch Informationskapitalismus?

Lanier: Ich glaube, dass Demokratie nicht möglich ist ohne Spiritualität, ohne den Glauben daran, dass Menschen nur als Individuen wirklich existieren. Wenn man glaubt, den Menschen errechnen zu können, ihn als Algorithmus begreift, den man mit anderen Algorithmen zu einem einzigen großen Algorithmus verbinden kann, dann verliert der Mensch das Menschliche. Die Leute von Facebook reden dauernd davon, dass sie alle zu einem übermenschlichen Wesen vereinen wollen. Aber Menschen sind keine Computer. Menschen haben eine mystische Qualität. Verliert man den Glauben an den Menschen, verliert man auch den Glauben an eine Gesellschaft, die den Menschen dient.

SPIEGEL: Herr Lanier, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



1



2



3



4

Das schönste aller Spiele

Zeitgeist Ein Fotoband über den Fußball der Siebzigerjahre erzählt, wie der Aufbruch von '68 in den Umkleidekabinen ankam – und alles veränderte.

Blauer Himmel, es ist das Jahr 1972, Johan Cruyff, Chef von Ajax Amsterdam und der holländischen Nationalmannschaft, führt seine Jungs zu einem kleinen Lauf. Die langen Haare flattern im Wind, sie tragen lange rote Hosen, oben nur nackte Haut, und auch ansonsten sieht es nicht aus, als würden sie sich noch irgendetwas vorschreiben lassen.

Turnschuhe? Cruyff läuft barfuß. Um seinen Hals hängen Ketten und Bänder, an den Handgelenken trägt er schweres Silber. In Wahrheit können die Spießler froh sein, dass er wenigstens seine Zigaretten zu Hause gelassen hat.

Damals, Anfang der Siebzigerjahre, übernahmen Burschen wie Cruyff, wie der Nordire George Best, wie Franz Beckenbauer, Günter Netzer und wie Pelé das

Kommando im Weltfußball. Wilde Individualisten, aufsässige Jungs, Rebellen machten aus dem Arbeitersport eine globale Unterhaltungsindustrie. Es war die Stunde null des modernen Fußballs, eines Spiels, das heute alle Winkel der Welt erobert hat und das immer noch größer wird, trotz des schamlosen Zugriffs der Sponsoren, trotz einer mafiaähnlichen Dachorganisation wie der Fifa, trotz manch-

FOTOS: G. DE JONG/AJAX AMSTERDAM (1); MEDIA PRESS/REX USA (2); H. GALUSCHKA/FOTEX (3); MIRRORPIX (4)



[1] Cruyff (M.) und Ajax-Amsterdam-Spieler 1972 [2] Pelé in New York 1978
 [3] Netzer im Ferrari 1972 [4] Charlton 1970 beim Training [5] Bobby und Tina Moore 1972
 [6] Maradona beim Friseur 1977 [7] WM-Spiel Mexiko gegen die Sowjetunion 1970



mal trostloser Begegnungen. Fußball, das schönste aller Spiele.

Reuel Golden, Fotobuch-Chef des Taschen Verlags, hat nun mithilfe von Recherchieren in Großbritannien, Argentinien, Deutschland, Brasilien und den Niederlanden einen brillanten Bildband zusammengestellt: „The Beautiful Game. Fußball in den 1970ern“ dokumentiert jene Epoche, als sich der Fußball von seinen gesellschaftlichen Fesseln befreite und zu Pop wurde: glamourös und eigenwillig, sexy und reich*.

Pelé 1970 vor seinem türkisfarbenen Mercedes, auf dem Nummernschild die

Zahl 1000, die Zahl seiner geschossenen Tore. Bobby Moore, Kapitän der englischen Nationalmannschaft in einem dieser düsteren englischen Parks, er in schwarzem Rollkragenpullover, seine Frau Tina in seinem weißen Nationalmannschaftstrikot und kniehohen Knautschlack-Boots. Leeds-United-Star Jack Charlton, der im Trikot auf dem Platz eine Zigarette raucht. Günter Netzer in seinem grünen Ferrari. Gerd Müller und Franz Beckenbauer in München 1976 mit Keith Richards und Ronnie Wood von den Rolling Stones. Diego Maradona, der, gerade 16, seine Locken beim Friseur in Form legen lässt.

Die Siebzigerjahre waren das goldene Jahrzehnt des Fußballs. Davor hatten die Spieler nicht viel zu melden, Proletarier-

kinder, die nach dem Karriereende abg gespeist wurden mit einem Kiosk, einem Job als Nachtwächter oder, wenn es gut lief, mit einer Pachtlizenz für eine Tankstelle, für immer eingeklemmt in einem feudalen System, in dem die Vereinspräsidenten und Trainer das Sagen hatten und das Geld verdienten und die Spieler nicht mehr waren als Gladiatoren des Schlamms.

Schluss damit: Das war die Botschaft der Generation Cruyff, Beckenbauer, Pelé. Schluss mit der Zweizimmerwohnung am traurigen Ende der Stadt. Schluss mit dem Opel Rekord. Schluss mit einer Siebtpremie von 1000 Mark, wie sie noch die Weltmeister von 1954 erhalten hatten. 1974, bevor Deutschland zum zweiten Mal Weltmeister wurde, drohten die Spieler mit Abreise aus dem Trainingslager, um ihre Siebtpremie auf 70 000 Mark hochzupokern, sagenhaft viel Geld damals.

Die Revolte der Sechzigerjahre war in den Umkleidekabinen angekommen. Die Spieler wollten nicht nur ihren Anteil, sie wollten ans Steuer, und die besten unter ihnen spielten auch so. Individuell, überraschend, revolutionär.

Beckenbauer mit seiner arroganten Schwerelosigkeit, dem tänzelnden Schritt. Sein Nationaltrainer Helmut Schön sagte einmal, resignierend und bewundernd zugleich: „Er spielte immer sein eigenes Spiel.“

Cruyff mit seinem „Totaalvoetbal“, immer in der Bewegung, immer in der Offensive, immer überraschend. Es sind die Prinzipien, mit denen er später als Spieler und Trainer den FC Barcelona prägte.

Und schließlich Pelé, über den Cruyff sagte: „Er ist der einzige Fußballer, der die Grenzen der Logik überschritten hat.“ Interessant auch, dass alle drei in den Schlusskurven ihrer Karrieren in der neu gegründeten Profiligen in den USA spielten und dort wohl auch begriffen, dass Fußball Entertainment ist und sich Vermarktungsketten bilden lassen, die heute lückenlos und unbesiegtbar scheinen und auch dazu geführt haben, dass Fußballstars inzwischen Gehälter in der Höhe eines Vorstandsvorsitzenden verdienen und manchmal noch viel mehr. Die Fotos aber in „The Beautiful Game“ zeigen vor allem die Unschuld jener Tage, den Zauber und die Kraft der Pioniere, sie haben heute eine überwältigende Patina.

Spätestens 1978 bei der Weltmeisterschaft in Argentinien war es damit vorbei. Das Turnier fand statt in einem Land, in dem die Militärjunta folterte und mordete. Pelé, Beckenbauer und Cruyff hatten ihre Karrieren als Nationalspieler vorher beendet. Die deutsche Mannschaft schied frühzeitig aus, Stumpfheit prägte ihr Spiel und ihren Stil.

Der Nationalspieler Manfred Kaltz hatte vor der Reise erklärt: „Ich fahr da hin, um Fußball zu spielen, nichts sonst. Belasten tut mich das nicht, dass dort gefoltert wird. Ich habe andere Probleme.“

Thomas Hütetlin

* Reuel Golden (Hg.): „The Beautiful Game. Fußball in den 1970ern.“ Taschen Verlag, Köln; 300 Seiten; 39,99 Euro.



Ex-Politiker Rumsfeld

Bekanntes und Unbekanntes

Dokumentationen Wie denkt der ehemalige US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld heute über den Irakkrieg? Erlebnisse während der Arbeit am Film „The Unknown Known“. Von Errol Morris

Morris, 66, ist einer der renommiertesten Dokumentarfilmer Amerikas; sein großes Thema sind die Kriege der USA. 2004 gewann er einen Oscar für „The Fog of War“, ein Porträt Robert McNamaras, des Verteidigungsministers während des Vietnamkriegs in den Sechzigerjahren. Für „Standard Operating Procedure“, eine Chronik des Folterskandals im Gefängnis von Abu Ghuraib, wurde Morris bei der Berlinale 2008 mit einem Silbernen Bären ausgezeichnet. In seinem neuen Film „The Unknown Known“, der jetzt in die deutschen Kinos kommt, porträtiert Morris erneut einen ehemaligen Verteidigungsminister: Donald Rumsfeld, Chef des Pentagons von 2001 bis 2006 unter Präsident George W. Bush.



Im Mai 2011 saß ich in einem Konferenzraum in Washington. An den Wänden hingen gerahmte Präsidenten-Zitate, von Richard Nixon bis George W. Bush. Es waren Belege für ein Leben an der Macht. Vor mir saß Donald Rumsfeld, ein Mann, der dabei geholfen hatte, die Amerikaner zu überreden, in den Krieg gegen den Irak zu ziehen, einen Krieg, den ich energisch ablehnte. Ich war hier, um ihn zu überreden, mich einen Film über ihn drehen zu lassen.

Rumsfeld zeigte mir ein zerbeultes Stück Metall, den Rest einer Abfangrakete. Er sagte: „Es heißt, man könne keine Rakete mit einer anderen Rakete treffen. Aber sehen Sie sich das hier an!“ Aus einem Wandschrank holte er einen Stimmzettel aus Afghanistan für die Wahlen, die auch durch sein Wirken erst möglich wurden. Es waren Anschauungsobjekte, die Rumsfeld gesammelt hatte in seiner langen Karriere als Kongressabgeordneter, als

Stabschef im Weißen Haus, als Firmenboss und als Verteidigungsminister.

Er war stolz auf seine Rolle in der Regierung Bush. Mir wurde sofort klar, dass der Film nicht die Geschichte eines Mannes sein würde, der ein schlechtes Gewissen hat. Im Gegenteil: Als ich Rumsfeld nach „The Fog of War“ fragte – meinem Film über Ex-Verteidigungsminister Robert McNamara –, sagte er, dass ihm der Film nicht gefallen habe. Es gebe nichts, wofür sich McNamara hätte entschuldigen müssen.

Um seine Autobiografie zu schreiben, hatte Rumsfeld auf jene Memos zurückgegriffen, die er während seiner Ministerzeit an seine Mitarbeiter verschickt hatte. Die Memos, die er als Gedankenstütze für sich selbst verfasst hatte, waren entlarvender. Er hatte jeden Tag unzählige Memos diktiert, 20 000 allein während seiner Zeit in der Regierung Bush.

Mich faszinierten diese Dokumente. Was sind sie? Ein Versuch, Geschichte zu kontrollieren? Belege, um Kritik entkräften zu können? Dokumente, die etwas erklären sollen? Dokumente, die etwas verschleiern sollen? Oder alles zusammen?

Rumsfeld gewährte meinem Produzenten und mir Zugang zu einer Memo-Sammlung, die noch nie veröffentlicht worden war. Diese Memos zeigen einen bestimmten Ausschnitt der Historie – nicht die Tatsachen, sondern Geschichte, wie Rumsfeld sie festschreiben wollte, im Moment des Geschehens und subjektiv. Was wollte er uns glauben lassen? Ich bat Rumsfeld darum, die Memos vor laufender Kamera vorzulesen und sie dann zu erläutern. Er war einverstanden. Das war eine außergewöhnliche Gelegenheit. Ich musste sie nutzen, um mich auf Rumsfeld einzulassen, um zu versuchen, die Dinge aus seiner Perspektive zu betrachten. Mein Film sollte

Geschichte von innen betrachten – keine Chronik der Ereignisse, sondern eine Art Seelenlandschaft. Wie Rumsfeld denkt, wie er sich und uns die Welt erklärt.

Diese Landschaft war erheblich merkwürdiger, als ich erwartet hatte. Wir diskutierten über den Beginn des Irakkriegs am 19. März 2003, die Bombardierung des Geländes in Dora im Süden Bagdads, wo das Versteck von Iraks Präsident Saddam Hussein vermutet wurde.

Morris: Wenn es das Ziel dieses Krieges ist, Saddam Hussein loszuwerden, warum können sie dann nicht einfach ein Attentat auf ihn verüben? Warum muss man in sein Land einmarschieren?

Rumsfeld: Wer ist „sie“?

Morris: Wir!

Rumsfeld: Sie haben „sie“ gesagt. Sie haben nicht „wir“ gesagt.

Morris: Gut, ich formuliere es anders. Warum müssen wir dort einmarschieren?

Rumsfeld: Wir verüben keine Attentate auf Führer anderer Staaten.

Morris: In Dora haben wir uns aber größte Mühe gegeben.

Rumsfeld: Das war eine Kriegshandlung.

Ich habe 34 Stunden lang mit Rumsfeld gesprochen, länger als mit jedem anderen Interviewpartner zuvor. Er kann sympathisch sein, onkelhaft und selbstironisch. Aber er kann auch sehr dominant auftreten. Gleichzeitig bestritt er immer wieder, dass er sich jemals durchgesetzt habe, indem er Leute schikanierte oder einschüchterte. Ich fragte ihn, ob sich seine Generäle mit seiner Strategie für den Irak einverstanden erklärt hätten, weil sie Angst vor ihm gehabt hätten, Angst vor ihrem Boss. Er widersprach entschieden: „Leute mit drei oder vier Sternen auf der Uniform

FOTOS: NFP MARKETING & DISTRIBUTION (O.); ALESSANDRO BIANCHI / REUTERS (L.)

sollten vor nichts und niemandem Angst haben.“

Rumsfeld hat eine unverwechselbare Art, mit Sprache umzugehen. Ich fühlte mich an George Orwell erinnert. In Orwells Roman „1984“ dient Sprache, „Neusprech“, als Kontrollinstrument, ganz bewusst. Bei Rumsfeld hatte ich das Gefühl, etwas Kompliziertes zu beobachten: einen Mann, der Sprache benutzt, um etwas zu verschleiern, vor anderen, aber auch vor sich selbst. Bei den Pressekonferenzen des Pentagons hatte er ständig die Definitionen jener Begriffe infrage gestellt, die die Debatte um Amerikas Kriege prägen: „Präventivkrieg“, „Aufstand“ oder der berühmte „Sumpf“, in dem die USA einst in Vietnam steckten. Es wirkte beinahe, als ginge es ihm darum, einen Sicherheitsabstand zur Wirklichkeit zu wahren.

Viele Menschen erinnern sich an Rumsfelds berühmten Spruch über „das bekannte Bekannte“, „das bekannte Unbekannte“ und „das unbekannte Unbekannte“, den er während einer Pressekonferenz machte. Aber nur wenige wissen noch, dass dieser Spruch seine Antwort auf die Frage war, welche Beweise wir hätten, dass Saddam Hussein mit Terroristen zusammenarbeiten würde – dabei war diese Behauptung überhaupt erst die Begründung für den Krieg gewesen.

Je öfter ich mir diesen Auftritt angesehen habe, desto mehr wurde mir klar, dass Rumsfeld überhaupt keine Antwort gegeben hatte. Es war der Versuch, das Thema zu wechseln und die konkreten Fragen der Reporter in eine abstrakte Debatte über Wissen an sich zu verwandeln: „Manchmal haben wir Beweise, und manchmal haben wir keine; manchmal wissen wir, wonach wir suchen müssen, und manchmal wissen wir es nicht.“

Selbst heute ist es fast unmöglich herauszufinden, was Rumsfeld weiß, was er glaubt und was er uns einzureden versucht. Als ich ihn am Ende fragte, ob es wirklich der Weisheit letzter Schluss gewesen sei, Krieg gegen den Irak zu führen, gab er eine kurze Antwort: „Time will tell“, die Zukunft wird es zeigen.

Der Film ist keine Geschichtsstunde, sondern das Porträt eines Mannes – und der Versuch dieses Mannes, sich der Nachwelt zu erklären. Rumsfelds Abschlussarbeit, die er 1954 als Student an der Universität Princeton verfasste, ist ein Aufsatz über die Macht des Präsidenten. Auf der letzten Seite heißt es: „Lasst uns dankbar sein, dass wir in einem Land leben, wo wir von den Mächtigen verlangen können: ‚Gib Rechenschaft über deine Verwaltung.‘“

© VANITY FAIR



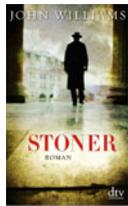
Video: USA-Korrespondent Marc Hujer über „The Unknown Known“

spiegel.de/app272014rumsfeld
oder in der App DER SPIEGEL

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *buchreport*; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon**
Das goldene Ei Diogenes; 22,90 Euro
- 2 (2) **Jan Weiler**
Das Pubertier Kindler; 12 Euro
- 3 (3) **Marc Elsberg**
ZERO – Sie wissen, was du tust Blanvalet; 19,99 Euro
- 4 (6) **Jonas Jonasson**
Die Analphabetin, die rechnen konnte Carl's Books; 19,99 Euro
- 5 (5) **Frank Schätzing**
Breaking News Kiepenheuer & Witsch; 26,99 Euro
- 6 (4) **Donna Tartt**
Der Distelfink Goldmann; 24,99 Euro
- 7 (13) **John Williams**
Stoner dtv; 19,90 Euro


1965 in den USA erschienen, aber erst jetzt gefeiert: Drama um einen Universitätsprofessor, dem schwant, dass er nie glücklich werden wird
- 8 (14) **Simon Beckett**
Der Hof Wunderlich; 19,95 Euro
- 9 (7) **Karen Rose**
Todesschuss Knaur; 19,99 Euro
- 10 (9) **Veronica Roth**
Die Bestimmung – Letzte Entscheidung cbt; 17,99 Euro
- 11 (11) **Horst Evers**
Vom Mentalen her quasi Weltmeister Rowohlt Berlin; 18,95 Euro
- 12 (12) **Ildikó von Kürthy**
Sternschanze Wunderlich; 17,95 Euro
- 13 (10) **Martin Walker**
Reiner Wein Diogenes; 22,90 Euro
- 14 (8) **Hanns-Josef Ortheil**
Die Berlinreise Luchterhand; 16,99 Euro
- 15 (17) **Timur Veres**
Er ist wieder da Eichborn; 19,33 Euro
- 16 (16) **Graeme Simsion**
Das Rosie-Projekt Fischer Krüger; 18,99 Euro
- 17 (15) **Romain Puértolas**
Die unglaubliche Reise des Fakirs, der in einem Ikea-Schrank feststeckte S. Fischer; 16,99 Euro
- 18 (20) **Haruki Murakami**
Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki DuMont; 22,99 Euro
- 19 (18) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro
- 20 (19) **Joachim Meyerhoff**
Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro

Sachbuch

- 1 (1) **Christian Wulff**
Ganz oben Ganz unten C. H. Beck; 19,95 Euro


Seit zwei Wochen auf Platz eins: die Mediensichelte des ehemaligen Bundespräsidenten
- 2 (2) **Wilhelm Schmid**
Gelassenheit – Was wir gewinnen, wenn wir älter werden Insel; 8 Euro
- 3 (4) **Roger Willemsen**
Das Hohe Haus S. Fischer; 19,99 Euro
- 4 (3) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis**
Diese schrecklich schönen Jahre Gräfe und Unzer; 17,99 Euro
- 5 (5) **Matthias Weik / Marc Friedrich**
Der Crash ist die Lösung Eichborn; 19,99 Euro
- 6 (14) **Frank Schirrmacher**
Ego. Das Spiel des Lebens Blessing; 19,99 Euro
- 7 (8) **Dieter Hildebrandt**
Letzte Zugabe Blessing; 19,99 Euro
- 8 (7) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft Edel Books; 17,95 Euro
- 9 (6) **Glenn Greenwald**
Die globale Überwachung Droemer; 19,99 Euro
- 10 (9) **Volker Weidemann** **Ostende – 1936, Sommer der Freundschaft** Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro
- 11 (11) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler DVA; 39,99 Euro
- 12 (12) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 13 (–) **Peter Sloterdijk**
Die schrecklichen Kinder der Neuzeit Suhrkamp; 26,95 Euro
- 14 (13) **Peter Hahne**
Rettet das Zigeuner-Schnitzel! Quadriga; 10 Euro
- 15 (20) **Peter Wensierski**
Die verbotene Reise DVA; 19,99 Euro
- 16 (10) **Axel Hacke**
Fußballgefühle Kunstmann; 16 Euro
- 17 (–) **Andreas Englisch**
Franziskus – Zeichen der Hoffnung C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 18 (–) **Christine Westermann**
Da geht noch was Kiepenheuer & Witsch; 17,99 Euro
- 19 (19) **Jaron Lanier**
Wem gehört die Zukunft? Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
- 20 (16) **Jenke von Wilmsdorff**
Wer wagt, gewinnt Bastei Lübbe; 14,99 Euro



Ehebrecherin und Engel

Literaturkritik „Der scharlachrote Buchstabe“ neu übersetzt – Nathaniel Hawthornes Romanfigur Hester Prynne bleibt ein Faszinosum.

Da steht sie mit ihrem drei Monate alten Kind auf dem Arm. Sie tritt geradewegs aus dem schweren Gefängnis und sieht sich einer gaffenden, nach Bestrafung gierenden Menschenmenge gegenüber. Besonders die Frauen tun sich mit Rufen hervor: „Dieses Weib hat Schande über uns alle gebracht und muss sterben.“

Rot leuchtend prangt der Buchstabe A auf ihrer Brust, aus feinem Stoff gewebt und kunstvoll am Kleid befestigt. Hester Prynne heißt die Verbrecherin. Und ihre Schuld ist ebendieses Kind, das nicht von dem seit Längerem verschollenen Ehemann stammen kann und dessen tatsächlichen Vater sie um keinen Preis verraten will. Das bringt die Puritanergemeinde, auch die hohen Herren von Kirche und Staat, ganz besonders gegen sie auf.

Es ist die berühmt-grandiose Eröffnungsszene des Romans „Der scharlachrote Buchstabe“ von Nathaniel Hawthorne, der erstmals 1851 auf Deutsch erschien und jetzt in einer neuen Übersetzung vorliegt. Die Geschichte beginnt (nach einem längeren Prolog) an einem Sommertag des Jahres 1642 in der Gemeinde Salem, der Puritanerhochburg im Norden von Boston, die Jahrzehnte später durch brutale Hexenprozesse von sich reden machen wird.

Die Strafen waren drakonisch zu jener Zeit. Wenige Jahre bevor die Handlung einsetzt, hatte man dem Publizisten William Prynne für seine Kritik am Königshof beide Ohren abgeschnitten und später die Buchstaben S und L in die Wangen gebrannt (für „seditious libeller“, aufrührerischer Verleumder). Jürgen Bröcan, der Übersetzer der neuen deutschen Ausgabe, weist im Anmerkungsteil darauf hin, dass Nathaniel Hawthorne mit dem Nachnamen seiner Heldin darauf angespielt haben dürfte.



Filmszene mit Demi Moore als Hester Prynne 1995

Doch der amerikanische Romanautor ist gnädig und erspart seiner Heldin die Hinrichtung, auch eine mögliche Auspeitschung. Er preist vielmehr die schöne, sinnliche Hester für ihr Standhalten – und die moderat moderne Übersetzung findet elegante deutsche Entsprechungen: „Sie hatte dunkles, fülliges Haar, das so glänzte, dass es das Sonnenlicht schimmernd abschüttelte, und ein Gesicht, das nicht nur durch regelmäßige Züge und reichen Ausdruck schön war, sondern auch jene Eindringlichkeit besaß, die zu markanter Stirn und tiefschwarzen Augen gehörte.“

Hawthornes Roman ist eines der grundlegenden Werke der amerikanischen Literatur. In die deutsche Sprache ist er vielfach übersetzt worden. Es gibt zahlreiche Verfilmungen, die erste stammt aus dem Jahr 1916, auch der deutsche Regisseur Wim Wenders hat sich 1973 an den Stoff gewagt. Es gibt außerdem mehrere Opern und literarische Variationen – allein John Updike hat sich in dreien seiner Romane ausdrücklich auf den „Scharlachroten Buchstaben“ bezogen.

Updike interessierte sich in erster Linie für die Dreieckskonstellation bei Hawthorne, ihn faszinierte „die Elektrizität, die emotionale Spannung, nicht nur zwischen der Ehefrau und dem Liebhaber sowie zwischen Ehefrau und Ehemann, sondern auch zwischen dem Ehemann und dem Liebhaber“, es passiere „auf jeder Seite des Dreiecks“ etwas.

Tatsächlich bahnt sich der eigentliche Konflikt des Romans, nämlich der zwischen diesen drei Personen, in der Eröffnungsszene bereits an. Wie in einem Krimi ist hier, für den Leser zunächst kaum sichtbar, alles schon vorhanden und das kommende Drama erzählerisch vorbereitet: Inmitten der Zuschauer-menge verfolgt der lange vermisste Ehemann die Befragung der am Pranger stehenden Frau, und der Kindsvater befindet sich unter den edlen Herren, die Hester auffordern, den Sünder zu nennen, der sie in diese Lage gebracht hat.

Die Strafe dafür, dass sie – aus Liebe – so beharrlich schweigt, besteht darin, den Buchstaben als Zeichen ihrer Schande für alle sichtbar tragen zu müssen. Das A: Es steht wahrscheinlich für „adulteress“, Ehebrecherin, auch wenn das Wort im Original an keiner Stelle vorkommt.

Allerdings macht der Buchstabe auf Hesters Brust im Laufe der sieben Jahre, die die Geschichte währt, einen Bedeutungswandel durch. Nachdem die einst so aufgebrachte Salemer Bevölkerung sich an dessen Anblick gewöhnt hat und sich von der Unbeugsamkeit der Sünderin, die sich um Arme und Kranke kümmert, sogar beeindruckt zeigt, steht der Buchstabe in ihren Augen nun eher für „angel“, Engel.

Hawthorne, der diese Geschichte mal als Kolporteur einer Legende, mal als intimer Kenner der Psyche seiner Figuren erzählt, steht deutlich aufseiten der Sünderin, deren um viele Jahre älterem Ehemann er im Roman entgegenhält: „Zittern sollen die Männer, wenn sie die Hand einer Frau gewinnen, ohne zugleich auch die äußerste Leidenschaft ihres Herzens zu erlangen!“

Ein herrlicher Roman – und was für ein Glück, eine Verlagskultur zu haben, die sich derart aufwendig hergestellte Ware leistet: ein in leuchtendes Rot gebundenes Buch, eine glänzende neue Übersetzung, akribisch recherchierte Anmerkungen nebst Nachwort, außerdem noch ergänzende Auszüge aus Hawthornes Tagebuch und, nicht zu vergessen, zwei rote Lesebändchen.

Volker Hage



Nathaniel Hawthorne
Der scharlachrote Buchstabe

Aus dem Englischen von Jürgen Bröcan. Carl Hanser Verlag, München; 480 Seiten; 27,90 Euro.

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) E-Mail spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Wolfgang Büchner (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry, Clemens Höges

MITGLIED DER CHEFREDAKTION Nikolaus Blome (Leiter des Hauptstadtbüros)

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR Rüdiger Ditz

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO
Stellvertretende Leitung: Christiane Hoffmann, René Pfister. *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Horand Knaup, Ann-Katrin Müller, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmeigel, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stodt (Meldungen). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrepf, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wacker, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Susanne Amann (stellv.), Marcel Rosenberg (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Markus Brand, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klauwiter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Rühl, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samira Shafiq, Daniel Steinworth, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorriss, Susanne Beyer (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stiegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Thomas Hüetlin, Dr. Joachim Kronsbein, Dr. Romain Leick, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KULTURSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Ulrich Fichtner, Matthias Geyer, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Fiona Ehlers, Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ansbert Kneip, Katrin Kuntz, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Cordt Schnibben, Alexander Smolczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klufmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzvedel, Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Alexander Epp, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.), Katharina Lükens (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basillon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (00121) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselte (stellv.); Cornelia Baumann, Luder Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, André Stephan, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katja Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödriger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN

DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Riesenchaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäschen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. (001617) 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlnberg 8018, Kapstadt, Tel. (002721) 4261919

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. (0044203) 4180610, Fax (0044207) 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. (007495) 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Alexander Osang, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P. O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P. O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Daimachi 4-44-8, Hachioji, Tokio 193-0931, Tel. (0081426) 73887

WARSAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Mare Hujer, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahl (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilken, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Güssek, Jessica Kensisick, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd MUSA, Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Maria Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulja Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tursko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Sturm, Rainer Szirma, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windebandt, Anika Zeller, Malte Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 68 vom 1. Januar 2014

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Ahrensburg / Prinovis, Dresden

MIX Papier
FSC® C020233

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffke

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, finden Sie unter der Webadresse www.spiegel.de/briefkasten Hinweise, wie Sie die Redaktion erreichen und sich schützen. Wollen Sie wegen vertraulicher Informationen direkt Kontakt zum SPIEGEL aufnehmen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Briefkasten, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
PGP-verschlüsselte Mail: briefkasten@spiegel.de (den entsprechenden PGP-Schlüssel finden Sie unter www.spiegel.de/briefkasten)
Telefon: 040-3007-0, Stichwort „Briefkasten“

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Angebot in Leserkreisen nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom. Deutschland, Österreich, Schweiz: Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland:
New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nysyn-paris@nytimes.com Tel.: (00331) 41439757

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: (0228) 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124

Abonnementspreise
Inland: 52 Ausgaben € 218,40
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UNISPIEGEL

Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80 (der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Kundenservice Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de



Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070, www.spiegel.de/abo



Ich bestelle den SPIEGEL
 für € 4,20 pro Ausgabe
 für € 3,90 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 3,30)
 für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,48) zusätzlich zur Normallieferung.

Eilbotenzustellung auf Anfrage. Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

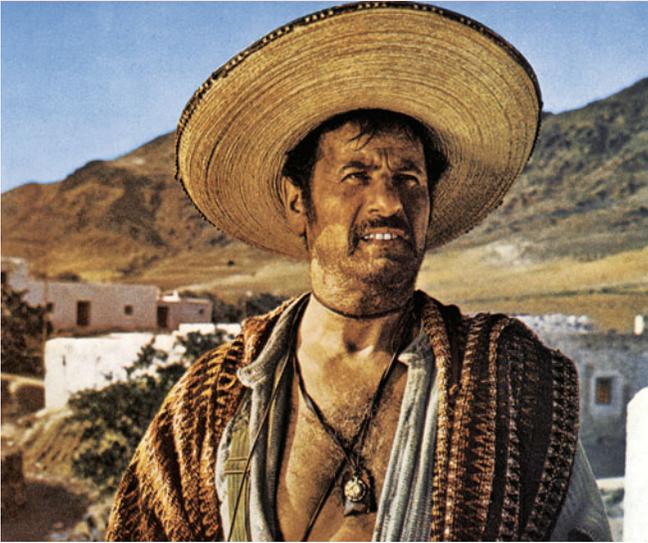
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP14-001, SD14-006
SD14-008 (Upgrade)

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzler aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzler

INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONSBLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 370 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Paramus, NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.



ELI WALLACH, 98

Er liebte es, dem Bösen sein Gesicht zu geben. Nur wenige Schauspieler konnten dem Zuschauer das Vergnügen, auf jede Art von Anständigkeit zu pfeifen, so nahebringen wie er – seine Darstellungen waren fröhliche Hohelieder auf die Niedertracht. Wallach, durch die Western „Die glorreichen Sieben“ (1961) und „Zwei glorreiche Halunken“ (1967) bekannt geworden, war das ewige schlechte Vorbild, an dem man sich kaum sattsehen konnte. Auf der Bühne habe er oft Männer spielen müssen, die an der Welt und an sich selbst verzweifeln, sagte er. Seine Kino-Bösewichte seien komplexer. Als Sohn jüdischer Immigranten in Brooklyn geboren, lernte Wallach im Actors Studio Schauspielerei. Wie viele Darsteller seiner Generation neigte er manchmal zu übertriebener Psychologisierung, doch in seinen Schurkenrollen siegte der Pragmatismus über die Einfühlung. Seine Figuren verhielten sich nicht deshalb schäbig, weil sie eine miese Kindheit gehabt hatten, sondern weil es ihnen Vorteile brachte. Seinen letzten großen Auftritt hatte er 2010 in Oliver Stones „Wall Street“-Fortsetzung, als greiser und weiser Banker, der schon die Große Depression erlebt hat. Eli Wallach starb am 24. Juni in New York. lob



STEPHANIE KWOLEK, 90

Ihre Karriere begann die Tochter polnischer Einwanderer im Versuchslabor des Chemiekonzerns DuPont im amerikanischen Delaware. Dort forschte die junge Wissenschaftlerin nach leichteren Materialien für Autoreifen. 1964 entdeckte sie durch einen „glücklichen Zufall“ (Kwolek) die Grundlage für die goldgelbe Kunstfaser

Kevlar. Als sie bemerkte, wie „unglaublich stark“ die Faser war, wusste sie, dass sie etwas Herausragendes erfunden hatte. Kevlar ist wesentlich leichter als Stahl sowie säurebeständig und feuerfest. Besonders gut geeignet ist das Material für die Herstellung von schusssicheren Westen. Zahlreiche andere Produkte wie Flugzeugteile, Kabel und Schutzhandschuhe werden inzwischen ebenfalls unter Verwendung der Faser hergestellt. DuPont hat mit Kwoleks Entdeckung mehrere Milliarden Dollar verdient, sie selbst profitierte finanziell kaum davon. Stephanie Kwolek starb am 18. Juni in Wilmington, Delaware. kle



ANA MARÍA MATUTE, 88

Die Literatur sei „der rettende Leuchtturm in meinen Unwettern“, sagte die Schriftstellerin, als ihr 2010 der Cervantespreis verliehen wurde. Die aus Barcelona stammende Autorin und Hochschulprofessorin war erst die dritte Frau, die den wichtigsten Literaturpreis der spanischsprachigen Welt erhielt. Auch in der königlichen spanischen Sprachakademie hatte es vor ihr erst zwei weibliche Mitglieder gegeben. Viele der Romane und Erzählungen, die Matute in sieben Jahrzehnten veröffentlichte, handeln von den inneren und äußeren Unwettern vor allem der Kindheit und Jugend. Ein zentrales Thema ihrer zwischen Realismus und Fantastik oszillierenden Literatur ist der Verlust der Unschuld. Ihre eigene, vom Ausbruch des Bürgerkriegs jäh beendete Kindheit war dafür prägend. In deutscher Übersetzung wurde vor allem „Der vergessene König Gudú“ (2003) bekannt. Bis zuletzt schrieb die gesundheitlich angeschlagene Katalanin an einem neuen Buch, das im Herbst erscheinen wird. Ana María Matute starb am 25. Juni in Barcelona. nul



WALTER ZUBER, 71

Als er 2004 einen Schlaganfall erlitt, gab es viele in Rheinland-Pfalz, die sich gar nicht

mehr daran erinnern konnten, dass es jemals einen anderen Innenminister in diesem Bundesland gegeben hatte als Zuber. Der damals 61-jährige SPD-Politiker aus Alzey war schon 14 Jahre im Amt und galt damit als dienstältester Landes-Innenminister. Und er hätte gern noch ein paar Jahre draufgelegt. Regierungschef Kurt Beck musste Zuber erst in einem intensiven Gespräch davon überzeugen, dass die Gesundheit wichtiger ist als das Amt. Zuber, der sich als Minister unter anderem für die Partnerschaft zwischen Rheinland-Pfalz und Ruanda starkgemacht hatte, blieb noch drei Jahre als einfacher Abgeordneter im Mainzer Landtag und schied dann aus der aktiven Politik aus. Walter Zuber starb am 25. Juni in Mainz. mab



SALWA AL-BUGHAIGIS, 48

Vor der Revolution, als Libyen noch kein zerfallener Staat war, in dem sich Milizen bekriegen, sondern ein Land, das gegen einen Despoten aufbegehrte – da war Salwa al-Bughaigis eine Kämpferin der Vernunft. Die Anwältin für Zivilrecht verteidigte politische Gefangene und organisierte den Beginn der friedlichen Revolution gegen Muammar al Gaddafi. Sie stritt für ein demokratisches Libyen, für eine Verfassung, freie Wahlen und die Entwaffnung der Rebellen nach dem Sieg. Sie, die immer lautstark für Frauenrechte und gegen islamischen Extremismus eintrat, erhielt seit Monaten Morddrohungen. Vergangenen Mittwoch drangen fünf Vermummte in ihr Haus ein und schossen ihr in den Kopf. Salwa al-Bughaigis starb am 25. Juni in Bengasi. jst



Prinz Eisenmann

Der dänische Thronfolger **Frederik**, 46, nahm am internationalen Øresund-Triathlon nördlich von Kopenhagen teil und festigte so seinen Ruf als „Action-Prinz“. Die 1900 Meter Schwimmen, 90 Kilometer Radfahren und 21,1 Kilometer Laufen absolvierte er innerhalb von fünf Stunden und zwei Minuten und belegte Platz 30 in der Altersgruppe der 45- bis 49-Jährigen. Prinz Frederik hatte im vergangenen Jahr bereits die Königsdisziplin der Ausdauersportler in Kopenhagen bewältigt: den Ironman (3,9 Kilometer Schwimmen, 180 Kilometer Radfahren und 42,2 Kilometer Laufen). Er benötigte zehn Stunden, 45 Minuten und 32 Sekunden. Seither gilt er, so der dänische Fernsehsender TV2, als „der erste royale Ironman der Welt“. red

Roman mit Persönlichkeit

Die einstige Präsidentschaftskandidatin Kolumbiens und langjährige Geisel der Farc-Rebellen **Ingrid Betancourt**, 52, hat ein neues Buch veröffentlicht. Ihre Autobiografie „Kein Schweigen, das nicht endet“ von 2010 verkaufte sich millionenfach. Der nun in Frankreich erschienene Roman „La ligne bleue“ wird von Kritikern als Sommerlektüre à la Isabel Allende gefeiert. „Die blaue Linie“ erzählt eine Liebesgeschichte während der Militärdiktatur in Argentinien. Betancourt, die als Geisel „Gott gefunden hat“ und heute Theologie in Oxford studiert, verleiht ihrer Heldin übernatürliche Kräfte. Die Protagonistin ist wie die Autorin eine starke Persönlichkeit und lässt sich auch als Gefangene der Todesschwadronen nicht einschüchtern. red



Tschüs, Don Juan

So abstoßend sah der Schauspieler **Johnny Depp**, 51, noch nie aus: Als James „Whitey“ Bulger trägt er Halbglätze, Bauch und schlecht sitzende Hosen. In dem Film „Black Mass“ wird die wahre Geschichte des amerikanischen Verbrechers Bulger erzählt, der wegen der Beteiligung an diversen Kapitalverbrechen, darunter mindestens elf Morde, im vergangenen Jahr zu zweimal lebenslanglich verurteilt wurde und jetzt in Arizona einsitzt. Der zweimal als „Sexiest Man Alive“ gekürte Depp verbringt offenbar viel Zeit in der Maske, um so hässlich auszusehen, wie es Fotos vom Drehort zeigen. Ob die breiten Hüften ebenfalls ein Resultat äußerer Einflüsse sind oder der Schauspieler einfach ein paar Kilo zugenommen hat, ist nicht bekannt. Der Film soll nächstes Jahr in die Kinos kommen. ks



Willie Nelson, 81, Countrymusic-Star und bekennender Marihuana-Konsument, fordert Kiffer in ganz Amerika auf, ihre Bürgerrechte wahrzunehmen. Am Wahltag, so der Sänger und Songwriter in einem Interview mit den *CelebStoner News*, solle man erst nach dem Urnengang kiffen, damit man nicht vergisst, wählen zu gehen. Der Gründer der „Teapot Party“ wirbt um Stimmen für Kandidaten, die für die Freigabe von Marihuana kämpfen. Die Marihuana-Legalisierung in den US-Staaten Colorado und Washington hat Nelson überrascht: „Ich dachte nicht, dass ich das noch erlebe.“ ks



Oleg Michejew, 46, Duma-Abgeordneter der Partei Gerechtes Russland, beantragte bei der Eurasischen Zollunion ein Importverbot für gesundheitsschädliches Schuhwerk. Anlass für seine Initiative, mit der er auch High Heels fernhalten will: Die Armee habe dieses Jahr erstmals Rekruten mit Plattfüßen einziehen müssen, mangels gesunder Kandidaten, rund 40 Prozent der Bevölkerung seien von der Deformation betroffen. Bei der Zollunion heißt es, der Antrag könne aus „formalen Gründen“ nicht berücksichtigt werden, zuständig sei das Gesundheitsministerium. red

Tisch und Bett

„Wird Clooneys Freundin holländisch?“, fragt der *Sunday Telegraph*. Aber eine weitere Staatsbürgerschaft dürfte die Anwältin **Amal Alamuddin**, 36 – bis zur Verlobung mit George Clooney im Frühjahr dieses Jahres nur in juristischen Fachkreisen bekannt –, kaum annehmen. Die Juristin mit libanesischem und britischem Pass verlegt nur ihren Schreibtisch in die Niederlande: Die Londoner Kanzlei Doughty Street Chambers, Alamuddins Arbeitgeber, eröffnet ein Büro in Den Haag. Die Expertin für Menschenrechte hat verstärkt am Internationalen Gerichtshof zu tun: Alamuddin will erreichen, dass dort der Fall des ehemaligen libyschen Geheimdienstchefs Abdullah al-Sanussi verhandelt wird, der in seiner Heimat wegen Massenmordes angeklagt ist und dem die Todesstrafe droht. Auch in Italien könnte Alamuddin demnächst mehr Zeit verbringen: Am Comer See besitzt ihr Verlobter eine Luxusvilla, dort soll angeblich im September die Hochzeit stattfinden. ks

FOTOS: BULLSPRESS / ESSENTIAL PICTURES (O.); GETTY IMAGES (U.L.); CORBIS (U.R.)



Vivienne Westwood, 73, britische Modedesignerin, ist eine Woche lang quer durch England gereist, um gegen Fracking zu protestieren. Bei der umstrittenen Methode zur Erdgas- und Ölförderung werden Chemikalien in die Erde gepumpt, wodurch das Grundwasser gefährdet werden kann. Die Regierung behandle die Bürger des Landes bei diesem Thema wie Versuchskaninchen, sagt Westwood. Es gibt keine verlässlichen Erkenntnisse über mögliche Folgen. Im Jahr 2011 investierte Westwood, Erfinderin der Punkmode, eine Million Pfund in Projekte zur Rettung des Regenwaldes. clv



James Patterson, 67, amerikanischer Krimi-Bestsellerautor, weitet seine Fürsorge für den Buchhandel aus. Nachdem er eine Million Dollar gespendet hat, um unabhängige Buchläden in den USA zu unterstützen, kündigte er jetzt an, weitere 250 000 Pfund bereitzustellen. Dieses Geld soll Buchhandlungen in Großbritannien und Irland zugutekommen, die sich um die Nachwuchsleserschaft bemühen. Patterson glaubt, dass immer weniger Kinder Zugang zu Literatur haben, weil immer mehr Läden schließen, die mit dem Internethandel nicht konkurrieren können. red

Aus der *Frankfurter Allgemeinen*: „Selbst die deutschen Könige, als sie am Ende des Ersten Weltkriegs 1918 abdankten, blieben nicht in den Städten, sondern zogen sich aufs Land zurück. Dort leben die meisten von ihnen noch heute.“



Werbung an einem Auto in Friedrichstadt

Aus der *Rhein-Zeitung*: „Nach wochenlanger Suche hat die italienische Polizei auf dem Seegrund die zerstückelte Leiche einer Pornodarstellerin entdeckt ... Die Polizei geht von einer Gewalttat aus.“

Ratsherr spielt in Sitzung auf iPad

Sebastian Kraatz (FDP) von Rede gelangweilt. Stadt will mehr Geräte anschaffen

Aus der *Westfalenpost*

Aus dem *Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg* über das Ulmer Münster: „Auf 70 und auf 102 Meter Höhe gibt es Galerien, selbstmörderischere Metallzäune machen sie zu luftigen Käfigen.“

Freie Wähler-Bürger Für Oldenburg (FW-BFO)
Nationalsozialistische Partei Deutschlands (NPD).

Wahlanzeige gem. § 22 NKWG

Aus den Amtlichen Bekanntmachungen für die Wahl zum Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg in der *Nordwest-Zeitung*

Aus dem *Journal der Main-Spitze*: „Und immer wieder kommen Legenden wie Keyboard-Kobold Don Preston, der inzwischen verstorbene Trommler Jimmy Carl Black oder Bassist Roy Estrada, die ab 1965 in Zappas schriller Band ‚Mothers of Invention‘ als ‚musikalische Müll-Skulpturen‘ schockierten. Seit vielen Jahren touren sie als ‚Grandmothers of Invention‘ erfolgreich durch die Welt.“

Terror-Touris ab

60 Beamte gingen gegen Urlauber mit Bierflaschen vor

Aus der *Hamburger Morgenpost*

Auf die Plätze! Gestalten Sie Ihre Stadt!



Worum geht es?

Gesucht werden neue Entwürfe, die das Leben in der Stadt verbessern. Die Objekte sollen reproduzierbar sein und eine Antwort geben auf die Frage: Wie soll der öffentliche Raum gestaltet sein, in dem wir zusammen leben?

Was gibt es zu gewinnen?

Einen Jury-Preis und einen Publikumspreis. Beide sind mit jeweils 2.500 Euro dotiert.

Wie kann man teilnehmen?

Wettbewerbsbedingungen und Formulare sind unter: www.spiegel.de/orange zu finden.

Wie läuft der Wettbewerb ab?

Die Einreichungsfrist läuft bis 31.8.2014. Am 29.9.2014 wird auf SPIEGEL ONLINE die Shortlist veröffentlicht, über die dann die Leser abstimmen. Am 27. Oktober werden die Gewinner im KulturSPIEGEL und auf SPIEGEL ONLINE bekannt gegeben.

www.spiegel.de/orange



In Kooperation mit
BAUHAUS
Wenn's gut werden muss.

Zitate

Die „*Neue Zürcher Zeitung*“ zum SPIEGEL-Bericht „*Schamhaftes Schweigen*“ über die Bieterschlacht zwischen dem US-Unternehmen General Electric (GE) und Siemens um den französischen Alstom-Konzern (Nr. 26/2014):

Mit Alstom kommen auf GE allerdings Probleme in der Heimat zu. In den USA wird laut einem Artikel im deutschen Magazin SPIEGEL gegen die Franzosen wegen Verdachts auf Korruption ermittelt, möglicherweise drohen Bußgelder in dreistelliger Millionenhöhe. Es geht dabei unter anderem um ein Geschäft zur Lieferung von Komponenten für ein Kraftwerk auf der indonesischen Insel Sumatra. Politiker und hochrangige Angestellte des Auftraggebers sollen gemäß Anklage bestochen worden sein. Die Untersuchungen wurden auf weitere Projekte in Asien und Südamerika ausgeweitet.

Die „*Washington Post*“ zum SPIEGEL-Bericht „*Lupenreine Demokraten*“ über den Widerstand des britischen Premiers David Cameron gegen einen möglichen EU-Präsidenten Jean-Claude Juncker (Nr. 23/2014):

Cameron, der für 2017 ein Referendum über die EU-Mitgliedschaft Großbritanniens angekündigt hat, warnte öffentlich vor einem Sieg Junckers: Das würde die Glaubwürdigkeit der Kommission gefährden. Wie das deutsche Nachrichten-Magazin SPIEGEL berichtete, ging Cameron in einer privaten Äußerung noch weiter. Am Rande eines kürzlichen Gipfeltreffens habe er gesagt, dass Juncker an der Spitze der Kommission die Briten nur weiter gegen die EU aufbringen und möglicherweise deren Austrittswillen verstärken würde.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Heft 26/2014 „*Gott, steh uns bei*“ über die christlich geprägte nordirakische Stadt Karakosch, vor deren Mauern die Kämpfer des ISIS stehen.

Am späten Mittwohabend vergangener Woche hat der radikalislamische ISIS damit begonnen, Karakosch zu beschießen. Die Stadt liegt 30 Kilometer von Mossul entfernt, 40.000 Christen leben dort. Die Bewohner von Karakosch hatten seit Tagen mit Angriffen des ISIS gerechnet. Tausende Christen verließen noch in der Nacht panisch ihre Stadt. Auch der Protagonist der SPIEGEL-Reportage, der 28-jährige Katholik Salam Kikhwa, floh mit seinen Eltern. Sie kamen bei einem befreudeten Lehrer im kurdischen Erbil unter.

